H. g. hum. Hanusch I. 9.,
103 p.F

Vorlesungen

über die allgemeine

Kulturgeschichte der Menschheit,

gehalten an der

Universität zu Olmütz im Jahre 1849

von

Dr. J. J. Hanusch.

BRÜNN.

Gedruckt und in Commission bei Karl Winiker.

1849.

218. B.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Vorrede.

Diese Vorlesungen erscheinen auf den Wunsch vieler meiner geehrten Zuhörer und Zuhörerinen hiermit öffentlich. Sie sind aus Heften abgedruckt, die den Vorlesungen unmittelbar nachgeschrieben, von mir durchgesehen wurden. Der Drang der Zeit ließ auf den Styl und die Harmonie der Gedankenübergänge nicht immer die Rücksicht nehmen, die das Publikum mit Recht von einem ruhig beim Pulte verfaßten Werke sonst fordert. Vielleicht ersetzt die Unmittelbarkeit der Rede einigermassen diesen Mangel. Ich sehe diese Blätter immer nur als eine Art Erinnerungs-Hefte an meine Vorlesungen an, möchte aber gerne durch sie auch zu dem größern Publikum gebildeter Leser jedweden Geschlechtes in entferntern Kreisen gesprochen haben, die sich für die Neugestaltung des politischen und socialen Lebens unserer Zeiten interessiren. Denn ich glaube in ihnen dem Wahne entgegengetreten zu sein, als seien die geistigen Regungen unserer Tage nur ein modernes vorübergehendes Gelüste und auch darin nachgewiesen zu haben, wie diese Regungen nur Rückeroberungen

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

und Entwicklungen sind von Kulturzuständen, die das Lebensglück der Menschheit bilden und mit ihren Wurzeln tief in die entferntesten Orte und Zeiten reichen. In diesen verweilte ich daher absichtlich oft länger, als in uns näher liegenden und daher auch bekannteren Kulturzuständen, um nur auf die Analogien, Parallelen und Kontraste des antiken, mittelalterlichen und modernen Kulturgeistes in seiner Riesenarbeit genauer aufmerksam machen zu können. Denn nichts ist so sehr ein Gegengift gegen den lebenssiechen Konservatismus sowohl, als gegen das unreife Sich-Ueberstürzen als die begründete Einsicht in das unendliche gedankenvolle Leben des historischen Kulturorganismus.

Den Herren, die mich freundschaftlichst bei der Herausgabe dieser Vorlesungen durch Fixirung und Redigirung derselben unterstützten, namentlich den Herren Mohyla und Scharschmidt sage ich hiermit öffentlich meinen Dank.

Meine Entfernung aber von dem Druckorte ließ leider nicht wenige Druckfehler im Werke selbst stehen, von denen ich die bedeutendsten sinnstörenden namentlich im 6 und 7 Bogen gleich hier anführe und den geneigten Leser um Verbesserung derselben noch vor der Lekture angelegentlichst ersuche.

Olmütz, am 11. Juli 1849.

Erste Vorlesung
über die

allgemeine Cultur-Geschichte der Menschheit.

Gehalten in Olmütz am 6. Jänner 1849.

(Die Welt ist die Geschichte. — Gattungen der Weltdinge. — Entwicklungsstufen, — Der Mensch ein Mikrokosmos. — Kultur oder Bildung. — Natürlichkeit. — Kulturgeschichte. — Die Menschenracen sind erklärlich durch das vorwiegende Erscheinen eines Lebensantheils im Menschen. Individuum.)

Aus — den Vorträgen nachgeschriebenen — Heften abgedruckt.

Die Welt ist die Geschichte selbst! Wie sonderbar auch dieser Ausdruck klingt, so wahr ist er doch. — Denn der Inbegriff alles Geschehenen ist ja die Welt selbst. Wir werden, wenn wir nämlich die Natur aufmerksam betrachten, kein einziges Moment finden, in dem wir nicht etwas Veränderliches fänden; Alles ist der Veränderung, Alles ist einem beständigen Wechsel unterworfen. Wenn wir bei irgend einem Dinge vom Sein, vom Bleiben, vom Verharren reden, so sind diese Ausdrücke nur relativ zu nehmen, es sind nur Ausdrücke für ein langsameres Verändern, weil wir eben nichts finden, dem wir vollständiges Bleiben und Sein zuschreiben könnten. Bei einer oberflächlichen Betrachtung der Dinge in der Außenwelt erscheinen uns allerdings einige als unverändert in ihrer Art, allein eine nähere Betrachtung zeigt uns gerade das Gegentheil. Betrachten wir nur z. B. die schon aus grauer Vorzeit hervorragenden Granitfelsen und man wird ihnen ihrer Struktur nach gewissermaßen eine Ewigkeit zuschreiben können; aber auch diese haben ihren Tag der Geburt oder des Entstehens und ihren Tag des Verwitterns, ihres Todes ebenso, wie ihn die Ein-

tagsfliege hat. Schneller oder langsamer, bemerkbarer oder unmerklicher, früher oder später — aber immer ist die Veränderung da. Es ist also das, was wir Welt nennen, ein stetes Werden, ein Reifen und Verschwinden, ein ewiger Wechsel. Auch wir Menschen sind dieser Veränderung unterworfen, wir ruhen nie, selbst im tiefsten Schlafe verändern wir uns, denn das Blut kreist fortwährend in uns, es ist das vegetative Leben thätig. Schon die Alten haben diesen Wechsel wahrgenommen. Die Griechen nannten die Natur »Fysis,« das Werdende, die Römer »Natura,« das Entstehende und im Slawischen bedeutet »Přiroda« oder »Přeroda« Natur, etwas stets Wechselndes.

Wenn man nun dies Werden, dies Geschehen aufmerksam betrachtet, so bemerkt man, daß es von zweifacher Art ist. Man bemerkt nämlich erstens eine Art Gleichförmigkeit der Veränderungen, z. B. den Wechsel der Jahreszeiten, das Auf- und Untergehen der Gestirne; man weiß, daß die Bieber ihre Häuser und die Bienen ihre Zellen noch ebenso bauen, wie sie selbe vor Jahrhunderten bauten. — Aber selbst diese Gleichförmigkeit ist der Veränderung unterworfen, obwol das Gegentheil vorherrschend zu sein scheint. Denn in dieser festen Regelmäßigkeit findet ein ewiger Fortschritt statt, eine immerwährende regelmäßigere Entwicklung. — Unsere Erde kreist um die Sonne, sie scheint sich immer gleich zu bleiben, aber der Proceß der Erdbildung ist noch keineswegs abgeschlossen. Sie entwickelt eine immerwährende Thätigkeit, sie strebt nach einem bestimmten Ziele, das dem Auge eines jeden Beobachters verhüllt bleibt; denn der Mensch sieht meist nur Gegenwärtiges, nur durch die Erfahrung Gegebenes. Auch die Wissenschaft liebt keine Schranken, kein Grad der Höhe ist ihr zu hoch, sie strebt fortwährend weiterhinan. Es ist auch Thatsache der neuen Wissenschaft, daß auch die Sonne nicht stille stehe. Selbst die Oberfläche der Erde war nicht immer dieselbe, wie wir sie jetzt antreffen. Sehen wir z. B. auf Ravenna, dieses war eine Hafenstadt, jetzt ist sie drei Meilen vom Meeresufer entfernt, so waren auch

Griechenland und Kleinasien einst vom Meere bedeckt, so sinkt der östliche Theil von Italien immer tiefer. Somit ist also ersichtlich, daß Alles einer ewigen Veränderung unterworfen ist; — daß also der Inhalt der Weltveränderung Regelmäßigkeit und Fortschritt, in unendlicher Mannigfaltigkeit ist. Durch die Welt geht immer ein Trieb nach Neuem, nach Abwechselndem, jedes neue Menschengeschlecht kommt in andere, in neue Zustände, daher ändert sich auch seine Lebensart mit andern, seine politische Ordnung, auch seine Körperbeschaffenheit. Es ist das Ideal jeder geselligen Verbindung, daß während eines vorherrschenden Zustandes sich schon ein besserer aus ihm entwickle, der zwar von dem ersten verschieden, doch in ihm wie ein Keim liegt. Ein starres System des Conservatismus duldet der Weltdrang in der Welt nicht; das stete Werden, das Verändern, das Geschehen, was die Welt eigentlich ist, schließt denselben aus. —

Wenn nun der Inhalt der Weltveränderung, Regelmäßigkeit und Fortschritt in unendlicher Mannigfaltigkeit ist, so müssen auch die sogenannten Gegenstände, an denen die Veränderung vor sich geht, mannigfaltig sein. Nach hergebrachter Sitte theilen wir die Dinge der Außenwelt in unorganische Bestandtheile, in Pflanzen, Thiere und Menschen ein. Diese angeführten Arten nun hält der gewöhnliche Beobachter für etwas ganz verschiedenes, er meint, daß sie in gar keiner Beziehung zu einander stehen, daß das Eine das sei, was das Andere nicht ist. Aber dem ist keineswegs so — denn die nach einander angeführten Arten sind nur Stufen des Werdens. — Die tiefste, die niedrigste Stufe ist das Unorganische. Betrachten wir den kahlen Fels, an demselben entwickeln sich an jenen Theilen, die naturgemäß dem Sonnenlichte und dem Regen ausgesetzt sind, zuerst Flechten, durch die Verwitterung derselben entstehen Moose, aus den Moosen entwickeln sich wieder andere Pflanzengattungen u. s. f. Die aus dem Unorganischen sich entwickelnde Pflanze bedarf immerfort des Unorganischen,

das in der Pflanze veredelt erscheint. Auch der Uebergang von der Pflanze zum Thiere ist nur ein allmähliger, denn es gibt Wesen, die man mit gleichem Rechte zu den Thieren wie zu den Pflanzen zählen kann, wir nennen sie Pflanzenthiere und Thierpflanzen. In diesem allmähligen Uebergange kann man nie die Grenze bestimmen und sagen: »hier habe dieses aufgehört und sei jenes geworden,« denn jede spätere oder höhere Stufe enthält die frühere oder niedere, aber veredelt, vervollkommt in sich. Das Thier äußert Alles, was die Pflanze, es ist Pflanze, aber das pflanzliche Leben ist bei ihm auf einer höheren Stufe. Jede folgende Stufe zehrt die vorige auf und gebraucht sie als Mittel; so hat die Pflanze das Unorganische, das Thier die Pflanze zum Mittel.

Betrachten wir nun den Menschen, so sehen wir, daß auch an ihm Alles, was wir vom Unorganischen und den andern Artstufen entwickelt haben, vorfindig ist und nur ein Merkmal ist es, das ihn zum Menschen bildet, wodurch er über die übrigen Geschöpfe hervorragt; dieß Merkmal ist das S e l b s t b e w u ß t s e i n, der Mensch weiß, was in seinem Innern und Aeußern vorgeht, während das Thier nur gewöhnliches Bewußtsein hat, d. h. es sieht, es hört, aber es unterscheidet nichts Inneres, es empfindet nur, falls man mit dem Worte Empfindung das Bewußtsein des Aeußern im Allgemeinen bezeichnen will. Es ist zu verwundern, wie schon der alte Grieche den Menschen und die Welt auffaßte, mit welchem Scharfsinn er den Menschen Mikrokosmos eine kleine W e l t nannte, weil sich an ihm alles wiederholt und zusammengefaßt vorfindet, was in der Natur gesondert vorkömmt.

Was ist also der Mensch?

Der Mensch ist die Lebens-Einheit vegetativer, animaler und humaner Funktionen, unter welch letzterem Ausdruck wir alles selbstbewußte Thun zusammenfassen wollen. Der gewöhnliche Sprachgebrauch fehlt auch, daß er das thierisch nennt, was eigentlich vegetativ genannt werden soll. Thie-

risch oder animal soll im Unterschiede des eigentlich Pflanzlichen oder Vegetativen nur das genannt werden, was sich im Empfinden, Spüren, Hören, Sehen u. dgl. äußert; das Vegetative besteht in der innern Hervorbringung von Gestaltungen, die räumlich sind, im Wachsen und Vermehren, welches Letztere ebenfalls ein Wachsen nur außer sich ist. Vieles, was man am Menschen thierisch nennt, ist nur vegetativ, aber beides hat er mit Thier und Pflanze gemein, nur durch den Grad der Entwicklung seines selbstbewußten oder humanen Lebensantheils ist er Mensch. Und dieser Grad nun, in welchem sich das humane Leben aus dem animalen und vegetativen entwickelt, heißt die Cultur oder Bildung.

Wer hat also wahre Cultur, wer hat echte Bildung? Cultivirt kann man wahrhaft nur Jenen nennen, der durch sein Selbstbewußtsein sich mitten im Gedränge der Weltbegebenheiten frei entwickelt, der den ganzen Stand der ihn umgebenden Dinge selbstbewußt durchschaut und ihn aus dem Dunkel der ursächlichen Vergangenheit abzuleiten versteht, der in der Gegenwart Inneres eindringt und seine Stellung darin und seinen Beruf erkennt. — Das Wort Bildung bedeutet im Altdeutschen freilich nur Formung, Gestaltung eines Ungeformten, Unbestimmten, aber man setzt es doch mit Recht dem Worte Cultur gleich, weil die eigentliche Form des Menschen sich erst dann entwickelt, wenn sich der Keim des selbstbewußten Humanen nicht blos in der Möglichkeit, sondern auch in der Wirklichkeit äußert. Was der eigentliche Inhalt des humanen Lebens ist und sein wird, läßt sich mit Worten nicht bestimmen, es ist der echte humane Lebenskeim ein unerschöpflicher Saame, aus dem zu jeder Zeit und an jedem Orte Neues, Frisches, meist Ungeahntes hervorbricht. Man kann nicht genug tief, nicht genug erhaben von diesem Keime, dem Menschengeiste denken. —

So viele Arten des echt menschlichen Bethätigens wir ennen, so viele Arten der Cultur müssen wir auch unter-

scheiden. Wenn man nun einen Blick in das ungeheuere Gebiet der Weltgeschichte macht, und die Formen in ihr ausscheidet, in welchen sich das Humane äußert, so ist jener Theil, der Culturgeschichte genannt zu werden verdient, fürwahr nicht groß, wenn man einen Blick auf all' das werfen will, was der Menschengeist in künftigen Jahrmillionen noch aus sich erzeugen wird. Jeder Zustand der Gegenwart ist ein Grad seiner Entwicklung. Diesem Grade nachzuspüren, ihn wo möglich zu ermessen, ist der Beruf der Culturgeschichte. — Die gewöhnliche Geschichte erzählt kalt, was geschehen ist und wenn es hoch kömmt, wie es geschehen ist. So ist z. B. für die gewöhnliche Geschichte das berühmte Erdbeben von Lissabon keineswegs gleichgiltig, während es für die Culturgeschichte keinen Werth hat, falls es nicht in seinem störenden Einfluße auf die Bildung gefaßt wird. Für den Culturhistoriker ist in der Geschichte das das Wichtigste, was sich als Humanes entwickelt und bewährt hat. So wie der Mensch die Krone der Schöpfung ist, wenn man ihn mit dem übrigen Wesen des Universums vergleicht, so ist die Culturgeschichte in Vergleich zur gewöhnlichen Geschichte gleichsam deren Blüthe und Frucht. Sehen wir nun auf die unübersehbare Menge der Menschen, die alle unter dem Einen Worte Menschengeschlecht befaßt sind. Dieses Wort bezeichnet aber nicht etwa eine Menge vom Gleichförmigen. Zwar haben alle Menschen ein Selbstbewußtsein, wie wir es bei keinem der Thiere finden, da ein Wesen ohne dieß charakteristische Merkmal eben kein Mensch wäre: aber dieses Selbstbewußtsein ist bei den Menschen in den verschiedensten Graden zu finden. Der Mensch lebt in der Natur, sie wirkt auf ihn ein, er ist von ihr abhängig. Die Natureinflüsse sind an verschiedenen Orten verschieden und auch die Menschen sind an verschiedenen Orten unendlich verschieden. Die Natur ist ungeheuer reich, sie ist verschwenderisch, sie entfaltet ohne Furcht, je ans Ende zu kommen, ihre Gaben vor unsern Augen, wir können einen blühenden Baum ansehen, in welcher ver-

schwenderischen Pracht er dasteht, und wie die Natur gleichgiltig im Bewußtsein ihres unendlichen Reichthums von jedem Sturme ihn seines zauberschönen Kleides berauben läßt, um im nächsten Frühjahre in seinem neuen, wo möglich zaubervolleren Kleide abermals an ihm ihre unerschöpflichen Schätze dem staunenden Menschenauge zu weisen. So weiset auch zu jeder Zeit der große Lebensbaum der Natur die vielen Millionen stets lebender Menschenindividuen als seine besten Schätze auf.

Um einen Ueberblick in das Gewirr der Menschenformen zu gewinnen, schied die neue französische Fysiologie das ganze Menschengeschlecht in fünf Menschenraçen. Diese sind: die Malaische, Amerikanische, Mongolische, Neger- und Caukasische Raçe. Ziemlich allgemein ist auch die Annahme von nur drei Menschenraçen, wo dann die zwei andern als Uibergangsraçen angesehen werden. Von diesen Raçen nun ist besonders die Caukasische, die sich von Indien aus durch Asien, Europa bis in den höchsten Norden Europa's erstreckt, für die Kulturgeschichte von großer Wichtigkeit, weil bei ihr ein ewiger Fortschritt statt findet, während die übrigen Raçen eine gewisse Art des Conservatismus, der Erhaltung des Bestehenden lieben.

Daher spielt auch der Caukasische Menschenstamm in der Weltgeschichte die eigentliche und entscheidende Rolle, er gestaltet dieselbe stets anders und anders. Weil also nun der ewige Fortschritt nur beim Caukasischen Stamme statt findet, so pflegt man die ihn bildenden Völker auch die Culturvölker zu nennen, während man die übrigen Raçen insgemein mit dem Namen der Naturvölker beehrt hat. Daß aber auch unter den vier übrigen Raçen eine Art und ein Grad der Culturzustände zu finden ist, ist keineswegs zu läugnen. Sehen wir z. B. auf die Chinesen nnd betrachten wir das Detail ihrer Culturzustände und wir müssen erstaunen. Denn dieselben kannten z. B. die Buchdruckerkunst früher, ehe Europa noch eine Ahnung davon hatte. Betrachten wir selbst den rohen Fetischdienst

der Neger und die religiösen und geselligen Gebräuche anderer außercaukasischen Völker, so können wir ihnen den Namen von Culturzuständen nicht absprechen, indem es weder vegetative noch animale, sondern nur humane Lebensäußerungen sind. Ganz kulturlos ist kein Menschenstamm und denkende Reisende haben unzählige Culturzustände bei diesen Naturvölkern vorgefunden. Wohl ist aber der Name Naturvolk in der Einschränkung nicht zu mißbilligen, daß die Außerkaukasier bei ihren Culturzuständen zu verbleiben, ihre Kultur-Arten und Grade zu konserviren, keinen verbessernden Wechsel zu lieben pflegen, wie es z. B. an China zu sehen ist, denn daselbst gab es wunderbare politische Revolutionen, die Alles umzuändern schienen und doch blieb selbst beim gewaltigsten Dynastien-Umsturz die innere Ordnung und der Zustand in den alten Schranken, während bei den Culturvölkern jede gegenwärtige Veränderung vorzüglich die Mutter einer neuen Zukunft ist. Das wahrhaft fortschreitende lebende Cultur-Prinzip ist also allerdings Sache des Caukasischen Stammes, er gibt den eigentlichen Stoff der Kultur-Geschichte und nur dann auch die andern Raçen, wenn sie vom Caukasischen Stamme oft gewaltsam in den Kreis der geschichtlichen Thaten mitgezogen werden.

Alles, was man Cultur nennt, ist zugleich eine Unterwerfung des Natürlichen. Die Unterwerfung ist aber nicht Vernichtung des Natürlichen, denn die Natur kann der Mensch nicht von sich ganz und gar entfernen, da er sonst sich selbst mit ihr entfernen würde von seinem Leben; er hängt mit der Natur auf das Innigste zusammen und macht durch die Kultur sich nur zum Herrn derselben; sie ist ihm dienstbar, sie wird ihm zum Kultur-Mittel. So ist auch der Caukasische Stamm der Herr der übrigen vier Stämme, diese müssen früher oder später ihm unterthänig sein und werden, wie sie es zum Theil schon jetzt sind. Es ist dieß keine Menschen-Sklaverei, denn der Caukasische Stamm unterwirft die Andern nicht seinethalben, sondern der Culturentwicklung halber und dieser dient er eben-

so gut wie die Andern. Die Culturentwicklung ist der allgemeine Menschenzweck — ihr dienen alle Menschen — die Einen unmittelbar, die Andern mittelbar als Organe. — Jetzt entsteht nothwendig die große Frage, deren Beantwortung den Kulturforschern schon sehr viel Mühe gekostet hat, die Frage:

Woher aber die Verschiedenheit so vieler Menschen-Raçen? Man hat die verschiedensten Hypothesen angewendet, um diese Frage zu beantworten, aber alle fielen als mehr oder weniger grundlos zusammen. Einige wollten sie z. B. aus dem Clima erklären, aber die Erfahrung widerspricht dieser Ansicht. Man betrachte nur beispielweise die Neger in Amerika, die aus allen ihren climatischen und Cultur-Verhältnissen in Afrika entrissen und unter einen ganz anderen Himmel versetzt, sich dennoch durch Jahrhunderte gleich bleiben. Ein Blick in die Anthropologie wird vielleicht hier mehr zur Erklärung vermögen. Daß es viele verschiedene Formen der Menschen gibt, das ist ganz naturgemäß, denn die Natur ist, wie schon gesagt wurde, der Reichthum selbst, das endlose Produciren und Werden, überall verschwendet sie, wenn man so reden darf, ihre Fülle in den verschiedenartigsten Formen; die verschiedenen Thiergattungen z. B. haben bald das eine, bald das andere Organ ausgebildet, wie schon die Namen der neuern Zoologie, z. B. Adern-, Athem-, Fleisch-, Sinnen-Thiere ausweisen.

Das, was man ein Menschen-Individuum nennt, ist die Einheit von drei Lebensformen, von vegetativen, animalen und humanen Lebensthätigkeiten nämlich. Das Humane ist das Wesentliche, aber es kann auf keine andere Art ins äußere Leben treten, außer mit Hilfe der beiden andern Lebensfaktoren. Die Freude und das Behagen an einem musikalischen Kunstwerke z. B. ist eine Aeußerung humanen Lebens, sie ist aber nur durch das Hören, was eine animale Funktion ist und bei schmerzlosem vegetativen Lebens-Processe möglich. Es ist daher ein anthropologisches Vorurtheil, wenn man das humane Leben als ein durchaus

freies, von Allem unabhängiges sich denkt. — Jedes der Lebensmomente ist beim Menschen an die andern gekettet; daher ist das Verhältniß des vegetativen und animalen Momentes zum humanen nicht gleichgiltig, da Letzteres thatsächlich nur dann in ungetrübter Reinheit und Stärke hervortritt, falls eine Verhältnißharmonie zwischen ihm und dem vegetativen und animalen statt findet. Von keinem darf weder zu viel noch zu wenig vorhanden sein, wenn ein fortwährender Fortschritt des Humanen statt finden soll. Wenn wir nun das Princip der relativen Harmonie aller Lebensantheile auf die verschiedenen Raçen anwerden, so sehen wir, daß in der Malaischen Menschenraçe, als der niedrigsten und elendesten, das vegetative und animale Leben auf einer allzugeringen Stufe steht, um als Mittel dem Humanen dienen zu können. Die Malaien, namentlich auf Neuholland, sind ein schwacher und stumpfsinniger Menschenschlag, dem Manche schon ihres äußern elenden Aussehens halber nicht einmal mit den Andern parallelisiren wollten. In dem geringen Grade des vegetativen und animalen Lebens hat der Mangel an eigentlicher Cultur bei dieser armen Raçe seinen Grund. Werfen wir einen Blick auf Amerika's Urbewohner, so sehen wir auch hier keine Harmonie der gegebenen drei Lebensprincipien. In Amerika scheint überhaupt die Natur alle ihre Kräfte an den Pflanzen schon verschwendet zu haben, da sie stiefmütterlich ihre Thierwelt behandelt hat, denn z. B. ein Amerikanischer Löwe mit einem Afrikanischen verglichen, ist kaum zu erkennen und so steht es auch mit den andern Thieren, während die riesige Pflanzen-Vegetation Amerika's z. B. die Urwälder ihres Gleichen sucht. Eine ähnliche Schwäche des Vegetativen ist ebenfalls der Grundmangel des Amerikanischen Menschenschlages, der Rothhäute. Sie ermüden bald, vermehren sich wenig und leben auch nicht lange. Als die Spanier Amerika eroberten und die Bewohner als Sklaven gebrauchen wollten, mußten sie es bald wegen deren Schwäche aufgeben. Die robusten afrikanischen Neger wurden herbeigeholt und blieben arbei-

tende Sklaven bis auf unsere Tage. Die Reisenden erzählen jedoch von keinem Volke so auffallende Thatsachen, was Schärfe der Sinnesthätigkeiten anbelangt, wie von den Amerikanern. Ihr feines Gehör, ihr Auge und Geruch sind Erstaunenerregend. Aus der bloßen Fußspur im Grase erkennt die Rothhaut nicht nur den Stamm, sondern auch das Geschlecht des hier Gewesenen. Sie spürt meilenweit den Rauch einer menschenbewohnten Hütte. Ihre Lebensansichten sind ungeheuer schwärmerisch, ihre Phantasie bildet ihnen einen Himmel von grünen Wiesen und weiten Jagdgründen, wo sie nach dem Tode mit dem großen Geiste, der auch in Träumen zu ihnen spricht, fortleben werden. In solche und ähnliche Gedanken versenkt, schwärmen sie stundenlang. Bei ihnen ist also das animale Leben überwiegend, das vegetative zu gering, also ebenfalls eine Disharmonie. Ihr reges Sinnesleben hat wohl einen nicht unbedeutenden Grad von Kulturäußerungen erzeugt — allein das erhaltende, vermehrende Lebensmoment mangelte, hie und da sanken ihre Kulturzustände selbst schon, ehe noch die Europäer ankamen, und als diese mit rauher, wilder, gieriger Hand kamen, konnte die vegetative Schwäche der Amerikaner ihnen nicht widerstehen. Im Zerstören zeichneten sich dort namentlich die spanischen Bischöfe aus, da sie alle Spuren der Cultur vertilgen wollten, indem sie z. B. die schönen, dort vorgefundenen Malereien, die aus eigens errichteten Malerinstituten herauskamen, sammeln und verbrennen ließen, weil sie dieselben insgesammt der Kraft des Schwarzen zuschrieben.

Die dritte Menschenart ist die Mongolische, in Nord- und Ost-Asien einheimisch. Die Mongolen sind die umgekehrten Amerikaner. Bei ihnen ist das Vegetative vorherrschend, sie sind zur Wohlbeleibtheit geneigt, Ruhe, keine Abwechslung, das ist ihre Sache. Das Schwärmen, die Einbildung kennt aber der Chinese nicht, man hat z. B. noch nie von einem eigentlichen Dichter in China gehört. Das animale Leben ist beim Chinesen, d. i. bei dem gebil-

detsten Mongolenstamm gering, ihr Empfinden und Begehren ist träge. Nur Noth, nicht innerer Drang treibt sie zu Erfindungen. Die Kulturzustände sind verknöchert, bewegen sich im Formenwesen, im ewigen Einerlei. Wie der Amerikaner durch und durch poetisch, so ist der Mongole eine durch und durch kalte, prosaische Natur.

Die vierte Art ist die Negerraçe. Bei dieser ist das vegetative und animale Leben in ungeheurem Uebermaße vorwiegend, so daß hier wieder kein humanes Leben vorleuchten kann. Des Negers Körperbau ist ungemein robust, keine Raçe hat so wilde, unbändige Triebe, er kennt keine Ruhe, Veränderung muß immer da sein, nur Krieg, Jagd und Vergnügungen ist des Negers Lebensziel, er verkauft Weib und Kinder, um nur seiner Neugierde, seiner Lust, seinen Vergnügungen nachgehen zu können. Doch durch alle seine regen Thätigkeiten kommt nichts Festes zu Stande; der Neger zielt nie etwas in der Zukunft ab, er lebt nur für die Gegenwart, wie das Kind, wie das Thier. Kein Wunder daher, daß der Negerraçe kein selbstständiges Blatt in der Geschichte zukömmt, ewige Hordenkriege und Sinneslust wiederholt sich ewig bei ihnen.

So wie nur aus dem fruchtbaren, weder zu dürren noch zu üppigen Boden sich die Pflanze kräftig entwickelt, so erscheint auch die Verwirklichung des humanen Lebensmoments, d. i. die Cultur nur bei der Menschenraçe, in welcher die pflanzlichen und thierischen Lebensbestandtheile gegen einander und gegen das humane Moment harmonisch sich verhalten. Es ist dieß die Caukasische Raçe, die im westlichen Asien, östlichen und nördlichen Afrika und in ganz Europa zu Hause ist. Sie ist im Besitze der wahren, fortschreitenden Cultur, die Weltgeschichte ist meist ihre Geschichte: sie hat die Zukunft in ihrer Hand. Schon die Körper- und die Kopfbildung eines Caukasiers zeigt das schöne, harmonische Verhältniß aller Lebensantheile an, die Köpfe der Neger und Mongolen sind unschön.

Zweite
Culturhistorische Vorlesung.
Gehalten am 7. Jänner in der Aula zu Olmütz.

(Die Caukasier im Verhältniß zur Reform und Revolution. — Ihre Menge und ihre Verbreitung im Unterschiede der Nichtcaukasier. — Einfluß des Wohnortes auf den Grad und die Art der Kultur. Jagd-Völker, Hirten-Völker und Ackerbauende Völker. — Unfruchtbarkeit des Bodens und Uippigkeit sind culturhemmend. Verschiedene Naturgüter bedingen verschiedene Culturzustände. — Tellurische Einflüsse auf die Culturbeschaffenheit. — Rückwirkende Macht des Menschen auf seinen Wohnort. — Individualität als das bewegende Princip der Geschichte.)

Die caukasische Raçe ist nie mit der Gegenwart zufrieden so zufrieden, daß sie die gegenwärtigen Zustände für das Vollkommenste hielte, immer strebt sie in die Zukunft. Ihre Thätigkeit ist eine *entwickelnde*. Denn entwickeln heißt: durch sich selbst, von innen heraus, ein Neues, Besseres, hervorbringen. Die caukasische Raçe ist eben darum die *reformirende*. Ewige Reform, das ist ihre Sache. — Reform und Revolution haben nämlich mit einander das gemein, daß sie ein Neues vorbereiten und hervorbringen. Die Reform will durch eine innere Macht umstalten, die Revolution durch äußere Gewalt. Wo die caukasischen Völker sich natürlich entwickeln können, da gibt es nur Reformen, nur wenn störende äußere Einflüsse auf sie einwirken, tritt an die Stelle der Reform die Revolution. Jede Revolution muß aber mißlingen, falls ihr Keim nicht reif, falls sie innerlich nicht genug vorbereitet ist, denn ohne Mithilfe der Reform kann sie nicht eintreten. Solche innerlich treibende, innerlich sich fortentwickelnde Reformen kennen die Naturvölker nicht. In keinem Lande gab es, wie gesagt,

so viele gewaltige, politische Veränderungen, wie in China und doch kennt China noch keine Reform.

Die Naturvölker unterscheidet jedoch nicht blos dieß, es unterscheidet sie auch ihre Menge von den Culturvölkern. Der Natur-Völker gibt es überwiegend mehrere. So ist z. B. schon China zweimal so groß, als Europa und doch ist es nur ein Theil der von Mongolen bewohnten Länder. Man rechnet in China 300 Millionen, in Europa nur 200 Millionen und einige hunderttausend Menschen. Das zeigt schon das Ueberwiegende der Menge der Nichtkaukasier, ohne von den Negern in Afrika zu sprechen. — Aber es erscheint uns Europäern, da wir meist uns nur im Spiegel der Geschichte beschauen und weniger von fremden Völkern hören, als von uns, es scheint uns, als seien sie in geringer Anzahl vorhanden. Unsere Unwissenheit verkleinert ihre Zahl. Doch ist ihre Menge insofern allerdings eine scheinbare, weil sie immer mehr abnimmt. Ich will der Malaien und Amerikaner nicht allein erwähnen. Der Malaien auf Neuholland wird es in wenig Jahrhunderten keine mehr geben und die Zahl der Amerikaner ist schon auf etwas mehr als 10 Millionen herabgesunken. Man könnte einwenden, es sei nicht möglich, daß in dem großen Amerika, das über 50 Millionen hat, nicht mehr Ureinwohner lebten. und doch ist es so. — Es ist erwiesen, daß in den ältesten Zeiten in Ländern Mongolen und Neger waren, die heute von caukasischen Völkern bewohnt sind. Ja, Manche behaupten sogar, daß Neger und Mongolen ursprünglich allein den Erdboben bewohnten.

Australien, das erst später aus dem Meere empor getreten ist, das noch heute geologisch nicht vollendet scheint, da z. B. die Flüsse nicht einmal ein ordentliches Bette sich gegraben haben, sondern sumpfähnlich dahin strömen, das heute noch eine ganz eigenthümliche schwache Pflanzen- und Thierwelt besitzt, soll, wie man sagt, auch erst später seine Einwohner erhalten haben. Amerika wird gewöhnlich die neue Welt genannt, weil sie uns spät erst bekannt wurde,

uns neu ist, aber es scheint diesen Namen auch mit demselben Rechte zu führen, weil es der Entstehung nach neu ist, wie manche Geologen annehmen. Der uralte Grundkern der Bewohner Asiens und Afrikas sind Mongolen und Neger. Mongolen sollen, wie gesagt, einst auch über Europa, Neger über das westliche Asien verbreitet gewesen sein. Sogar an der Küste Indiens findet man noch heut zu Tage Spuren von Negern. Die ältesten Berichte der Griechen reden von Aethiopiern, das ist Schwarzen, im südwestlichen Theile Asiens. Die Ansicht bricht sich im gebildeten Publikum immer mehr Bahn, daß die Länder: Griechenland, Italien und Kleinasien, welche der Grundkern der ältern Cultur sind, erst später aus dem Meere emporgetreten sind, daß einst das schwarze, kaspische und mittelländische Meer ein ungeheurer Landsee waren, und daß die caukasischen Völker gleichfalls in spätern Zeiten geheimnißvoll, wie überhaupt das Entstehen alles Lebendigen ist, in die Welt getreten sind. Das sind jedoch bis jetzt meist nur Hypothesen.

Zwischen Afrika, Asien und dem südlichen Europa in dem sogenannten Mittelmeere war im Alterthume der eigentliche Schauplatz der Geschichte, der Wohnort der thätigsten Völkerschaften caukasischer Raçe. Sieht man aber eine Colonie-Karte von Afrika, Asien, Amerika an, z. B. im 16. Jahrhundert, so sieht man schon deutlich, wie sich die caukasische Raçe immer mehr über den Erdboden verbreitete, wie namentlich die Europäer immer mehr um sich griffen und sich in fremden Ländern und Welttheilen festsetzten. — Betrachte man nur heut zu Tage die Colonien der Engländer und die einstigen der Spanier, Portugiesen und Holländer, so ist der Satz erwiesen: es gibt fast kein Land, kein Volk der Welt mehr, in dem nicht Europäer herrschend oder umgestaltend aufgetreten wären. Es ist diese Naturkräftigkeit der caukasischen Raçe etwas Merkwürdiges und Allgemeingiltiges. Nicht nur die jetzigen caukasischen Völker, nein, auch die ältesten hatten diesen Lebenstrieb

nach Verbreitung inne. Ein Beispiel davon gaben uns im Alterthum die Phönizier. — sie sind Asiaten, aber selbst in Spanien und Großbrittanien hatten sie Colonien, — die regen Griechen gleichfalls — und die Römer! wir wissen, daß sonst in dem ganzen damals bekannten Erdkreise die römischen Adler als Banner ihrer Herrschaft und Cultur gebiethend standen. Heut zu Tage bedarf es keines Beweises mehr, daß der caukasische Stamm allgemein verbreitet ist und die andern Raçen immer mehr zurückdrängt und sie zwingt sich ihm zu assimiliren.

Weil diese Raçe nur der Träger eigentlichen Fortschritts: der Cultur ist, so ist es ersichtlich, wie die Natur durch die Naturkräftigkeit dieser Race für die Fortpflanzung der Cultur in fremden Ländern sorgt. Sehen wir auf Nordamerika. Welche Culturzustände herrschen im Vergleich mit zweihundert Jahren früher heut zu Tage dort. Wenn man aber sieht, daß nur um diesen oft blutigen Preis Fortschritt und Cultur faktisch ins Leben treten, so könnte man leicht diese Mittel verwünschen; das Inhumane derselben aber ist nur scheinbar vorhanden. Kein Mensch, kein Volk kann ewig und unverändert leben und wenn die außercaukasischen Völker in dem Organismus der caukasischen Cultur assimilirt werden, so werden sie dadurch nur ihrem Endzwecke der wahrhaft menschlichen Cultur entgegengeführt.

Wir sind ja, wie gesagt, Alle Mittel, durch die der Weltzweck sich Geltung und Wirklichkeit verschafft! —

Es akklimatisirt sich auch keine Raçe so leicht, als die Caukasische. Amerikaner halten es in andern Ländern nicht aus. Die meisten Thiere und Pflanzen gedeihen in keinem andern Klima, als in dem, das ihnen von der Natur angewiesen ist. Die Neger machen unter den Naturvölkern darin allerdings eine Ausnahme. Natürlich, weil bei ihnen der vegetative Lebens-Antheil so überwiegend stark ist.

Es ist das Gebundensein des Menschen an den Wohnort culturhistorisch von großem Einfluß. Wir müssen den

Gedanken fallen lassen, daß unser Thun und Lassen ein schlechthin unabhängiges ist. Wir sind das, was wir sind durch unsere innere Kraft und durch äußere Einflüsse. Wie sehr der Wohnort Culturzustände bedingt, sehen wir am besten an Egypten. Dieß ist ein Thalland, der Nil gibt ihm durch seine Ueberschwemmungen Fruchtbarkeit. Wenn der Nil seine Ueberschwemmung nicht recht vollführte, so war Hungersnoth das Loos der Egypter. Nicht überall kam sein befruchtendes Wasser hin, oder an manche Punkte wieder im Uebermaße, um ihn nun dahin zu führen, wo es fehlte, oder abzuleiten, wo es zu viel war, mußten sie Kanäle bauen. Hiedurch bildete sich die Baukunst aus. Diese ist nicht denkbar ohne die Mathematik. Ferner war es ihnen nicht gleichgiltig, zu wissen, wann der Nil austrete. Dieß erkannten sie aus den jährlich um diese Zeit erscheinenden Gestirnen und waren daher genöthigt, die Gestirne im Zusammenhange zu beobachten. Dadurch bildete sich die Wissenschaft der Astronomie bei ihnen aus. So sehen wir Astronomie, Baukunst, Feldmeßkunst, kurz eine Kultur entstehen, die sich aus der Beschaffenheit des Wohnortes erklären läßt.

Bedenken wir, daß die Natur-Völker meist in heißen Klimaten lebten, die der Kultur nicht wohlthätig sind, so sehen wir, daß nicht bloß disharmonische Lebensanlagen den Culturmangel erklären, sondern daß sie auch durch äußere Gründe bedingt wurden.

Diese Abhängigkeit vom Wohnorte ist für den Kulturhistoriker auch allgemein sehr merkwürdig. Meeresströmungen und Flüsse sind das bewegende Princip der Geschichte. Am Mittelmeere spielt im Alterthume die Geschichte ihre größte Rolle. Hier war auch die Möglichkeit, überall hinzukommen. Griechen, Phönizier, Römer und Karthager begegneten sich da und gründeten ihre Colonien und Reiche. Das Mittelmeer ist noch heute der Knotenpunkt des Welthandels, des Weltverkehrs und übergibt nur zögernd seine Weltherrschaft dem atlantischen Meere zwischen Europa,

Amerika und Afrika. Und durch Welthandel und regen Verkehr gewinnt die Cultur ungemein. Wenn man Küstenländer mit Binnenländern vergleicht, so findet man, daß Küstenländer viel mehr Regsamkeit besitzen. Da ist der Fortschritt zu Hause, das sehen wir am alten Griechenland. Hingegen sind die Binnenländer konservativer Natur.

Die Einflüsse des Wohnorts können von ihrer äußerlichen und innerlichen Seite betrachtet werden.

Eine waldige, an Flüssen reiche Gebirgsgegend weiset den Menschen schon durch sich zur Jagd und Fischerei an; weite, grasreiche Flächen, besonders Hochebenen zum Hirten- oder Nomadenleben, engere, weder zu üppige noch zu unfruchtbare Thäler zum Ackerbau. Man hält die Jagd, das Nomadenleben und den Ackerbau gewöhnlich für Stufen der Cultur. Es ist nicht zu läugnen, daß die Jagdvölker auf der niedrigsten Stufe der Cultur stehen, aber es ist nicht Thatsache, daß ein cultivirtes Volk alle diese Stufen durchmachen muß, wie man häufig meint, denn die Wahl der Beschäftigung ist nicht willkürlich. Der Mensch bedarf der Natur. Die Nothdurft und die äußern Umstände weisen ihm diese oder jene Beschäftigung zu. Der Ackerbau concentrirt die Menschen und bringet sie in engere Gesellschaft. Und Gesellschaft ist es, welche die Cultur vor allem Andern fördert. Der Jäger steht vereinzelt da, selbst die gemeinsamen Jagdzüge der Rothhäute machen keine Ausnahme, sie zerstreuen sich in den endlosen Urwäldern Amerikas und es ist doch Jeder mehr oder weniger allein. Auch der Nomade lebt nicht gesellig. Mit dem kleinen Kreise derselben Hausgenossen zieht er bald daher, bald dorthin. Erst der Ackerbau hält die Menschen beisammen, er zwingt sie, künstlich die Fruchtbarkeit der Erde zu erhalten. Mittel, Werkzeuge müssen erfunden werden, um die Erde zu bebauen. Gewerbe entstehen unter Ackerbauenden und der Handel.

Die Mongolen in ihren weiten Steppen sind uns ein Beispiel großartigen Nomadenlebens und China mehr in enge Thäler geschieden, ist deswegen ein ackerbautreibendes

Land. (Der chinisische Kaiser pflegt jährlich noch eine Strecke Landes zu ackern). Aber auch die innerlichen Beschaffenheiten des Bodens üben einen großen Einfluß auf die Kultur aus. Ein unfruchtbarer und ein üppiger Ort bestimmt den Menschen ganz verschieden, stets aber culturhemmend. Nur in weder zu üppigen noch zu unfruchtbaren Ländern sind die Menschen einer fortschreitenden höheren geistigen Cultur fähig, wie es einst Griechenland bewies. Der Mensch ist zu sehr egoistisch, als daß er sich im Naturzustande bemühen möchte, mehr zu leisten, als wozu ihn sein natürliches Bedürfniß zwingt. In unfruchtbaren Ländern, wo der Mensch mit der Natur ringen muß, nimmt die Natur seine ganze Thätigkeit zu sehr in Anspruch, als daß sie ihm Zeit zur Culturentwicklung lassen sollte.

Es ist auch die Art der Naturgüter, die der Mensch an seinem Wohnorte vorfindet, nicht gleichgiltig. Wenn der Lappländer sein Rennthier, der Beduine sein Cameel nicht hätte, er könnte kaum existiren. Bedenken wir den Kultureinfluß des Eisens, Goldes, Silbers. Die Amerikaner kannten vor der Entdeckung kein Eisen, daher alle ihre Werkzeuge nicht im Stande waren, das zu leisten, was unsere eisernen Werkzeuge leisten. Die Europäer lockte ihr Golddurst nach Amerika. Die Spanier sättigten ganz ihren Golddurst. Die Möglichkeit, solche Reichthümer leicht zu erwerben, erzeugte viele Abentheurer, die zu gewinnsüchtigen Egoisten herabsanken. Sie bereicherten sich durch ihre Grausamkeit gegen die Ureinwohner und kamen als rohe Millionäre zurück. Das hatte auf die Cultur Spaniens einen sehr nachtheiligen Einfluß, sie sank von der Zeit an und ist bis heute nicht wieder erstanden.

So ist auch der Unterschied der Pflanzen- und animalen Kost für die Kultur wichtig. Der Indier, der so gutmüthig ist, daß er sich freiwillig vom heiligen Wagen zu Dschagarnaut zermalmen läßt, genießt fast nur Pflanzenkost. — Die regen, freiheitsliebenden Griechen hatten eine eigene Vorliebe für Fleischspeisen.

Endlich sind die sogenannten tellurischen Einflüsse auf die Kulturzustände beachtenswerth. Unsere Erde, (tellus) steht als Planet im innigsten Verhältnisse zu andern Gestirnen. Der Weltraum ist unendlich. Niemand kann sich einen letzten Stern denken, hinter dem es Nichts gäbe, denn auch der letzte Stern müßte an Etwas gränzen, durch Etwas begränzt sein, was wieder Gränzen hätte u. s. w. Der Weltraum muß also als ein endloses Gestirn-Meer vorgestellt werden. Alle diese unzähligen Weltkörper stehen im innigsten Zusammenhange, in der innigsten Wechselwirkung, sie bilden einen lebenden, stets werdenden unendlichen Organsmus, indem ein Weltorgan das andere bestimmend selbst bestimmt wird durch Alle.

Unsere Erde ist darum auch abhängig von den siderischen, solarischen Einflüssen. Dadurch wird ihre Beschaffenheit selbst bestimmt, und diese Erdbeschaffenheit bestimmt wieder die auf ihr lebenden Wesen. Es ist erwiesen, daß große Krankheiten, Epidemien, sich bloß durch solche Einflüsse erklären lassen, und die neue Zeit hat das Verdienst ihre ahnungsvolle Kenntniß ins Leben gerufen zu haben. So wollen Manche die eigenthümliche Krankheit der Engländer, Spleen aus tellurischen Beschaffenheiten Englands ableiten. Die dicke, neblige Luft Englands im Gegensatze des heitern Himmels Griechenlands stimmt mehr als zufällig mit der ernsten Düsterkeit der Engländer und dem heitern Frohsinne der alten Griechen zusammen.

Jedes Gebirgsvolk ist lebendiger und an seine Gegend gebunden. Heimweh ist nicht bloß eine psychische, sondern uach eine fysische Krankheit. In Frankreich war es ehemals unter strenger Strafe verboten, den Schweizer Truppen einen Kuhreigen vorzuspielen, um sie nicht zum Heimweh zu erregen, von dem die Soldtruppen nicht früher genasen, als bis sie in ihre Heimat zurückkehrten. Doch ist die Macht des Wohnortes nicht so groß, nicht so unbedingt, daß der Mensch gar keine Kraft der Rückwirkung hätte. Jede Einwirkung hat ihre Rückwirkung. Ueberall ist nur Wechsel-

wirkung das thatsächliche Verhältniß. Wie sehr der Mensch im Stande ist, auf seinen Wohnort einzuwirken, will ich an Malta zeigen. Früher war diese Insel ein kahler Felsen. Die alten Phönizier, die deren als Station bedurften, umstalteten sie zu einer fruchtbaren Insel. Kein Kaufmannsschiff durfte vorüberfahren, ohne eine Ladung fruchtbarer Erde mitzubringen. Heute leben dort 90,000 Europäer und erfreuen sich der herrlichsten Baumwollen-Ernten. —

Von Deutschland sagt Tacitus, das sei ein Land voll Wälder und Sümpfe, in dem es nur derjenige aushalten könne, der von Natur dahin geworfen sei. Obschon nun Tacitus als ein verweichlichter Römer gewiß übertreibt, so war doch einst das Klima Deutschlands rauher als jetzt, da die Menschen die Wälder ausrodeten, die Sümpfe austrockneten.

Was war Nordamerika vor hundert Jahren, was ist es jetzt. — Heut zu Tage blicken so Viele auf selbes, wie auf ein Ideal von Verfassung und Cultur hin.

So kann der Mensch durch lebendige Ausdauer Herr seines Wohnortes werden, ihn zu seinen Gunsten verändern ihn mit Naturgütern versehen. Die römischen Kaiser brachten den Weinstock an den Rhein. Sein Einfluß auf die Cultur ist ungeheuer — und wer wollte läugnen, daß die Kartoffeln, die wir aus Amerika erhalten und ihre gegenwärtige Seuche nicht auch Einfluß auf die Cultur gehabt haben? — Die Europäer brachten Pferde nach Amerika, dadurch änderten sich die Kriege. Wie verschieden ist nämlich z. B. ein Krieg nur zu Fuß, ein Krieg mit Pferden und ein Krieg mit Elephanten, wie er im Alterthume Sitte war.

Wechselwirkung also zwischen einer Lebensentwicklung und äußeren Einflüssen ist's, was Jeden von uns zu dem macht, was wir sind. Jede Veränderung der äußern Verhältnisse hat eine Veränderung der innern zu Folge. Aber auf einen Jeden wirkt daß Aeußere anders ein, weil eben Jeder an sich ein Anderer, ein Einziger ist. Alles in der

Welt lebt und webt nur in eigenthümlichen, individuellen Formen, in ihnen äußert sich stets neu der unerschöpfliche Reichthum der Weltkraft.

Fragen wir, wer bringt eigentlich die Geschichte hervor? — Individuen und nur immer Individuen sind es. Sagt man, Völker bewegen die Geschichte, so hüllt man unter dem Sammelnamen Volk eben nur eine Menge gleichartiger Individuen ein. Die Raçen gehen durch Mittel- oder Uebergangsraçen, die verschiedenen Völker durch Mittelvölker in der Wirklichkeit in einander über. Die trennenden Unterschiede in Raçen und Völkergruppen macht der vergleichende Menschenverstand, die Wirklichkeit kennt nur bald mehr, bald weniger ähnliche Menschenindividuen in zahlloser Menge. Diese sind die Basis und das eigentlich Thätige der Weltgeschichte. Neues, Besseres, Thatkräftiges kömmt immer in der Welt durch originelle Individuen — durch historische Genie's, durch historische Heroen.

Dritte
Culturhistorische Vorlesung.
Gehalten am 14. Jänner in der Aula zu Olmütz.

(Genie's und Talente. — Mann und Weib. Amazonen. Emancipatiou des weiblichen Geschlechtes. — Culturunterschiede der Kindheit, des Knaben-, Jünglings-, Mannes- und Greisenalters bei Individuen und ganzen Völkern. Die Arbeit im Verhältnisse zum Lebensgenuße und zur Gesellschaft. Die Cultur als Produktion, Industrie, Handel, Kunst, Wissenschaft und öffeutliches Leben.)

Je mehr Cultur in irgend einer Zeit und an irgend einem Orte da ist, desto mehr Eigenthümlichkeiten finden sich vor. So wie die Naturwesen derselben Gattung einander sehr ähnlich sind, so ist es auch mit den Menschen, die auf einer niedrigen Stufe der Cultur stehen. Naturmenschen haben unter einander viel mehr Aehnlichkeit, als Gebildete. Wenn wir den Fortschritt in der Geschichte betrachten, so finden wir, daß er von meist originellen Individuen ausgeht. — Es müssen aus dem Bestehenden Individuen hervortauchen, die dem Zeitgeiste eine ganz neue Richtung geben. Solchen Heroen oder Genie's schließt sich alsdann der Kreis derjenigen Individueu an, die ihnen am ähnlichsten sind: die Talente; diese verbreiten und verallgemeinern den neuen Ideenstrom und die Cultur. Ferner gibt es zu allen Zeiten eine Menge Alles nachahmender Naturen. Diesen liegt es nun ob, diese Cultur zur vollen allgemeinen Geltung zu bringen und sie zu befestigen. Gäbe es solche Individuen nicht, so könnte keine neue Richtung festen Boden rings um sich gewinnen. Den eigentlichen Fortschritt aber geben Genie's, d. i. originelle Individuen. Von ihnen geht die Anregung aus. Es haben die Griechen dies Verhältniß des

Genie's zur Kulturänderung in einem schönen Mythus abgebildet, in dem Mythus von Prometheus. — Dieser Titan, stolz auf seine Kraft, wagte nichts Geringeres, als mit dem Obersten der Götter und Menschen, mit dem allgewaltigen Zeus einen Krieg zu beginnen. Zeus ist das bestehende Positive. Die Wesen, die ihm dienen, sind dem Prometheus zu gering, er bildet sich neue. Er trotzt dem Donnerer und sagt: es werde eine Zeit kommen, wo Zeus gestürzt werden wird, wo neue Wesen regieren müßten.

In diesem Mythus sehen wir des Genies Unzufriedenheit mit dem Bestehenden ausgesprochen.

Dieser Mythus hat auch den alten Griechen sehr gefallen. Als er dramatisirt wurde, waren sie nicht wenig freudig erstaunt, daß ein den Menschen nahe stehender Titan einen Wettstreit mit dem Vater der Götter und Menschen eingehen kann. Sie sahen in ihm sich selbst, auch sie waren solche Stürmer. Fassen wir das Prinzip der Individualität näher erfahrungsgemäß ins Auge, so finden wir es vorerst in dem natürlichen Unterschiede zwischen dem männlichen und weiblichen Geschlechte ausgedrückt. Seit langem fragte man schon, welche Stellung dem weiblichen Geschlechte in den Zuständen der Cultur gebühre. — Wir sehen in der Geschichte, daß das Weib im Zustande der Rohheit von der Cultur ganz ausgeschlossen ist. Da ist das Weib zu einem bloßen Mittel, zur Sklavin des Mannes herabgewürdigt. Es ist bekannt, daß unser Zeitalter es insbesondere ist, das die Forderung aufstellte, daß diese unwürdige Stellung behoben werde, daß die Emancipation des Weibes in's Leben trete.

Es gab Denker, welche die völlige Gleichstellung des männlichen und weiblichen Geschlechtes im Interesse der Cultur verlangten. In der Cultur kommt es aber nicht so sehr darauf an, welche Stellung Jemand einnimmt, sondern vorzugsweise darauf, daß die eingenommene vollkommen ausgefüllt wird. Große Hindernisse für den Culturfortschritt erwachsen nämlich meist daraus, daß Viele sich auf

Standpunkten befinden, denen sie nicht gewachsen sind. — Sehen wir auf das Verhältniß des männlichen und weiblichen Geschlechtes, so finden wir, daß es natürlich und kulturhistorisch ein Verhältniß des Gegensatzes bildet. Es haben sich auch längst die Naturforscher und die Psychologen angewöhnt, das männliche und weibliche Geschlecht als Pole zu betrachten. Sache des Weibes ist das Gemüth, das Gefühlsleben; des Mannes aber, thatkräftig handelnd auf dem Boden der Geschichte aufzutreten. Prüft man das gewöhnlich angenommene Verhältniß näher, so wird sich der Gegensatz dahin berichtigen lassen, daß das weibliche Geschlecht von Natur aus angewiesen ist, Culturzustände zu verbreiten. Durch die Erziehung pflanzt die Mutter in den zarten Boden des kindlichen Herzens die Keime künftiger Bilduug und Gesittung. Das eigentliche direkte Eingreifen in das Geschichtsleben ist aber faktisch Sache des männlichen Geschlechtes. Es ist nicht zu läugnen, daß einzelne weibliche Individuen manches Welthistorische hervorgebracht haben. Das sind aber mehr oder weniger immer Ausnahmen, in der Regel ist es nicht. — Es ist ja auch die ganze Beschaffenheit des Weibes von der des Mannes unendlich verschieden; seine Seelenentwicklung geht einen ganz andern Prozeß; dazu kömmt mit seiner einflußreichen Einwirkung noch der körperliche Unterschied. Also nicht Gleichstellung fordere man, sie ist unnatürlich und somit unmöglich: was von der Natur ungleich ist, kann nicht gleichgestellt werden — aber Coordination, Nebenordnung ist der Ausspruch der Vernunftforderung rücksichtlich der Stellung vom Mann und Weib in der Cultur. So könnten z. B. auch die verschiedenen Temperamente nicht gleichgestellt werden, der Sanguiniker ist nie und wird nie gleich sein dem Pflegmatiker, aber man kann nicht sagen, eines stehe dem Werthe nach höher, als das andere: sie gehören alle zu einander und müssen einander im Ganzen der Menschheit ergänzen. So repräsentirt im großen Menschengeschlechte Mann und Weib zusammen erst das vollkommene Ideal des Menschen, sie gleichen einander

gegenseitig aus, daß weder die bloße Verstandeskälte des Mannes, noch das dunkle Gefühlsleben des Weibes zu sehr vorherrsche. — Man hat wohl auch hie und da die barocke Ansicht aufgestellt, daß in der alten Zeit es sogenannte Amazonenstaaten gegeben habe, zum Beweis, daß das weibliche Geschlecht berechtigt sei, direkt und ohne Männereinfluß in der Geschichte einzugreifen. — Das sind jedoch irrige Begriffe, es gab nie Amazonenstaaten. In Kleinasien und den nahegelegenen Ländern gab es Kriegsgöttinen, welche in ihren Tempeln Priesterinen hatten, die das als Cultus thaten, was ihre Göttinen als Ideale vorstellten; sie hielten militärische Uebungen als Gottesdienst. Fremde, die das sahen und nicht verstanden, meinten nun, es gebe ein ganzes Volk kampfgeübter Kriegerinen. Die Amazonenstaaten gehören auf diese Art dem Mythus an.

Ein nicht minder wichtiger Unterschied in den Culturstufen ist der des Alters. Es sind nämlich die sogenannten Altersstufen nicht bloß Perioden einer größern oder geringern Reife eines vegetativen Lebensprocesses, sondern auch Culturstufen, so wie der Unterschied des männlichen und weiblichen Geschlechtes, wie wir sahen, eine eigene Art Culturstufe gibt.

Das Kindheitsalter ist die Stufe meist nur fysischer Entwicklung, wobei sogar das Vegetative das Uebergewicht hat. —

Das Knaben- oder Mädchenalter aber ist schon die Zeit der Culturempfänglichkeit. Selbstständiges Thun und Lassen ist noch wenig vorhanden. Das animale Leben wiegt vor und äußert sich als Neugierde und Spieltrieb. Sinnlich Angenehmes wird verlangt, Unangenehmes unbedingt verabscheut. An Cultur muß der Mensch in dieser Periode angewöhnt werden. Das vorwiegende Gedächtniß unterstützt den Unterricht, die eigene Willenslosigkeit die Zucht. Angewöhnung und Nachahmung (Legalität) von Culturarten ist das Charakteristische dieses Alters.

Im Jünglings- und im Jungfrauenalter er-

blicken wir aber schon eine gewisse Cultur-Selbstständigkeit herangebildet. Wie im Knaben- und Mädchenalter vorzüglich das Gedächtniß vorherrscht, so charakterisirt das Jünglings- und Jungfrauenalter eine ungemeine Lebhaftigkeit der Fantasie. Nicht zufrieden mit dem Gegenwärtigen, verläßt dies Alter in der Vorstellung die gewöhnliche Welt der Wirklichkeit und schafft sich eine Welt von Idealen, die Alles in einen rosigen, beglückenden Schimmer hüllt. Die Selbstbestimmung ist so mächtig, daß es mit dieser Ausschmückung idealer Bilder sich nicht allein begnügt — sie müssen ausgeführt werden, nur äußert sich dieser Lebensdrang anders beim Jüngling, anders beim Mädchen. Während der Jüngling, von heißem Thatendurst durchglüht, in flammendem Eifer seinen Idealen nachringt, schließt sich die aufgeblühte Jungfrau mehr in die innere Welt stillen Sehnens, harmlosen Strebens und heitern Aufschauens in die Zukunft ein. Der Jüngling wird zum

Mann. Er hat bereits einsehen gelernt, wie zu kühn gebaut, wie unhaltbar manche seiner Ideale gewesen — er hat die Ueberzeugung gewonnen, daß viele unausführbar seien; er prüft sie kälter, er nimmt mehr auf die Wirklichkeit Rücksicht; er ist als Mann klug und verständig geworden und hält das Reifere fest. Wäre die bloße Klugheit, die kalte Ueberlegung das allgemeine Princip in der Welt, so bliebe Vieles nicht realisirt. Aber die Ideale seiner Jugend haben dem Mann auch in sein reiferes Alter hin begleitet, er gibt sie nicht gänzlich auf, er schreitet nur mit Besonnenheit, Ruhe und fester Thatkraft vor. Daher ist in der Regel die Jugend, die gern alle Schranken mit einem Male bräche, für gewaltsame Verbesserungen, für Revolutionen, der Mann für innerlich entwickelnde Reformen.

Das Greisenalter ist erhaltender, konservativer Natur. Man stelle sich darunter nichts Morsches, Hinfälliges vor, das ist größtentheils die Folge eines unnatürlichen Lebens; wir haben Beispiele, daß Greise ihre natürliche Geisteskraft bis zum letzten Athemzuge behauptet haben.

Aber im Greise ist die Thatkraft, welche den Mann charakterisirte, erlahmt; er liebt gemächliche Ruhe, er ist glücklich, wenn er die vollendeten Schöpfungen seines Lebens bewundern kann. Er übertrifft aber den Mann und den Jüngling an Erfahrung, er kennt das Leben besser, als diese. Der Greis am Grabe kanns erst wissen, daß sein ganzes Leben war ein steter Kampf ein stetes Culturringen, er übersieht es, fern nun davon stehend, klarer und kühler als der Mann und der Jüngling. Diese stehen mitten im Gewirre des Lebens, die Begebenheiten stürmen auf einander und auf sie herein; dadurch sind sie in einer klaren, unbefangenen Anschauung gehindert, dadurch ist es ihnen oft nicht möglich, eine deutliche Uebersicht zu gewinnen. Die Culturfortschritte nicht zu hemmen — wenn er auch nicht mehr thatsächlich dabei sich betheiligt, sondern sie durch erfahrenen Rath zu unterstützen, ist die ideale Aufgabe des Greisenalters. —

So spielen diese Culturaltersstufen einander in die Hände und sind, da das wirkliche Menschengeschlecht immer aus allen Altersstufen besteht, Theile des großen Cultur-Organismus, sammt dem Culturunterschiede des männlichen und weiblichen Geschlechtes.

Diese Unterschiede sind in der That wichtig und merkwürdig, denn sie wiederholen sich bei ganzen Völkern und Generationen.

Ich mache hier in der Hinsicht nur aufmerksam auf den Ausdruck: »Europamüde«, der vor nicht langer Zeit noch gang und gäbe war. Vor ungefähr zwanzig bis dreißig Jahren war die Ansicht durch das sogenannte junge Deutschland verbreitet, in Europa sei kein Fortschritt mehr möglich, Europa habe sein Greisenalter erreicht; die wenigen Thatkräftigen seien »Europamüde« und man wies auf das jugendlich aufblühende Amerika hin. Man ließ die Ansicht späterhin fallen und dies mit Grund, da man sieht, mit welcher selbstbewußten Kraft Europa sich neue Institutionen zu erringen strebt. Man hat in diesem Ausdrucke

unter dem Namen »Europa« zu viel Ungleichartiges begriffen. Vergleichen wir da z. B. die Bulgaren mit den Engländern, so zeigt sich ein himmelweiter Unterschied der Kultur; der Gedanke, das Volk der Bulgaren stehe auf der Culturstufe des reiferen Kindes, das der Engländer auf jener des gereiften Mannes, drängt sich von selbst auf, wenn wir an die Kälte, an das Pflegma der Engländer und an die naiven Zustände der Bulgaren denken. Die Letzteren sind ein Volk, das erst in der Zukunft seine Geschichte haben wird. Sehen wir auf das Volk der Franzosen hin, wem fällt es nicht ein, ihre Zustände mit jenen des Jünglingsalters zu vergleichen? — So wiederholen sich die Altersstufen im Großen des Völkerlebens. Man hat aber nicht bloß Europa, sondern dem ganzen Menschengeschlechte den Culturtod vorausgesagt, es sterbe an der »Culturschwindsucht;« die Cultur verderbe nämlich die Menschen geistig und fysisch. Rousseau sprach es sogar offen aus, es sei keine Hilfe mehr, die einzige Rettung liege im Zurückkehren zum natürlichen Zustande. Das sind Ansichten, die sich nicht bewähren. Sie sind nur dadurch zu erklären, daß die Männer, die sie hatten, selbst mitten in ungewöhnlich verderbten Zuständen sich befanden. Wir wissen es von Rousseau, daß er zu einer Zeit lebte, wo die Sittenverderbniß den höchsten Grad erreicht hatte. Aber diese Zeiten sind wohl größtentheils vorüber. Rousseau nähme seinen Ausspruch gewiß zurück, sähe er in unserer Gegenwart den frisch daher wehenden Hauch eines sich glücklich entfaltenden öffentlichen Lebens. Auch die Ansicht, daß die Cultur dem Menschen sein fysisches Leben raube, daß im Alterthume alle Menschen länger gelebt haben und kräftiger, riesiger gewesen sind, müssen als bloße, nicht bewährte Meinungen hingenommen werden. Daß manche unserer Zustände so unnatürlich sind und das Leben kürzen, darf man nicht dem Einfluße der Cultur, sondern andern Ursachen zuschreiben. Dr. Kaspar in Berlin unternahm z. B. sehr interessante Beobachtungen über die Lebensdauer der Wohlhabenden und

Dürftigen. Er fand, daß von 1000 Gebornen nach 5 Jahren 943 Reiche und nur 655 Arme, nach 10 Jahren 938 Reiche und 598 Arme, nach 20 Jahren 886 Reiche und 566 Arme, nach 40 Jahren 695 Reiche und 396 Arme, nach 50 Jahren 557 Reiche und 283 Arme, nach 60 Jahren 398 Reiche und 172 Arme, nach 70 Jahren 235 Reiche und 65 Arme, nach 80 Jahren noch 67 Reiche und nur 9 Arme leben, so daß im Durchschnitt die mittlere Lebenszeit eines Wohlhabenden auf 50, die eines Armen auf 32 zu stehen kommt. — Wer wird da noch läugnen können, daß der Grad der Wohlhabenheit, Lebensweise und anderer äußern Einflüsse auf das Lebensalter des Menschen ungeheuern Einfluß ausübe? Aber solche unnatürlichen Zustände lege man nicht der Cultur zur Last, die vielmehr darauf hingeht, solche Mißverhältnisse aufzuheben.

Wenden wir nun, da wir die Verschiedenheit der Wohnorte und der sie bewohnenden Menschenindividuen in ihrem Verhältnisse zur Cultur betrachtet haben, unsere Aufmerksamkeit auf die Verschiedenheiten dessen, was durch die Cultur entsteht, auf den Cultur-Inhalt.

Im Allgemeinen fällt Cultur und Arbeit zusammen. Ohne Arbeit gibt es keine Cultur. Unter Arbeit versteht man nicht bloß natürliche Funktionen, sondern im Gegensatze zu den bloß natürlichen Funktionen und im Gegensatze zum Spiele, solche selbstständige Thätigkeiten, die einen ernsten Zweck und durch diesen, selbst ohne daß es das arbeitende Individuum immer klar weiß, eine solche Richtung einschlagen, wodurch die Cultur erhalten und weiter befördert wird. Die Arbeit geht nämlich immer auf Vervollkommnung, nicht bloß auf Erhaltung hin. Die Vernunft fordert im Interesse der Cultur, daß von der Arbeit Keiner ausgeschlossen sei. Alle sind zum Arbeiten angewiesen, weil Alle Menschen sind. Der Menschenzweck soll durch Alle erreicht werden. Wer sich von jeder Arbeit ausschließt, wäre ein unnützes Glied der Gesellschaft, eine Schmarotzerpflanze, die vom Organismus der menschlichen Cultur zehrt.

Der Culturgang zielt von selbst eine Einordnung Aller zur Arbeit, er zielt die Organisation der Arbeit ab. Jeder arbeitet in seinem Kreise. Was der Eine für sich vermag, vermag der Andere nicht, Einer muß den Andern ergänzen, wir sind durch unsere verschiedenartige Individualität, die eine Verschiedenheit der Fähigkeiten ist, an einander gewiesen; dadurch bildet sich von selbst die menschliche Geselligkeit. Die Geselligkeit ist also nichts zufällig Entstandens, sie ist die nothwendige, immer schon dagewesene Form des Menschenlebens; die Menschen leben gesellig, weil sie so leben müssen; nicht bloß die äußere Noth, ihre innere Individualität treibt sie dazu. Einer ist an den Andern so hingewiesen, daß das Menschengeschlecht als ein ungeheures sociales Netz erscheint, in dem die Individuen durch ihre individuellen Bedürfnisse an einander geknüpft sind.

Das sociale Leben geht über alle Grenzen der einzelnen Staaten und Welttheile hinaus; Staaten selbst sind nur Bestandtheile, Momente des Einen großen Menschen-Socialismus. Das sociale Leben ist von selbst und nothwendig in sich gegründet. Die Art der Geselligkeit ist aber verschieden, wie die Zeit- und Ortsverhältnisse und mit diesen die Individuen sammt ihren wechselnden Bedürfnissen verschieden sind. Jeder Einzelne kann nur im geselligen Leben wahrhaft thätig sein, durch die Geselligkeit werden die Culturzustände auch verallgemeinert. Je mehr daher das gesellige Leben entwickelt ist, desto größer, desto verbreiteter ist die Cultur. Es fällt somit Cultur und Geselligkeit im Wesen zusammen. Das sehen wir bei jedem Organismus, Alles steht darin für das Eine, Eins für Alle. Hiebei erhellet von selbst die ungeheuere Wichtigkeit der Sprache. Ohne Sprache ist der Mensch im geselligen Leben gehemmt. Alle andern Mittheilungsmittel sind nicht so zweckmäßig Die Sprache ist das Allbewegliche, die alle menschlichen Zustände ausdrückt; in der Sprache findet der stille Wunsch des Kindes, der heiße Drang des Jünglings, der Gedanke des Denkers eben so seinen Ausdruck, wie der Herrscher-

wille im befehlenden Wort des mächtigen Gebieters. Die Sprache liefert auch den Beweis, daß der Menschengeist allgemeiner Natur ist, sonst wäre ja keine Mittheilung, d. i. Verallgemeinerung möglich. — Hierher gehört auch, die Sprache fördernd, der hohe Nutzen der Schrift und des Drucks, die das große Verdienst haben, daß sie im Gegensatze des flüchtigen, räumlich beschränkten Wortes fest und dauernd verallgemeinern.

Die Arbeit im geselligen Leben hat den Zweck, daß sie einerseits den Menschen erhält und vervollkommnet, andrerseits ihm Genuß verschafft.

Zustände, wo die Arbeit nur so viel verschafft, daß es kaum hinlangt, das Leben zu fristen, sind Zeichen mangelhafter Cultur. Genuß soll die Folge der Arbeit sein. Der Mensch soll sich an seinem Dasein freuen, er soll genießen, aber den Genuß soll er sich verdienen und das Ideal der Cultur ist es, einen Zustand herbeizuführen, wo Jedem nach Maß seiner Arbeit durch und in seiner Arbeit selbst ein entsprechender Genuß zu Theil würde. Wie ein bloßes Genießen des freien, vernünftigen Menschen unwürdig ist, so ist es auch das Darben.

Im Einzelnen betrachtet, läßt sich die Arbeit culturhistorisch sechsfach unterscheiden. Diese Unterscheidung bildet aber mehr einander ergänzende Stufen als bloße Arten der Arbeit. Die Natur bringt den Menschen hilflos in die Welt; er muß sich Alles erwerben. Die Natur scheint gegen ihn und sein Thun ganz gleichgiltig zu sein, sie, die Egoistin, scheint auch ohne ihn sein zu können, obschon ihr dann nicht allein die Krone, sondern auch das selbstbewußte Haupt mangelte. Die feuerspeienden Vulkane zerstören so gut rohe Naturgegenstände, wie große, edle Meisterwerke menschlicher Kunst. Der Mensch muß die Naturdinge aus ihrem Verhältnisse der Freiheit und Unabhängigkeit vom Menschenthume in's Verhältniß der Abhängigkeit von sich selbst bringen; die edlen Metalle fördert er z. B. ans Licht, und kann dann über sie verfügen, kurz, der Mensch muß

über die Gesammtheit der Naturdinge im Culturzustande verfügen und um dieß zu können, muß er sie gewinnen, d. i. von sich abhängig machen. Die Arbeit dieser Art nun heißt die Production oder Urproduction. —

Der Mensch gewinnt die Naturprodukte und wird so Herr über die Natur, sie wird ihm Mittel. Je mehr sich die Cultur verbreitet, desto unfreier, unselbstständiger wird die Natur. Aber so wie wir die Naturprodukte gewinnen, sind sie oft für unsere Zwecke unbrauchbar; das ausgegrabene Eisen z. B. ist mit fremdartigen Bestandtheilen gemengt, in der gewonnenen Form kann man es nicht brauchen. Deshalb ist es nöthig, den Naturdingen eine Form zu geben, in der sie den menschlichen Bedürfnissen entsprechen. Diese Sfäre der arbeitenden Thätigkeit, die sich bemüht, die Naturdinge so umzugestalten, daß sie den menschlichen Bedürfnissen entsprechen, bezeichnen wir mit dem Ausdrucke: Industrie, Gewerbe, welche nach den Bedürfnissen des Menschen nach Zeit- und Orts-Verhältnissen verschieden sind. —

Ferner sollen die gewonnenen und veredelten Produkte nicht nur irgend wo und irgend wann sein, es soll kein Ort, keine Zeit leer an Mitteln sein, denn ohne Mittel gibt es keine Arbeit, ohne Arbeit keine Cultur. Nun sind die meisten Naturdinge an gewisse Oertlichkeiten gebunden. Daher ergibt sich die Nothwendigkeit, die an einem Orte gewonnenen und veredelten Naturprodukte in solche Oerter zu bringen, die deren bedürfen und denen sie die Natur nicht verliehen hat. Dieß gilt ebenfalls von der Zeit. Eine reichere Zeit soll nicht Alles verbrauchen, sie soll der ärmern Zukunft aushelfen, sie soll ausgleichen. Die Arbeit in dieser Form ist der Handel. Wie der Handel blüht, so blüht auch die Cultur. Jede Einschränkung des Handels ist eine Einschränkung der Cultur. Wenn der Handel von einem Orte zum andern geht, so werden die Völker näher an einander gebracht, zur Geselligkeit verbunden. Sie lernen sich als Glieder einer großen Menschenkette, die Alle

umschlingt, kennen. Dies war nicht so im Alterthume, dies ist noch heute bei vielen Völkern nicht der Fall. Jedes alte Volk glaubte in der Mitte des Erdbodens zu sein, weil es die Beziehungen zu andern Völkern nicht kannte. Noch heut zu Tage heißt China das Reich oder die Blume der Mitte, weil es in seiner dünkelhaften Absperrung von andern Culturvölkern gleichfalls am Mittelpunkte des Erdbodens zu sein wähnt.

So hat die Arbeit die Bestimmung, Menschenzwecke zu realisiren. Production, Industrie (Gewerbe) und Handel sind die drei Momente der Arbeitsform, dem Menschen zweckmäßige Mittel zur Realisirung seiner Zwecke zu bieten. Das Menschengemüth birgt sehr viele große Zwecke in sich. Was das eigentliche Innere des Menschen einschließt, kann nur beziehungsweise aus der Vergangenheit ersehen werden, was die Zukunft birgt, ist dem Auge des Sterblichen verhüllt, denn das, was die Menschen noch werden wirken können, ist so unendlich, daß es sich nicht voraus bestimmen läßt. Der Zweck des Thieres ist wohl ein bestimmter, abgegränzter, man kann beim neugebornen Thiere mit Bestimmtheit und Sicherheit voraus angeben: so weit und nicht weiter kann es wirken, dies ist aber beim Menschen der Fall nicht. In jeder Zeit drängt es den Geist, äußerlich auszuprägen, was in seinem Innern vorgeht. Dies geschieht auf eine dreifache Art:

Es freut den Menschen, die Bestandtheile seiner Innenwelt in Form von Einzelngestalten objektivirt zu sehen, er bringt zu dem Behufe aus sich Kunstwerke hervor. Die Kunst gibt dem Menschen Wohlgefallen, weil er sieht, daß sein Inneres fähig ist, äußere Form anzunehmen, daß es kein Fantom, sondern ein Ideal ist, das äußerlich verwirklicht werden kann. Im Kunstwerke spricht das Ideal zum Menschen: Sieh! so schön bin ich und doch wirklich, ahme mich nach im Leben. Soll aber die Kunst gedeihen, so muß der Mensch schon sein Inneres kennen. Es entsteht eine eigenthümliche Arbeit, die hinsichtlich ihrer Richtung verschieden ist von der

andern. Der Denker prüft das, was in ihm ist, auch er will das Wesen seiner Ideen erforschen, will sehen, ob sie wahr, wirklich und keine Fantome seien. Er ist aber zufrieden, wenn er dieselben in Form unzweifelhafter, begründeter Kenntnisse hat. Diese Arbeit des Menschengeistes, die nach Erkenntnissen geht, ist die Wissenschaft im weitesten Sinne. —

Kunst und Wissenschaft, so verschieden sie oft von einander sind, geben dem Menschen einen lebhaften Beweis, daß das, was in ihm lebt, wahr ist und der Verwirklichung im fortschreitenden Leben fähig ist.

Die letzte Arbeitsform, nun durch Lebensthat das auszuführen, was das Innere des Menschen bewegt, ist das praktische, das öffentliche Leben: die Geschichte selbst. — In der Geschichte sind wie im reifen Kerne alle Kräfte, alle Arbeitsformen des großen Culturbaumes der Menschheit vereint. Jeder Culturzustand muß sich in der Geschichte in einer oder der andern der genannten Formen bewegen, in ihr geht eine aus der andern hervor, eine geht in die andere über. Die Unterdrückung des Einen bringt stets einen krankhaften Zustand des Ganzen hervor, denn es ist die Geschichte ein großer, lebender Arbeitsorganismus!

Vierte
Culturhistorische Vorlesung.
Gehalten am 21. Jänner in der Aula zu Olmütz.

(Die Gemeinde als Grundlage des öffentlichen Lebens. Die Beschränkung und die Freiheit des Einzelnen zusammen geben die Rechtsverhältnisse. Widerspruch bloßer Rechtsverhältnisse in sich selbst. Erhöhung derselben in den Staat. Nationalität im Verhältnisse zur Freiheit. Das Culturideal öffentlichen Lebens der Zukunft im Vergleiche mit Culturzuständen des Alterthums. Culturzustände der Malaien und der Amerikaner.)

In der letzten, der jüngstgenannten Arbeits- oder Culturstufen, nämlich in der des öffentlichen Lebens concentriren sich alle die sechs andern Arten oder Stufen; da sind sie alle beisammen vereint. Es ist aber das öffentliche Leben, so complizirt es diesemnach auch zu sein scheint, dennoch auf einer sehr einfachen Grundlage gebaut, falls nicht widernatürliche Zustände die harmonische Vereinigung verhindern. — Die Grundlage des öffentlichen Lebens ist nämlich die Gemeinde, sie ist das Einfachste, das Natürlichste, was sich nur vom geselligen Leben denken läßt; sie ist das im Größern, was der einzelne Mensch im Kleinen ist; sie ist der erste sociale Einzelnmensch. Jeder Einzelne ist nämlich an einen Kreis von Natur- und Culturgütern gebunden, die ihm Bedürfniß sind und zugleich weis't ihn seine Eigenthümlichkeit durch sich selbst an andere ergänzende Einzelne hin. So ist jede Gemeinde ein natürlicher Verein Mehrerer, die durch örtliche Verhältnisse an einander gekettet, durch gemeinschaftliche Zwecke zusammengeschlossen sind. Blicken wir auf das einfachste Dörfchen, so ist dasselbe das Bild einer Gemeinde, die Felder, welche es umgeben, sind die Bedingnisse, durch welche die Bewohner ihre Bedürfnisse bestreiten. Sehen

wir auf eine Stadt, da blüht statt des Ackerbaues der Handel und die Industrie, da schließen sich die Massen durch engen Verkehr, durch wechselseitige Interessen näher an einander und die Bedürfnisse werden auf mittelbare Art befriedigt, während der Landmann in dem Dörfchen die Mittel mittelbar dem harten Boden abzwingen muß. Eine große Menge von Gemeinden nun, die durch nationelle Eigenthümlichkeiten an einander gebunden sind, heißt ein Volk oder eine Nation.

Es ist nicht nothwendig, daß durch eine bestimmte willkürliche Thätigkeit die Menschen zu einer Gemeinde verbunden werden, denn die Natur selbst bringt sie zusammen und die Bedürfnisse lassen die Menschen von selbst zu bestimmten Gemeinden krystallisiren. Daher ist selbst in der niedrigsten Stufe der Cultur schon ein gewisser Anflug von Gemeinden zu finden. In dem am wenigsten cultivirten Lande Oceanien z. B. leben die Menschen doch in einer Art Gemeinde beisammen.

Wenn wir die Gemeinde oder den Inbegriff vieler nationell gleichförmiger Gemeinden, d. i. ein Volk näher betrachten, so finden zwei Pole sich an ihnen, ohne deren Vorhandensein sie nicht existiren können. Die Beschränkung des Einzelnen ist der erste dieser Pole. Lebe ich auf einer wüsten Insel, so hat meine Thätigkeit keine Grenzen, ich kenne da keine Schranken, außer jene, die mir die Natur und meine Kraft entgegenstellt. Aber im Beisammensein, in der Koexistenz mit Andern, in einer Gemeinde beschränken mich die mit mir Coexistirenden in meinem Wirkungskreise, diese werden aber auch von mir beschränkt. Meine Thätigkeit darf nur so weit reichen, als der Andere in Verfolgung seiner Interessen und Bemühungen zur Befriedigung seiner vernünftigen Bedürfnisse nicht gehemmt wird. Aber diese Beschränkung gleicht sich aus, denn worin mich der andere beschränkt, das gewinne ich wieder durch die Ergänzung meiner Eigenthümlichkeit durch seine und der Andern Leistungen, denn die Wirkungssfären greifen ergänzend in einander. Ich darf also nicht Alles thun und unbeschränkt leben, denn

die Anderen sind auch Menschen, die mit mir coexistiren. — Die Art dieser Beschränkung, als eine nothwendige, wird durch die Wiederholung zur Gewohnheit oder Sitte, die bei höheren Graden des Selbstbewußtseins durch Gesetze ausgesprochen wird, die dann das Mein und Dein, das nothwendige Dürfen und Lassen eines Jeden bestimmen.

Der zweite dieser Pole, gerade dem ersten, nämlich der Beschränkung entgegengesetzte, ist der der individuellen Freiheit; denn das eigentlich Wirkliche ist eine unzählbare Masse von Individuen, deren jedes ein eigenthümliches Leben führt, das nichts anderes als die innere Nothwendigkeit ist, sich eigenthümlich zu entwickeln. Dieses Moment der frei sich bestimmenden Individualität ist bei jeder Gemeinde, bei jedem Volke, denn ohne alle individuelle Freiheit ist gar kein wahres, menschliches Leben. Die individuelle Freiheit ist so nothwendig, daß sie es eben ist, an welcher der zweite Pol jedes geselligen Lebens, d. i. die Beschränkung vor sich geht. Faßt man aber Beides, Beschränkung und individuelle Freiheit zusammen, so erhält man eben das, was man Rechtsverhältnisse nennt. Die Rechtsverhältnisse gleichen beide aus, sie sind das Centrum und die Grundlage, um welche sich die ganze Periferie des Lebens einer Gemeinde oder eines Volkes dreht. Die Ansicht, daß es ohne Rechtsverhältnisse Gemeinden gab, ist ein juridisches Fantom, das unter dem Namen eines bloßen Naturzustandes bekannt ist. Ueberall müssen die Menschen in Rechtsverhältnissen leben. Der Kreis meiner Rechte ist so weit beschränkt, daß Andere auch mit existiren können, ohne daß sie in ihrem eigenthümlichen Wirkungskreise gehemmt werden und eben der Kreis der Thätigkeiten meiner eingeschränkten individuellen Freiheit ist meine Rechtssfäre. — Wenn nun in einem Volke die individuelle Rechtssfäre über den Bedarf der Koexistenz der Andern eingeschränkt wird, so ist dieses ein widerrechtlicher Zustand, ein gewaltsamer Schritt, der nicht nur die Culturentwicklung hemmt, sondern auch das allgemeine Wohl schmälert.

Rechtsverhältnisse sind allerdings in verschiedenen Graden und Arten über die ganze Erde, in der gesammten Menschenmasse verbreitet. Jedes Rechtsverhältniß hat in sich einerseits die Eigenschaft der Nothwendigkeit, d. h. es muß im socialen Leben vorhanden sein und andrerseits die Vernünftigkeit als Bedingung der Culturentwicklung eines Jeden; diese beiden Eigenschaften sind untrennbar, sie können aber im bloßen Rechtsverhältnisse sehr gefährdet werden, weil sie manchmal als eine Art Zufälligkeit erscheinen, da die bloße Beschaffenheit der Umgebung, Landschaft, der wechselnden Bedürfnisse, der friedlichen Nachbarn u. dgl. oft zufällige Umstände mehr die Gemeinden oder das Volk und darin die Rechtsverhältnisse zu erhalten scheinen. Von der andern Seite erscheint die vernünftige Culturentwicklung in den Gemeinden oft in den Hintergrund gedrängt und egoistische Nützlichkeit und Belieben darin vorwiegend. Jedes Individuum zeigt sich in seinem Egoismus, denn ich schränke mich ein, damit auch der Andere sich einschränke und ich dadurch einen Gewinn beziehe, ich werfe Manches über Bord, um nur dadurch andere wesentliche Vortheile beizubehalten. Habe ich ein Vermögen, so kann ich damit schalten, wie ich will, wenn ich nur den andern in seinem Wirkungskreise nicht störe, wenn ich es gut verwende, ist es mein Vortheil, wenn aber schlecht, so kann es mir Niemand verwehren, ich bin in diesem Falle ein Egoist und verfüge nach meinem Belieben. Im wahren Culturverhältnisse aber ist das, was der Eine ungebraucht läßt oder mißbraucht, ein Verlust für die Andern, für die Gesammtheit. Sobald ein Volk sich zu einem solchen Bewußtsein herangebildet hat, daß es einsieht, daß wechselseitige Unterstützung und das Leben im Rechtsverhältnisse zur Entfaltung seiner Cultur-Kräfte nothwendig sei, so übergeht das bloße Rechtsverhältniß in ein staatliches. Ein Staat ohne Rechtsverhältnisse ist zwar nicht denkbar, aber Staats- und Rechtsverhältnisse sind nicht mit einander zu verwechseln, der Staat entwickelt sich aus den Rechtsverhältnissen

zu einer höhern Culturstufe, er ist ein Inbegriff von Gemeinden, die das allgemeine Bewußtsein und die Kraft durchdringt mit Nothwendigkeit die Rechtsorganisirung zur Entwicklung des Menschenwesens durch individuelle Freiheit zu erhalten und zu fördern.

Denn zum Staate gehört, daß eine gemeinschaftliche Welt- und Lebens-Ansicht Alle durchdringe, daß Alle sich als Ein nothwendiges Ganze fühlen, in dem das individuelle Leben sich frei entwickeln kann. — Der Staat ist kein bloßer Schutzverein für Egoisten, keine bloße Zwangsanstalt, er ist wesentlich der gesellige Boden für die Cultur-Entwicklung. Man blicke nur auf jene heldenmüthigen und ewig denkwürdigen Kämpfe der kleinen Nation der Griechen, mit dem unermeßlichen Kolosse der Perser. Was hat den Griechen ihre glorreichen Siege errungen, was hat sie von der Gefahr ewiger Knechtschaft errettet? — Ihr großes nationelles Selbstbewußtsein, ihre hohe Culturstufe. Cultur ist Macht. Sobald also ein Volk zum Bewußtsein seiner Cultur-Einheit kommt, sobald es die Kraft hat, seine Individualität zu entwickeln, dann lebt es von selbst im Staate.

Hierbei erhellet leicht das Verhältniß der Nationalitäten zur Freiheit. Nationalität ist der Inbegriff aller gleichförmigen Eigenthümlichkeiten, durch die sich ein Volk von einem andern auszeichnet. Zu meinen, daß Nationalität im Staate etwas Unbedeutendes sei, ist das Zeichen einer abstracten Vorstellung. Jeder kann ja nur individuell leben, d. i., in dem Kreise seiner Eigenthümlichkeiten, von denen sich Niemand loslösen kann und die Ablegung einer Eigenthümlichkeit ist nur Wechsel, d. i. Annahme einer andern bei Einzelnen sowol als bei Völkern. Die ungehemmte Entwicklung der nationellen Eigenthümlichkeiten ist freilich nicht das Einzige, was man im Staate anstreben soll; obschon auf einer nationellen Grundlage der Staat stets aufgebaut sein muß. Nationalität ohne Culturentwicklung und Freiheit ist allerdings ein bloß natürliches und werthloses Moment, aber

Culturentwicklung und Freiheit, was im Grunde dasselbe ist, kann wahrhaft nur in nationalen Formen vor sich gehen. Freie Einzelne schließen sich an Andere durch Natur- und Culturdrang zu Gemeinden, Gemeinden an Gemeinden, Staaten an Staaten, so daß alle Völker zu einer organischen Einheit zu verbinden, das Ziel der Cultur-Entwicklung ist, denn allgemein ist der Menschengeist in einer unübersehbaren Menge von Individuen entwickelt und die wirkliche organische Verbindung Aller gibt das Eine stets neu wachsende Menschengeschlecht, so daß die allmählige Verbindung aller staatlich organisirten Völker, mit individueller Freiheit, zu einem großen Weltstaate verbunden, das einzige Ziel der Cultur in der Zukunft ist. Es führt dies nicht etwa zu einer sogenannten Weltmonarchie Eines Herrschers, noch zu einer Hegemonie eines Volkes, weil beide nur äußerlich und somit nicht dauernd binden, sondern zu einer innern Verbindung aller Völker durch Cultur und Freiheit. In einer solchen Verbindung ist dann auch Natur und Staat versöhnt, die nur bei Culturmangel sich feindlich entgegenstehen, die Cultur führt nämlich eben die Natur in den Staat über, dem Cultivirten und Freien ist der Staat die wahre Natur und Wirklichkeit.

Wie haben aber nun im Laufe der Jahrtausende die einzelnen Völker durch ihre Cultur die bloße Natur in den Staat verklärt? wie haben sie das Cultur-Ideal der freien Völkerverbindung bereits verwirklicht? —

Diese Vereinigung finden wir im Alterthume nicht, die Völker wußten wenig von einander, wie noch heut zu Tage der Ungebildete vereinzelt da steht und nichts von der übrigen Welt weiß, nur die gegenseitige Berührung gibt uns die Kraft, uns als Glieder eines großen Ganzen zu fühlen. So weit die Geschichte in die Urzeit zurückgeht, findet sie schon immer verschiedene Raçen und Völker über dem Erdboden verbreitet, die durch ihre ausgebildete Sprache,

durch ihre festgewordenen Sitten und Lebensansichten auf eine noch tiefere Vergangenheit hinweisen.

Es haben meist die verschiedenen Historiker gefragt, welches Volk das älteste wäre, diese Nachforschung führte aber thatsächlich zu keinem festen Resultate: dem Einen erschien dieses, dem andern ein anderes Volk als das älteste. Denn jedes Volk will das Aelteste sein, jedes leitet seinen Ursprung aus der tiefsten grauen Vorzeit ab. Z. B. die Chinesen zählen in ihren Annalen Jahrmillionen sogar, ja sie haben sie keck genug in denselben auch nachgewiesen. Das Entstehen des Menschengeschlechtes ist wie das Entstehen des Lebenden überhaupt in das tiefste Dunkel gehüllt und unsere Wissenschaften sind noch nicht im Stande, uns klare Erkenntnisse davon zu liefern. Der caukasische Stamm, dem die eigentliche Cultur zukömmt, ist seit jeher von lauter Naturvölkern umgeben, er ist gleichsam der Mittelpunkt in einer großen Völker-Periferie, die immer mehr dem Mittelpunkte sich historisch nähernd, von diesem erfüllt wird. Der caukasische Mittelpunkt wird immer bedeutender, im tiefsten Alterthume war es die Periferie. Und so weiset uns Natur und Geschichte selbst hin, erst die Periferie kennen zu lernen, um ihr Verhältniß zum Centrum zu erkennen.

Sehen wir auf die Malaische Raçe, die auf einer so niedrigen Stufe steht, daß sie nicht mehr niedriger sein kann. Ihr geringes Vorhandensein des vegetativen und animalen Lebens hemmt alle geistige Entwicklung. Sie leben von Jagd, Obst, Wurzeln. Ihre Industrie bringt einzig und allein elende Pfeile u. dgl. hervor. Ihre Wohnungen sind nur aus Schilf und Bambus aufgebaut. Von fest bestehenden Gemeinden ist keine Rede, Jeder lebt für sich, die Anhänglichkeit an Heimat kennt der Malaie noch nicht, denn wenn er sich auf seiner Jagd verirrt, kehrt er nicht wieder zurück, sondern tritt zufällig und vorübergehend mit Andern in Berührung. Von einer Wissenschaft, selbst im weitesten Sinne, ist bei ihnen natürlich keine Ahnung, denn sie kennen

ja in ihren Worten nur bis sieben zählen, was darüber ist, nennen sie ungeheuer groß. Vorstellungen über das Mächtige in der Natur und über des Menschen Abhängigkeit davon, die Grundlagen der religiösen Ansichten der Natur-Völker im Alterthume und zugleich die Keime der Wissenschaft hat der Malaie kaum, er ist nicht einmal auf der Stufe des Fetischdienstes. Alles, was er fürchtet und was ihm eine religiöse Furcht einflößt, ist der Donner und der Sturm und diesen weiß er auch keine Gestalt zu geben. Eigentliche religiöse Feste und Gebräuche kennen sie auch nicht. Zum Andenken der Zusammenkünfte, die sie nur selten und nur bei besonderen Gelegenheiten hielten, z. B. beim Absterben eines tapfern Kriegsanführers errichten sie Steinhaufen als kunstlose Grab- und Denk-Mäler zugleich. Nur auf den Sandwichsinseln findet man Anfänge von Gestalten, aber die Bewohner dieser Insel sind schon eine Vermischung mit andern, besonders mit indischen Völkern. Ueberhaupt gilt das Gesagte von den wenigen echt malaischen Stämmen, bei denen auch Mensch und Thier so gleich sind, daß sie den Menschen wie das Thier schlachten, um sich Speise zu bereiten. Die Menschentödtung bei andern Völkern hat meist wenigstens die Form von Opfern, die der Malaie auch nicht kennt.

In Amerika finden wir bei den Rothhäuten schon eine größere Cultur, es ist auch schon die Beschaffenheit des Landes eine ganz andere. Wir sehen die ungeheuere Gebirgskette Andes das Land von der nördlichen bis zur südlichen Spitze durchziehen, welche die Feste des Landes bildet. Da finden sich in Nordamerika die größten Seen und Prairien und im südlichen Theile die größten Waldungen und Flüsse der Welt. Die Cultur der Rothhäute geht alle Stufen vom Waldzustande bis zum Städteleben durch und ist auch historisch vielfach geschichtet, obschon der heutige Zustand der Quellen die genaue Unterscheidung der Culturstämme und Culturperioden nicht zuläßt.

Die Produktion der Amerikaner besteht meist nur in der Jagd und ist Sache des männlichen Geschlechtes.

Die Industrie hat bei ihnen (den Waldindianern) keine hohe Stufe erreicht; sie wird dem weiblichen Geschlechte überlassen, der Mann schafft nur die Lebensmittel herbei, sonst ist er ganz unthätig, hat er einige Muße, so kauert er still und schwärmt und ergibt sich einem melancholischen Hinbrüten. Es gibt auch einzelne Amerikaner, die zum Ackerbaue übergegangen sind. Hirtenvölker finden sich aber bei ihnen durchaus keine. Die Amerikaner haben gegen das Nomadenleben einen unbezwinglichen Abscheu, viele Hausthiere zu halten ist ihnen ein Gräuel. Milch können sie gar nicht vertragen. Das weibliche Geschlecht verfertiget die nothwendigen Kleider und Geräthschaften, hilft die Hütten bauen. Bei den Amerikanern der niedern Cultur-Formen ist auch von einem eigentlichen Handelsverhältniß gar keine Rede, wol aber muß einst der Handel in den Städten geblüht haben. Dem Amerikaner ist seine Freiheit sehr theuer, er schränkt sich lieber auf das Nothdürftigste ein, um nur Niemandens bedürfen zu müssen. Es gab wol schon auch viele Amerikaner die im Staate bereits lebten. Was Kunst betrifft, so haben sie Denkmäler von verschiedener Art aufzuweisen. Man findet bei ihnen einfache Grabhügel und auch Kunstalterthümer z. B. in Peru und Mexiko. Es sind da thatsächlich Uebergänge von rohen Formen in feinere und edlere bei Bauwerken sowol als bei Bildwerken. Die Stein-Pyramiden, worauf gewöhnlich die Tempel standen, sind terrassenförmig gebaut. Auch Säulen finden sich zum Tragen der Decken, was schon auf Berechnung der Tragkraft deutet.

Die terassenförmigen Pyramiden sind auch nach den vier Weltgegenden gerichtet, ein Zeichen der astronomischen Beobachtungen. Auf ihren Tempeln und Palästen finden sich auch planetartige Abbildungen vor und bei den Städten Kunststraßen, die sich damals selbst in Europa nicht vorfanden. Auch ihre Sculptur ist merkwürdig, die Umrisse

derselben sind erhaben, was ein Zeichen ist, daß die Sculptur aus der Zeichenkunst entstanden ist. Ihre Maler füllten die Umrisse der Zeichnung mit Einer Farbe aus, sie kannten nicht die Schattirungen und Abstufungen der Farbentöne. Aus diesem Zustand der Kunst der Amerikaner schon können wir auf den Zustand ihrer Wissenschaft schließen. Der Wald-Amerikaner freilich kannte gar keine eigenthümlichen Götter, der Donner ist das Einzige, was er scheut und merkwürdig ist es, daß der ungehemmt die Wälder durchziehende Amerikaner den Donner als ein Uebel der Natur, in der Gestalt eines Lahmen sich denkt. Ein Beweis, daß Amerika allmälig aus dem Meere aufgestiegen und diesen Umstand im Gedächtnisse beibehalten habe, sind die Sagen von einer ehemaligen Sindfluth, die namentlich in Mittel-Amerika verbreitet sind. Was ihr Opferwesen betrifft, so ist es auch aus ihnen zu ersehen, daß der gesammte Religionskultus der Naturvölker nicht die Verehrung und den Dienst der Götter allein abzielte, sondern eine Festesfeier war. — Feste führen überhaupt die Menschen zusammen und zwar auf andere Art, als die Arbeit und das Bedürfniß. Diese sind mehr zwingender Art, Feste aber sind freie Zusammenkünfte, ein Ausdruck echter, allgemein menschlicher Geselligkeit und folglich der Cultur. Der Mensch fühlt dabei sich frei vom Verhältniß zur Arbeit, er freut sich seines Daseins an sich. Die amerikanischen Feste waren mehr Aeußerungen der Selbstpflege, Reinigung als demüthigende Opfer. In einer jeden Opferhütte war auch eine Schwitzhütte. Ja auch Gesang und Reden waren bei ihren Festlichkeiten gehalten, ein Zeichen des erwachenden Bewußtseins einer allgemeinen Gleichheit. Einige amerikanische Völker hatten so eine Ahnung von der Einheit der Natur, von einer in der Welt verborgenen Kraft, die sie sich in einer Art eigentlicher Welt dachten, sie schwärmten von einem idealen Amerika, das in ewig grünenden Prairien und Jagdgründen besteht, wo sie mit dem großen Geiste, dieser personificirten Naturkraft gesellig leben werden und ihr höchster

Wunsch bestand auch darin, sich in diese Welt versetzt zu sehen. Sie hatten keine Ahnung von irgend einer Strafe nach diesem Leben; sie glaubten entweder in den Mond oder in die Sonne, oder in die Erde zu gelangen, wo es ihnen überall gutging. Daraus erklärte sich ihre Todesverachtung, ja selbst die zahllosen Opfer der Gefangenen, die in den Inkas-Reichen auf Tausende jährlich stiegen. Das Priesterwesen war auch sehr entwickelt, es war eine Eintheilung in Ober- und Unterpriester; und einige alte Beschreiber geben uns die Nachricht, daß unter den Mexikanern sich 40.000 Priester vorfanden. Diese Priester lenkten allein die Erziehung des weiblichen Geschlechtes; das Mädchen kam in eigene Institute, in eine Art Klöster, wo es nicht früher herauskam, als bis es heiratete. Merkwürdig ist auch eine Art von Priesterinen, die Sonnenjungfrauen, aus denen sich der Inka, der König der Amerikaner, z. B. in Peru seine Frauen auswählte. Die Form der Ehe war theils die Mono-, theils die Poly-gamie, je nachdem einer reicher oder ärmer war. Sie theilten das Jahr in achtzehn Theile und hatten auch eine Kenntniß von gewissen Schalttagen. Es waren auch botanische Gärten und Menagerien vorfindig, ein Beweis, daß der Forschungs- und Sammlungsgeist schon rege war. Eine strenge Gliederung in Familien und Unterwerfung unbedingt unter die Höheren waren bei ihnen zu Hause. Ihr König Inka, der als Sohn der Sonne verehrt wurde, übte unumschränkte Gewalt aus. Die Form des öffentlichen Lebens der Amerikaner glich sehr dem Lehenswesen unseres Mittelalters. — Diese gewiß sehr merkwürdigem Culturzustände der Amerikaner zu erklären, gab den Forschern viele Mühe. Woher kamen die Menschen, die Amerika bewohnten, wer lehrte sie Kunst und Wissenschaft: das waren Fragen, die man oft that. Die erste Frage werden wir beantworten können, wenn uns die Wissenschaft das Geheimniß des Lebens überhaupt enthüllen wird, die zweite liegt in der Ansicht erklärt und begründet, daß Cultur dem Menschen nichts

Fremdes, sondern nur die Lebensentwicklung seines Wesens ist. Wenn sich in den Culturzuständen der Amerikaner Manches findet, was auch andere Völker haben, so müssen sie es nicht erhalten haben; sie haben es aus sich entwickelt, weil auch sie Menschen sind und sie haben es so entwickelt, weil sie diese bestimmten Menschen sind. Man findet in Amerika und Indien Pflanzen mit ähnlichen Blüten nnd Früchten, warum sollten nicht auch von einander unabhängige Indier und Amerikaner ähnliche Geistesblüten und Geistes-Früchte haben können?

Fünfte

Culturhistorische Vorlesung.

Gehalten am 28. Jänner in der Aula zu Olmütz.

(Analogie zwischen dem afrikanischen Clima und dem Negernaturell im Allgemeinen und nach den Culturbeschaffenheiten. — Analogie zwischen der Landesbeschaffenheit der Mongolei und dem Mongolencharakter. Schilderung desselben. — Der Chinesen Produktion, Industrie und Handel.)

Sehen wir heute vorerst auf die Culturzustände der Neger hin, so fällt uns vor allem Andern die Beschaffenheit ihrer Heimat — Afrika — auf. Dabei aber müssen wir uns den nördlichen und östlichen Theil dieses Welttheils hinwegdenken, der seiner Beschaffenheit nach von dem mittlern und südlichen Afrika durchaus verschieden ist. Diese ersten Länder sind größtentheils von caukasischen Stämmen bewohnt und wurden sogar von den alten Geographen zum Theil gar nicht zu Afrika, sondern zu Asien gezählt. — Mittel- und Südafrika aber, die eigentliche Neger-Heimat, ist höchst merkwürdig schon durch die Gestaltung seines Bodens, der in plötzlichen Uebergängen aus tiefen Ebenen sich terrassenförmig erhebt. Nirgends auf dem ganzen Erdboden finden sich so viele Wasserfälle (Katarakten), wie hier vor. Diese plötzlichen Uebergänge, welche den südafrikanischen Boden namentlich charakterisiren, äußern sich auch in den Naturerscheinungen. Schneidende Kälte des Nachts und sengende Hitze am Tage, üppiges Blühen und Verwelken wechseln mit unglaublicher Raschheit mit einander. — In der heißen Jahreszeit vertrocknen die größten Ströme und schwellen

plötzlich zu verheerender Höhe an; Gegenden, namentlich an den Ufern der Ströme, die erst durch Sonnengluth versengt, in abschreckender Dürre sich ausbreiteten, sehen wir plötzlich in eine Fülle, in eine Ueppigkeit der Vegetation gekleidet, die Alles übersteigt, was andere Welttheile der Art aufzuweisen haben. So ist es auch mit der Witterung. Das Firmament ist in das reinste Blau gehüllt, im hellen Glanze strahlt die Sonne am Himmel., — da, mit Einem Male umzieht es schwarzes Gewölke und über die verdüsterte Fläche ras't baumentwurzelnd Gewittersturm. — In einen solchen Naturproceß mitten hinein hat nun die Natur die Negerraçe hingestellt, oder sie aus ihm herausentwickelt, aber auch nur diese vermag es darin auszuhalten, da, wie wir schon früher erwähnt haben, bei ihr das vegetative und animale Element sich am Ausgebildetsten vorfindet. Europäern gelang es nur, sich an den Meeresküsten anzusiedeln, in das Innere des Landes vermögen sie nicht mit Erfolg vorzudringen; deshalb ist uns auch Mittelafrika noch heute, wo die Negerstämme hordenweise leben sollen, fast ganz unbekannt. Es hat in der That den Anschein, als ob diese plötzlichen Uebergänge der Naturerscheinungen in den Menschen daselbst ihre Abbildung gefunden hätten; der Neger Naturell ist rein afrikanisch. Aus dem Taumel der glühendsten Sinnlichkeit versinkt er plötzlich in eine todesähnliche Erschlaffung; — zwischen solchen Extremen bewegt sich sein ganzes Leben. Er ist Sklave seiner Begierden, die bald rasch in Flammen auflodern, sehr bald aber verrauchen; Rachedurst, Grausamkeit, Gefühllosigkeit und Hang nach Genüssen sind seine hervorstechendsten Eigenschaften. Der Neger geht nie in sich hinein, er ist zufrieden, wenn seine heißen, nothwendigsten Bedürfnisse gestillt sind. — Ein solcher plötzlicher Uebergang ist sogar beim Neger der Uebergang aus dem Leben in den Tod. Krankheiten, Siechthum kennt er nicht, ein augenblicklicher Tod rafft ihn meist dahin.

Offenbar ist ein solches Verhältniß des Menschen zur

Natur ungünstig, das humane Element sich entwickeln zu lassen. Was wir Regelmäßigkeit der Natur in allmälichen Uebergängen nennen, kommt im afrikanischen Clima nicht vor. Der Neger ist nie sicher, daß nicht ein plötzlicher Wechsel ihn um Alles bringt, was er sich durch harte Kämpfe und Mühen erworben hatte. Im steten Ringen mit der Natur wird ihm ein Zusichkommen, ein Insichversenken unmöglich; die gewaltigen Naturveränderungen lassen ihn nie zur Ruhe kommen und doch ist, wie wir bereits wissen, ein Ausruhen von Bedürfnissen, die innere Ruhe die Grundbedingung der Möglichkeit einer Cultur. Der Neger lebt rein in der Gegenwart; aus den Schrecknissen der Natur als Sieger hervorzugehen, sich in den Stürmen seines Lebens zu erhalten um seinen Trieben freien Lauf zu lassen, darin findet er seinen Beruf, darin seine Glückseligkeit. Vergangenheit kennt er nicht; auf die Zukunft zu denken, kommt ihm nicht in den Sinn. Wir haben allerdings in der Geschichte Afrika's gewaltige Veränderungen verzeichnet, aber alle neuen Schöpfungen waren entweder von nur zu kurzer Dauer, oder sie wurden durch Europäer hervorgebracht, daher auch fast die sämmtliche Geschichte Afrika's mehr eine Geschichte der Europäer und ihren Colonisationen in Afrika ist, als eine eigentliche Geschichte der Afrikaner.

Bei einer solchen Sachlage wird die Culturgeschichte nichts Bedeutendes in Afrika aufzufinden haben. Was die **Produktion** und **Industrie** der Neger anbelangt, so geht sie nicht über den gegenwärtigen Bedarf hinaus.

Sie haben Pfeile und Spieße, mit denen sie ihre Kriege mit Menschen und Thieren führen, die aber so roh sind, daß sie wenig Bedeutung haben. In neuern Zeiten haben freilich die Europäer Geräthschaften hingebracht, die aber ihr Entstehen der europäischen Industrie verdanken und nicht hierher gerechnet werden können. Ebenso ist der Handel fast gar nicht da; ein solches Volk fühlt noch nicht das Bedürfniß eines engern, wechselseitigen Verkehrs und des Austausches. Der ganze Handel in Afrika ist ein so-

genannter passiver Handel, die Neger lassen wohl den Handel mit den Landesprodukten, ja auch mit sich in ihrem Lande zu, selbst aber führen sie keinen. Der passive Handel aber war im höchsten Schwunge, namentlich im Alterthume, wo überhaupt die Cultur, vorzüglich im nördlichen Afrika, auf einer viel höhern Stufe stand, als heut zu Tage. Ueber die ungeheuere Wüstenfläche der Saharra, wo nur einzelne Oasen im grellen Contraste mit den Schrecken des Todes ringsum, durch ihre üppige Vegetation, durch ihre erfrischenden Quellen für die Karawanen ersehnte Ruhe- und Erholungspunkte darbieten, wurde der Handel tiefer in das Innere des Landes geführt, als wir vielleicht ahnen. Wir dürfen nicht wähnen, daß der amerikanische Negerhandel und deren Sklaverei von den Europäern zuerst ausgegangen sei: die Geschichte sagt uns, daß schon die Karthager Negersklaven zum Rudern mit Erfolg verwendeten und sie tief aus dem Innern Afrika's hervorholten. Aus den entlegensten Gegenden dieses Welttheils ward Goldstaub und Elfenbein nebst andern gesuchten Naturprodukten gebracht und im weitern Handel verwendet. Der eigentliche Negerhandel hat es noch nicht auf die Stufe gebracht, Geld zu haben; der ganze Handel der Neger ging über den bloßen Sachen-Austausch nicht hinaus. — Von **Kunst** nnd ihren Werken darf hier keine Rede sein, denn zu deren Hervorbringung gehört, wie wir wissen, ein Eingehn in seine Innenwelt, in das Reich der Ideen. Bei den Negern, die bloß der Außenwelt und dem Augenblicke leben, kann sich dergleichen nicht vorfinden. Ihre **Musik** ist ein Lärmen ohne alle Harmonie. Hohle Baumstücke dienen ihnen zu Trommeln, ausgehöhlte Elephantenzähne und Büffelhörner zu Blas-Instrumenten. So steht auch ihr Gesang auf der tiefsten Stufe der Entwicklung, er ist mehr ein widerliches Heulen. Gesang, als Kunst, ist ja die ideale Menschenstimme, die in ihrer harmonischen Gliederung entzückt. Selbst ihre **Sprache** ist den Thierlauten in mancher Beziehung sehr nahe. Die menschliche Sprache unterscheidet sich nämlich

von den thierischen Lauten, daß sie artikulirt ist, daß das unterschiedslose Ineinanderfließen der Selbstlaute durch Mitlaute so begränzt ist, daß dadurch die Sprache ein organisches Ganze wird. Das kennen die Negersprachen nicht. Daher ist auch keine Sprache dem Europäer so schwer nachzuahmen, als ihre. Des Afrikaners Worte gehen thierähnlich in einander über und es gibt Laute, von denen man nicht sagen kann, ob sie Selbst- oder Mitlaute sind, gerade wie bei den Thieren. So sind auch die Tänze, die sie bei den sehr wenigen Festlichkeiten vornehmen, roher Natur. Bei solchen Zuständen wird es kaum erlaubt sein, das Wort Wissenschaft auszusprechen, sie ist bei ihnen nicht zu finden, wenn wir auch das Wort Wissenschaft im weitesten Sinne nehmen, als der Inbegriff aller Kenntnisse, die ein Mensch von sich und von der Außenwelt hat. Der Neger befindet sich in dieser Beziehung ganz auf der Stufe der Kindheit. Das Kind lebt in einer Welt, wo ihm noch Alles unbestimmt in einander fließt, eine deutliche Unterscheidung und Gliederung durch Namen ist ihm nicht gegeben; ihm fällt nur das Außerordentliche, Ungewöhnliche, das Grelle auf. So finden wir es auch bei den Negern. Wir müssen uns überhaupt von unserer gewöhnlichen Anschauungsweise der Welt und des Lebens losreißen, wenn wir die Culturzustände der alten Völker wahrhaft und unbefangen erkennen und begreifen wollen. Eine Sonderung oder Klassificirung der Naturgegenstände, wie sie uns Europäern ganz geläufig ist, hat der Neger nicht. Die Natur ist ihm noch ein unbestimmtes Ganzes, die ihren Einfluß ausübt und die zu zergliedern er noch nicht gelernt hat. Sondernder, unterscheidender Verstand ist des Negers Sache nicht. Daher sagen auch alle Erfahrenen, die sich in Amerika mit der Erziehung einzelner Neger beschäftigt haben, daß deren Ungelehrigkeit alle Begriffe übersteige; aus der Stufe der dunkeln Empfindung können sie sich, den Kindern gleich, nicht losreissen. Wie den Kindern alles Außergewöhnliche, Grelle auffällt, so berührt auch den Neger alles

Außerordentliche ungemein, — eine ungewöhnliche Farbe, ein nie gehörter Ton, eine auffallende Erscheinung schreckt ihn, hemmt ihn, imponirt ihm; ein jeder solcher Gegenstand erzeugt in ihm das Gefühl der Abhängigkeit, Schwachheit und Demuth gegenüber dem Ungewöhnlichen, das ihm als das Mächtige erscheint. Dies Verhältniß dient zur Erklärung, daß namentlich in Afrika der Fetischdienst so sehr überhand genommen hat. Wenn wir hören, daß der Neger vor einem zackigen Felsen sich anbetend neigt, daß er reinem Wasser, das ihm den Sonnenstrahl abspiegelt, göttliche Verehrung erweis't, so staunen wir und können nicht begreifen, wie ein Mensch das erste beste auffallendere Ding für etwas Göttliches halten kann. Wir müssen aber, dies Verhältniß zu verstehen, uns in das Seelenleben des Negers hineindenken. Ein ergriffener Baumast vermehrt die Wirkung seiner Hände Muskelkraft nach einem Bade in einem frischen Wasser fühlt er sich erquickt, gestärkt, er fühlt, daß er diese Stärkung der unmittelbaren Berührung mit dem äußern Dinge verdanke; natürlich, daß er bei der geringen Entwicklung seiner Fassungskraft dasselbe als das Mächtige, Stärkeverleihende, sich als das Abhängige, Schwache ansieht und ihm göttliche Verehrung erweis't. Das ist die Grundlage des Fetischdienstes. (Fetisch, nach dem Portugiesischen, bedeutet einen Klotz, ein ungewöhnlich geformtes Ding.) So vieler Fetische sich der Neger bemächtigen kann, so viele trägt er in seine Hütte und wähnt, daß nur der unmittelbaren Berührung mit denselben seine Wohlfahrt entspringe. Daher wallfahrten zu manchen Gewässern ganze Horden und erweisen ihnen göttliche Ehren; Spitzen der Felsen erklimmen sie, um nur in unmittelbare Berührung mit der Gottheit zu kommen.

In dem Fetischismus äußert sich der Grundcharakter des Negers ganz. So lange nämlich in der unmittelbaren Berührung mit seinen Göttern er sich gestärkt fühlt, so lange er sich wohlbefindet, bleibt er ihnen getreu, geschieht das Gegentheil, so zertrümmert er alle und sucht sich neue,

denen er neues Vertrauen schenkt. So kann man nun sagen, daß der Fetischismus ein demüthig stolzes Anerkennen des Ungewöhnlichen, Aeußern, als des Mächtigen ist. Die Ansicht, daß hinter den Gegenständen unsichtbare Mächtige verborgen sind, daß es Geister gebe, ist sehr wenig verbreitet. Das harmonirt auch mit dem Charakter der Neger, sie müssen das Aeußere sehen, tasten, sonst glauben sie nicht. Nur Wenige haben eine Ahnung, daß die äußeren Dinge mächtig sind durch innere Kräfte, die, ins Verhältniß mit Menschen getreten, ihnen die Stärke verleihen, ihnen nützen oder schaden. So kennen nur die Entwickelteren das Mächtige unter dem Namen guter oder wohlthätiger, böser oder schädlicher Geister; ein böser Geist ist ihnen z. B. der Geist des brausenden Sturmes; ein guter der Geist des Sonnenlichtes; und so mengt sich in die religiösen Ansichten viel menschlicher Egoismus, der auch die guten sinnlich dargestellten Geister schwarz, die bösen aber weiß sich vorstellt. Es ist nun natürlich, daß dann ein Mensch, der selbst die ungewöhnliche Form eines Fetisches hat, der z. B. ein ungewöhnliches Leben führt, eine außerordentliche Körperstärke entwickelt, der außergewöhnliche Gebräuche hat, oder auch nur ungewöhnlich kränklich ist, ein großes Aufsehen erregt und göttliche Verehrung genießt. Kinder, die mit außerordentlichen Krankheiten, z. B. mit viel Nasenbluten behaftet sind, werden als etwas Außerordentliches angestaunt. Ein solcher Mensch ist es dann, der als **Zauberer** erscheint und dem der Neger außerordentliche Kräfte beilegt. Solche menschliche Fetische: Zauberer sind über ganz Afrika verbreitet, die jedoch unter einander wenig Gemeinschaft haben, noch weniger etwas Geregeltes an sich haben und nicht als Priester gelten dürfen, die sehr selten sind. Allein auch die Zauberer theilen das Schicksal der Fetische; so lange sie günstig wirken, geht es ihnen wohl; wenn nicht, so ist ihr Lob und Ansehen dahin. Eine eigene Ansicht von Weltentstehung und Menschenzweck kennt

der Neger nicht mit wenigen Ausnahmen, die aber von den Einflüssen der Europäer herrühren.

Ein öffentliches Leben im eigentlichen Sinne kennen die Neger ebenfalls nicht; noch weniger staatliche Formen. Sie leben meist nur hordenweise, sinnliche Bedürfnisse führen sie zusammen und auseinander; feste, eheliche Formen haben sie auch nicht. Der Neger hat kein Gemüth, keine Anhänglichkeit an Weib und Kinder, mit unerhörtem Stumpfsinne verkauft er sie in die schmählichste Sklaverei, um selbst von einem Mächtigern seiner Freiheit beraubt zu werden. Das Recht der Faust herrscht, der Mächtige ist der Gebieter und Häuptling. Festere Formen socialer Verhältnisse finden sich meist nur in den Thallandschaften, an den üppigen Fluren der Stromgegenden. Wie das Land terrassenförmig sich erhebt, so stufen sich in einem solchen Negerstaate die verschiedenen Stände durch ihre Macht ab: jeder läßt dem unterworfenen seine ganze Macht fühlen; daher die Sucht nach Unterdrückung und nach Zurückdrängung der Herrschaft die wesentlichsten Hebel geselligen Zusammenkommens ist. Ein als glücklich geschilderter Negerstaat im Alterthume war der äthiopische, an dessen Bewohnern man vorzüglich eine außerordentliche Ehrfurcht gegen das Alter pries; wie man überhaupt noch jetzt das Alter in Afrika zu ehren pflegt, natürlich, wenn man erwägt, daß bei den Negern ein solches Alter, das nur Wenige erreichen, als Beweis einer ungewöhnlichen Thatkraft, die glücklich durch so viele Gefahren sich durchgerungen hat, angesehen wird.

Wenden wir uns nun plötzlich zu den mongolischen Völkerschaften, so sehen wir uns in eine ganz andere Welt versetzt, die der von uns jetzt betrachteten Welt entgegengesetzt ist. Vermöge des vorherrschenden vegetativen Lebensantheils ist Wohlbeleibtheit bei den meisten Mongolen zu finden. — Selbst unter den Chinesen, die nur cultivirte Mongolen sind, ist weibliche Schönheit und Wohlbeleibtheit Eines und Dasselbe. Schon das Wohnland der Mongolen ist von dem der Neger ganz unterschieden. In der Mongolei gibt

es keine solchen terrassenförmigen Abstufungen des Bodens wie in Afrika; das ganze Land ist ein Hochland mit Steppen bedeckt, die in ihrer Beschaffenheit sehr wenig Abwechslung darbieten. Daher werden wir da nicht viel Produktion finden und wenn wir die Mongolen als Nomaden bezeichnen, so haben wir damit ihren ganzen Culturzustand ausgesprochen; Alles, was sich um das Nomadenleben dreht, finden wir bei ihnen, weiter nichts. — Schon ihre Nahrung ist eine ganz andere, als die der Neger; der Neger verachtet Pflanzenkost, der Mongole liebt sie; Schafmilch, Reis und Brod genießt er, und wenn es hoch kommt, Schaffleisch. Daher ist auch sein Charakter kein so wilder. Kunst finden wir bei ihnen nicht, weil nichts über den gewöhnlichen Bedarf hinausgeht. Von der Wissenschaft ist dasselbe zu sagen, was wir bei den Negern erwähnt haben. Wie der Fetischismus die einzige Neger-Religion ist, so ist es bei den Mongolen der Schamaismus. Ihre Zauberer heißen Schamanen und unterscheiden sich von den afrikanischen. Betrachten wir die weiten mongolischen Steppen namentlich im Norden, so fällt uns ihre Gleichförmigkeit in's Auge. Das Eintreten von Nebeln ist hier etwas ganz Gewöhnliches. Wie die verschiedenen Nebelgestalten ohne festere Formen in einander zerfließen, so ist auch die Vorstellung der Mongolen von dem Göttlichen. Gute und böse Geister, wie selten sie bei den Negern anzutreffen sind, so häufig sind sie hier. Kein Volk hat einen so ausgebreiteten Geisterglauben, wie die Mongolen und wer den Sturm beschwören, die Geister in Verbindung mit Menschen bringen kann, ist ihr Schamane. Diese aber müssen toben, rasen und Mienen und Geberden gräßlich verzerren, sollen sie imponiren. Sie lernen es daher von einander, werden darin unterrichtet und vom Volke göttlich verehrt. Selbst führen sie kein Nomadenleben, jede Horde ist froh, wenn sie Einen in ihrer Mitte haben kann. Oeffentliches Leben im wahren Sinne findet man gleichfalls bei ihnen nicht. Manche Horden stehen in Verbindung mit einander; der

Hordenreichthum ist der Maßstab des Ansehens, der Macht, der in dieser Beziehung Ausgezeichneteste ist das Oberhaupt der Horde, Chan genannt. Das Vorherrschen des vegetativen Elementes bringt es hervor, daß kein Volk so furchtbar ist, wie das der Mongolen. Es ist zu staunen, in welcher ungeheuern Anzahl sie vorkommen und man kann annehmen, daß ein Drittheil aller gegenwärtig lebenden Menschen Mongolen sind! — Daher geschieht es, daß nach Jahrzehenten, daß nach Jahrhunderten sie so anschwellen, daß sie sich in ihren Steppenländern wie ein angeschwollener Fluß in seinem Bette beengt fühlend, überströmen und sich über die benachbarten Ländereien ergießen. Daher seit jeher die zahlreichen Mongoleneinfälle, denen auch China sein Dasein verdankt. Auch die Chinesen sind Mongolen, die aber durch die Fruchtbarkeit und die durch engere Thallandschaften gegliedertere Beschaffenheit des Bodens zum Ackerbau hingewiesen wurden. Weil sie auch numerisch sehr anwachsen, so müssen alle Menschenkräfte in Anspruch genommen werden, jedes noch so unbedeutende Plätzchen Bodens anzubauen; ja, wenn wir bedenken, daß fast $^{1}/_{10}$ der chinesischen Bevölkerung (300,000000) schon jetzt gezwungen sind, zeitlebens auf Kähnen zu leben, so ist es ausgedrückt, wie sehr Alles in Anwendung gebracht werden müsse, die nöthigen Fristungsmittel zu produziren. Daß da Industrie gewinnen muß, ergibt sich von selbst, daher auch in keinem Lande z. B. die Nationalökonomie auf einer solchen Höhe der Vollkommenheit steht, wie hier. Wegen der starken Vermehrung ist auch in China wie in der Mongolei das Kinderaussetzen nichts Ungewöhnliches; andrerseits hat dieser unmenschliche Gebrauch seine Begründung darin, daß hier der Mensch an und für sich keinen Werth hat. In keinem Lande ist aber auch der Pauperismus so groß wie in China, der in seinem Gefolge ein starres Festhalten an alten Formen und den Despotismus führt, wodurch vielleicht die Zeit nicht mehr fern ist, daß dieser so unnatürlich zusammengefügte Koloß von selbst zerfällt. Wir wissen, daß die Chinesen

schon lange vor den Europäern Buchdruckerei und andere treffliche Erfindungen kannten; aber sie sperren sich von andern Völkern ab und kommen nicht weiter. Wir dürfen aber nicht außer Acht lassen, daß im dritten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung Stämme indischer Buddhaisten sich in China ansässig gemacht haben und daß, wenn wir von chinesischer Cultur reden, nur die Zeit vor dem dritten Jahrhunderte nach Chr. Geburt verstanden wird, da noch die Chinesen als reine Mongolen dastanden.

Ursprünglich selbst Nomade, ist der Chinese in China dennoch der größte Feind des Nomadenlebens, das weite Länderstrecken für sich in Anspruch nimmt und zu räuberischen Einfällen Anlaß gibt. — Dadurch läßt sich die Entstehung der großen chinesischen Mauer erklären, die, 300 Jahre vor Christi Geburt 600 Meilen lang, 26′ hoch und 24′ breit roh aus Backsteinen als Schutzwehr gegen die Einfälle der Mongolen im Norden des Reiches aufgebaut wurde. Ihr Dasein ist zugleich sowol ein Zeichen ihrer rohen Kriegskunst, die nur durch die fysische Massenhaftigkeit siegt, so wie einer unerhört unbeschränkten Macht der Gewalthaber, auf deren Geheiß ein ganzes Volk ein so ungeheures Riesenwerk vollbringen konnte. Auch von einer eigentlichen Kunst können wir bei den Chinesen nicht viel sprechen; wol finden sich staunenswerthe Strassen- und Canalbauten, aber keine echten Kunstwerke vor. Selbst die Kunstwerke der schwärmerischen Amerikaner übertreffen Alles, was die Chinesen je in dieser Beziehung geleistet haben. — Der Chinese ist gemüthlos und fühlt sich zufrieden, wenn nur sein Hang nach Gemächlichkeit befriedigt ist. Die Bauart seiner Häuser trägt noch ganz den Charakter mongolischen Nomadenlebens; die Dächer sind leicht und nach Art mongolischer Zelte gebaut, wie die chinesische Cultur selbst eine Art krystallisirten mongolischen Nomadenlebens ist.

Sechste

Culturhistorische Vorlesung.

Gehalten am 2. Februar in der Aula zu Olmütz.

(Der Chinesen ursprüngliche Zustände künstlerischen, wissenschaftlichen und öffentlichen Lebens. — Historische Entstehung des indischen Kastenwesens. Die verworfenen Kasten sind Mongolen und Malaien. Der Indier Cultur in Bezug auf Produktion, Industrie und Handel.)

Eigentliche Kunst bei den Chinesen gibt es nicht, der Chinese ist zu prosaisch, zu verständig, als daß er sich am Kunstwerke als solchen erfreuen könnte, sein Streben geht blos auf den Nutzen hinaus, denn jedes Kunstwerk will durch sich gefallen, nicht durch einen ihm fremden Zweck oder Nutzen. In ihm gibt der Mensch einen Theil seines Innern in die Wirklichkeit und findet es. Künstliche, aber nicht künstlerische Werke finden sich bei den Chinesen vor. Sie haben z. B. Gedichte, aber ohne daß sich dieselben durch etwas wahrhaft Schönes, Künstlerisches auszeichnen.

So ist es auch mit der Chinesen Wissenschaft; die Wissenschaften für den täglichen Gebrauch, d. h. die empirischen, sind längst in einer sehr großen Vollkommenheit, als: Astronomie, Forstwissenschaft, Oekonomie, so daß sie von den Europäern angestaunt wurden. Aber das Forschen des Forschens willen, um bloßer Unwissenheit zu entgehen und sich an der Wahrheit zu erfreuen, findet bei ihnen nicht Statt. Merkwürdig ist bei ihnen in dieser Beziehung die Sprache; so wie bei den Negern unterschiedlos die Vocale und Mitlaute in einander übergehen, so ist wieder bei den

Mongolen Alles einsylbig und in starrer Trennung. Sie haben etwa nur 500 Grundtöne, welche durch die höhere oder tiefere, langsamere oder schnellere Betonung zu einer größeren Masse von Lauten anwachsen. Daher ist das wechselseitige Verstehen der Chinesen schwer; so zwar, daß sie häufig gezwungen sind, sich der Schriftzeichen zu bedienen; Mandarinen z. B., wenn sie sich nicht verstehen, malen die Schriftzeichen mit der Hand in der Luft, oder mit dem Stabe auf der Erde. Die chinesische Schriftsprache hat auch noch dieses Eigenthümliche an sich: unsere Schriftzeichen bezeichnen Laute, die chinesischen aber sind Nachbildungen der wirklichen Dinge; jedes Schriftzeichen ist ein Bild des Gegenstandes im Kleinen. Dadurch ist freilich zweierlei gewonnen. 1. gibt das Bild den Begriff, wenn auch der Laut unverständlich ist, 2. verstehen verschieden sprechende Völker diese Sprache; denn obgleich in China Hunderte von Stämmen wohnen, die verschieden sind, so kann doch jeder Stamm die chinesische Schriftsprache lesen, indem er in die Zeichen sogleich seine Laute legt. Es wird daher auch in China auf nichts so sehr Rücksicht genommen, als auf die Entwicklung der Schriftsprache, welche das gemeinschaftliche Band zwischen den verschiedenen Völkern und dem Regenten ist. In der Beziehung waren die Chinesen schon früh entwickelt, man fand z. B. die Buchdruckerkunst in China schon zu Zeiten, wo man in andern Ländern noch keine Ahnung von ihr hatte. Dennoch aber hat diese Schrift-Sprache ihre Mängel darin, daß sie ungemein viele Zeichen hat, da für jeden Gegenstand ein Besonderes gilt und die große Anzahl der ähnlichen Gegenstände macht die feinsten Unterschiede nöthig, so daß, wenn ein Europäer ein chinesisches Buch in die Hand nimmt, ihm ein Buchstabe wie der andere erscheint. Kein Gelehrter oder Mandarin in ganz China ist im Stande, zu sagen, er kenne das chinesische Alphabet ganz, was auch nicht möglich ist, da mit der Zunahme der Kenntniß von Gegenständen auch die Zeichen wachsen, so wie wieder manche alte Schriftzeichen ganz un-

bekannt und ihre Bedeutungen verschwunden sind, weil auch die Gegenstände verschwanden oder sich änderten. Es wird daher auf das Gelehrtenthum in China ein großes Gewicht gelegt, da, um gelehrt zu werden, man meist seine ganze Lebenszeit hinopfernd verwenden muß. Für's gewöhnliche Leben gibt es gegen 10,000 Zeichen, für Gegenstände des gelehrten Lebens aber gegen 100,000 Buchstaben. Während bei andern Völkern die Schriftwerke selbst unter das Volk dringen, so sind sie in China nur an einen bestimmten Stand gebunden, und zwar an den Stand der Mandarinen. Mandarin zu werden, ist wol jeder Chinese im Stande, aber er muß sich den strengsten, pedantischesten Prüfungen unterziehen und es ist furchtbar, zu hören, welche Studien man braucht, um nur in die unterste Classe der Mandarinen aufgenommen zu werden. Dieser Umstand läßt auch die Schwierigkeit begreifen, die sich gegen die Uebersetzung chinesischer Werke in europäische Sprachen erhebt. Bei der Chinesen Ansichten über die Welt muß man unterscheiden, was sie von den buddhistischen Indiern überkommen hatten. Hier erörtern wir nur jene Ansichten, die ursprünglich Mongolisch-Chinesisch sind. Der Chinese sieht prosaisch vor sich in der Welt ein Oben, eine Mitte und ein Unten. So wie das Oben von Unten geschieden ist, so scheidet er auch seine Ansicht vom Leben; in der Mitte, d. i. der Erde, sehen sich die Chinesen als das Volk in der Mitte der Erde an, daher sie sich auch das Volk der Blume der Mitte, und ihr Land das Reich des Himmels nennen. Nachzuahmen hat der Chinese, was er oben sieht, d. i. am Himmel, dort sieht er Regelmäßigkeit der Bewegung; so wie die Sonne dort das Herrschende ist und alle Gestirne sich nach ihr bewegen und richten, so muß auch in China eine solche Sonne sein, die durch den Unterschied des Kaisers von den unteren Classen bewirkt wird; so wie Oben die Gestirne größer oder kleiner sind, so ist auch der Unterschied der Stände zur himmlischen Nachahmung im Leben der Chinesen; die größeren Stände, welche die Sonne um-

geben, sind die Mandarinen. In China ist wol keine Aristokratie des Geschlechtes, sondern nur der Gelehrten; weil diese aber das ganze Leben der Gelehrsamkeit aufopfern müssen, so sind sie gewöhnlich auch die Reichsten, so daß die Gelehrtenaristokratie auch die Geldaristokratie zugleich ist. Der Kaiser ist nicht ausgenommen von der allgemeinen Regelmäßigkeit. So wie die Sonne regelmäßig ihre Bahn beschreibt, so muß auch der Kaiser regelmäßig leben. Er ist der Sohn der Sonne, daher er auch die Farbe der Sonne, nämlich gelb trägt, die außer ihm Niemand tragen darf. Er ist dem Volke der Sonnenfetisch und man hält seine Macht für so ungeheuer groß, daß man glaubt, er könne sogar über die Naturveränderungen gebieten; ihm legt man daher auch den Eintritt von Naturübeln zur Last, daher wird er auch auf eine sehr pedantische Art beobachtet, niemals ist er allein, immer von Mandarinen umgeben, jedes seiner Worte und jede seiner Verrichtungen wird aufgezeichnet; ja die großsprecherische Pedanterie geht sogar so weit, daß, wenn er gespeis't hat, Herolde heraustreten und in alle vier Welttheile verkünden, daß nun auch Andere speisen dürfen! Ueberhaupt sind die Culturzustände in China auf einer solchen Stufe, daß darin die Verleugnung des individuellen Willens noch außerordentlich vorherrscht, je mehr sich einer in diese Form schmiegt, desto angesehener ist er. Diese chinesische Cultur konnte jedoch nicht den Einzelnen so aufgedrungen werden, daß nicht der Lebenstrieb dagegen erwacht wäre, da Jeder ein Individuum ist und also eigenthümlich zu leben sucht. Es fanden sich daher schon sieben Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung Chinesen, die sich gegen das chinesische Leben auflehnten und eine Revolution anfingen. Ob sie eigentliche Chinesen oder asiatischen Ursprungs sind, ist bis jetzt noch unentschieden, diese Secte nannte sich Tao-tse, Vernunft-Secte, also so viel wie Rationalisten, d. i. welche nicht nach den loyalen Vorschriften, sondern nach ihren eigenen Ansichten leben wollten. Sie sagten, der Mensch solle wol nach der Natur leben, allein

dies bestehe nicht in einer formellen Regelmäßigkeit und Selbstverläugnung, sondern im Streben nach Genuß. Die Verbreitung einer solchen Ansicht griff natürlich den chinesischen Staat in seinen Wurzeln an, daher denn auch die Mandarinen gegen diese Sekte mit aller Staatsgewalt auftraten. Oben an, unter den Vorzüglichsten derselben, welche als Reactionäre auftraten und das Volk zur alten Ordnung riefen, stand Confucius (Kong-fu-tse). Er trachtete das alte Verhältniß herzustellen, die King oder die fünf heiligen Bücher von ihm preisen das Leben, bevor diese Secte der Tao-tse auftauchte, als das Glückseligste. Confucius sammelte die alten Vorschriften, ergänzte sie und wo wenig Detail war, fügte er Mehreres und Bestimmteres hinzu, so daß die King eine sehr große Sammlung von Vorschriften für das gewöhnliche Leben sind. Von seiner Weisheit machen wir uns gewöhnlich sehr irrige Begriffe, da sie mehr kalte Erfahrung und Klugheit als eigentliche Vernunft-Ansicht ist, so ist auch seine sogenannte Moral nichts anderes, als eine trockene Aufzählung von Erfahrungssätzen und Klugheitsregeln. Dem Confucius und den übrigen Reactionären gelang es wol, die Secte der Tao-tse zu unterdrücken, allein 300 Jahre nach Christus kam in China der Budhaismus auf, der dem chinesischen Staat erst seine gegenwärtigen Welt- und Lebensansichten gab. Was das öffentliche Leben in China betrifft, so herrscht auch in diesen eine solche pedantische, das Selbstgefühl unterdrückende Regelmäßigkeit. Der Grundsatz z. B. Niemand habe eigentliches Privateigenthum, der Kaiser allein sei der Besitzer des ganzen Landes, schränkt die Freiheit des Einzelnen ein; Jeder ist Miethling, weßhalb auch kein Chinese beim Sterben ein Testament verfaßt, indem der Staat das Hinterlassene vertheilt. Die Grundlage des chinesischen Staates ähnelt der unseres Feudalwesens im Mittelalter; das Land ist in Bezirke eingetheilt, deren jedem ein Mandarin vorsteht, der im Namen des Kaisers herrscht. Immer belehnt der Kaiser die obersten Mandarinen und diese wieder die,

welche unter ihnen stehen; Niemand ist in China frei, selbst der Kaiser nicht, da er der Controlle der Mandarinen unterworfen ist; Mißtrauen gegen Jeden ist das vorherrschende Regierungsprincip. Das Leben ist nicht patriarchalisch, wie man meint und wol auch aussagt, sondern Heuchelei, Ceremonienwesen, äußerer Anstand ist bei den Chinesen vorherrschend. Die Mandarinen unterscheiden sich in ihren Würdegraden durch eine gewisse Anzahl Knöpfe, durch Pfauenfedern u. s. w. Aengstlich suchte sich China von den ältesten Zeiten bis auf die Neuzeit von allen übrigen Reichen der Welt abzusperren, in dünkelhafter Selbstgenügsamkeit für sich zu sein.

Gehen wir nun zu dem an China angränzenden Wunderlande Indien, so sind wir da zum ersten Male bei Völkern caukasischer Raçe, die jedoch dort noch mit Andern gemischt ist. Indien bildet zwei ungeheuere Halbinseln: Vorder- und Hinterindien, welche an Größe fast Europa gleich sind. Hinterindien ist aber in der Cultur zurück, da es meist von Malaien und Mongolen bewohnt ist. Vorderindien (Hindostan), war auch einst meist von mongolischen und malaischen Stämmen bewohnt, die sich noch heut zu Tage durch Farbe unterscheiden lassen, sie hörten aber seit Urzeiten auf, die vorherrschende Bevölkerung zu sein, indem die caukasischen Indier vom Norden, von den Indus- und Ganges-Ländern, die Ureinwohner sich unterwerfend, gegen den Süden vordrangen. Dabei wurde die malaische Raçe gänzlich von dem caukasischen Leben ausgeschieden und ward zur unglücklichen, unreinen Kaste der Parias, die den Thieren (Affen) gleich, ja noch für geringer als diese gehalten werden. Czandala heißen auch diese Unglücklichen, die fern von jeder Geselligkeit leben müssen und gar keine Menschenrechte haben. Die zweite der unterworfenen Kasten: die Ksudras sind die unterworfenen Mongolen, die jedoch nicht mehr so verworfen sind, wie die Parias, da sie als Mongolen zu technischen Fertigkeiten sich abrichten ließen und so die Kaste der Die-

nenden bildeten; auch sie dürfen die heiligen Bücher Vedas nicht einmal hören, doch dürfen sie unter den andern freien Kasten wohnen, was dem Parias nicht gestattet ist, der nur in der Nacht, in der Einsamkeit sich zeigen und sich ernähren darf, damit er nicht durch sein öffentliches Hervortreten, ja durch seinen bloßen Schatten Jemanden verunreinige. Die Richtigkeit dieser Ansicht von der Entstehung der niedern Kasten durch Unterwerfung außercaukasischer Völkerschaften bestätigt der indische Name der Kasten, nämlich Varnangi, d. i. Farbige und der Umstand, daß indische Kastenstaaten nur in der Heimat der Malaien und Mongolen, d. i. in Süd- und Ostindien bestanden, während es im Westen kastenlose indische Freistaaten gab. Diese Unterwerfung gab auch den caukasischen Stämmen, die sich Arias, d. i. die Bessern, Vornehmern nannten, Grund, sich nach drei unterschiedenen Lebensweisen (Kasten) zu gliedern. Denn sie machte es zur unausweichlichen Nothwendigkeit, daß die caukasische Raçe diese Völker, um sich selbst erhalten zu können, in der Unterwürfigkeit erhielt; es bildete sich nämlich eine eigene Kaste, die Kaste der Krieger, welche Kschatrja heißen. Andere Caukasier sorgten für die Lebensbedürfnisse durch Ackerbau, Gewerbe und Handel und hießen Vaysyas. Der Kern der Indier aber, der den Vorzug caukasischer Stämme vor nichtcaukasischen, d. i. größere Verständigkeit und Erkenntnisse in sich fest erhielt und ihn zu fördern, zu seiner Lebensaufgabe machte, wuchs allmälig zur Priesterkaste, zur Kaste der Bramanen oder Braminen heran. Die Bramanen konnten die Verrichtungen der andern Kasten ebenfalls vornehmen, nicht aber umgekehrt. Jede Kaste hatte ihre eigene Arbeit angewiesen und damit die Fertigkeit des Vaters auch an den Sohn übergehe, durfte Niemand aus seiner Kaste und deren Beschäftigung heraus. Geburt bestimmte bei den Indiern den Beruf des Einzelnen. Die Produktion in Indien ist außerordentlich. Dieses Land ist ja eines der schönsten und reichsten in Asien, vom Indus

und Ganges durchströmt, die es befruchtend überschwemmen, die Ernte am Feld und Garten geht jedes Jahr zwei- bis dreimal vor sich; Indien ist auch durch natürliche Grenzen von andern Ländern abgetrennt und dadurch mit seinen Produkten meist auf sich gewiesen. Im Norden ist es durch das Himalaiagebirge von den andern Ländern getrennt, im Westen ist es durch Wüsten abgeschlossen. Die Flüsse wimmeln von Fischen und führen Gold und Perlen; in Bergen findet man Diamanten und Rubinen; den eigentlichen Winter kennt Indien nicht, es kennt nur die Regenzeit von zwei Monaten, nach welcher die schönste Jahreszeit wieder hervortritt.

Im großen Ansehen steht in Indien die Industrie und darunter vor Allem auch die Viehzucht. Die Volks-Ansicht fordert: »Kein Indier soll ohne Heerde sein;« das chinesische Gesetz aber: »der Einzelne dürfe kein Eigenthum haben« finden wir in Indien nicht. Die Linnenfabrikation war im Alterthume nirgends auf so hoher Stufe, wie in Indien; ihre Erzeugnisse wurden überall, nach Alexandrien so wie nach Carthago und anderen Ländern versendet. Der Handel war sehr blühend, nicht blos unter den vielen einzelnen indischen Ländereien, sondern auch mit den entlegensten Ländern, vorzüglich aber mit China durch die Pässe des Himalaia. Seidenstoffe waren es hauptsächlich, die man von China nach Indien führte. Seidenwaaren wurden so hoch gehalten, daß in den religiösen Gesängen der Indier der Gott Wischnu seiner Göttin ein außerordentliches Geschenk damit macht. Pelze wurden von den Mongolen erhandelt und ebenfalls sehr hoch geschätzt. Aus Arabien holte Indien den Weihrauch u. dgl. m. und so lieferte jedes Land seine Schätze und in jedes lieferte Indien die Seinen, um nicht blos die Lebensbedürfnisse zu decken, sondern sich auch am Ueberflusse zu erfreuen.

Siebente

Culturhistorische Vorlesung.

Gehalten am 4. Februar in der Aula zu Olmütz.

(Die Grundzüge des indischen Mythus. Die heiligen Bücher der Indier. Ihre Poesien. Architektur und Sculptur. Menu's Gesetzbuch. Wissenschaften. Filosofie.

Wir haben jüngst Indien als ein Land erkannt, das, was Lebensbedürfnisse und Culturzustände anbelangt, sich auf eine Höhe geschwungen hat, die sich selbst genügt; wir haben erfahren, daß sein Handel nicht allein um des Bedürfnisses willen geführt wurde; sondern schon auf Erhöhung des Lebensgenusses, auf Bequemlichkeit und Luxus hinausging. Unsere Aufgabe ist es nun, zu betrachten, wie es in Indien mit den andern Momenten der Cultur, mit der Wissenschaft, Kunst und dem öffentlichen Leben stehe.

Was die Wissenschaft im weitesten Sinne, das Erkennen überhaupt, anbelangt, so finden wir hier zum ersten Male zusammenhängende Welt- und Lebensansichten, Mythus genannt. Während alle bisher von uns betrachteten Völker in dieser Beziehung nur Einzelnes Abgerissenes haben, so sind die Indier die ersten, welche sich auf die großen Fragen: Was bin ich, woher bin ich, was soll ich, wohin strebt Alles, was ist der Weltzweck? Fragen, die sich einem Jeden, dem Einzelnen sowol als einem ganzen Volke bei einem bestimmten Grade der Entwickelung aufdrängen, Antwort gaben, wodurch allmälich dasjenige entstand, was wir

Mythen nennen. Auch der Indier nimmt ein Oben, Mitten und Unten der Welt an, sie sind ihm aber nicht so getrennt, wie dem Chinesen, seine Licht= und Luftwelt und sein Erdenreich: sind ihm ein zusammenhängendes Ganze, ein großartiges Eins. Namentlich ist ihm aber die Unterwelt, das Erdenreich, der Gegenstand, um den sich seine Weltansichten bewegen.

Der Chinese hält sich vorzüglich an das gleichförmige Bewegen der Gestirne, das er auch pedantisch auf das Leben zu übertragen sucht; der Indier beobachtet auch die Gestirne, aber seine hauptsächlichste Betrachtung widmet er dem Erdenreiche. Hier sind ihm denn Wärme und Feuchtigkeit (verkörpert im Feuer und Wasser), die Quellen, aus deren Beisammensein alles Leben entfließt, die eigentlichen lebenerzeugenden Principe. Deshalb erscheint bei ihm alles Göttliche in zwei Formen; die eine als lebengebende, die andere als lebenaufnehmend und gebärend, die er in der Gestalt des Männlichen und des Weiblichen auf seine Götter überträgt. Es ist jedoch nicht anzunehmen, als ob es beim Indier schon ursprünglich männliche und weibliche Götter gegeben härte, es ist hier nur der Grundgedanke, der sich durch seinen ganzen Mythus schlingt, der Gedanke der Vereinbarung der Lebensgegensätze, die erst bei allmälicher Ausbildung des Mythus in Menschenform aufgefaßt oder personificirt worden sind. In der Verbindung der Lebensgegensätze im Erdenleben bietet sich dem Indier ein steter Wechsel dar. Den trennenden Unterschied unserer Jahreszeiten z. B. kennt der Indier nicht; was wir Winter uennen, ist ihm eine Zeit der gleichförmigen Oede. Er unterscheidet nur drei Perioden: eine der Regenszeit, als einer Zeit der Vorbereitung, wo keine bestimmten Formen hervortreten, als eine Zeit des Keimens; dann eine Periode des Emporblühens, als eine Zeit, wo das Neugeformte in der buntesten Mannigfaltigkeit auftritt und das gesammte Leben in seiner höchsten Fülle strotzet und endlich

die Periode der Sonnenhitze, als eine Zeit des Ersterbens, des Zerstörtwerdens. Daher sind es die drei Momente, die des Indiers Mythus festhält: ein Anfang, als Bedingung des Entwickelns als ein Unbestimmtes, Ungeformtes, aus dem das Bestimmte und Geformte in der üppigsten Mannigfaltigkeit hervortritt, um, den Meereswellen gleich, bald wieder zu vergehen: die Momente der Möglichkeit, der Wirklichkeit und des Zerstörens. Es ist daher erklärlich, wie sich des Indiers Verehrung seit der ältesten Zeit her auf die mannigfaltigsten Dinge in der Natur erstreckte. Sonne, Mond, Gewässer, Pflanzen und Thiere werden von ihm göttlich verehrt. Er sucht in ihnen die Offenbarungen des allgemeinen Lebens, das Wesen der Welt; er denkt sich von ihnen nicht getrennt, er fühlt sich selbst als Welle, als vorübergehendes Moment in dem großen Ocean der Welt. Daher ist wohl seine Gottesverehrung vielgöttergestaltig oder polytheistisch, er erblickt aber alle seine Götter nur als verschiedene Darstellungen Eines Allgemeinen, Unendlichen, Göttlichen. Dieses Eine nennt er Para-Brama, aus dem Alles wird und in das Alles zurückkehrt, das in der Welt seinen vielgestaltigen Körper zeigt. Es ist merkwürdig, daß Para-Brama als Para-Brama nirgends in Indien verehrt wird; ihm ist kein Tempel geweiht, während unzählige Naturgegenstände göttlich verehrt werden und ihre eigenen Tempel haben; der Indier denkt ihn nur und ehrt ihn in der Mannigfaltigkeit des sinnlich Wahrnehmbaren. Daher kommt es, daß Einige in dem indischen Mythus auch den Monotheismus erblickten. Dem Einen Para-Brama fassen die Indier vor Allem dreigestaltig, als Brama, Wischnu und Schiwa auf. Denn in der Wirklichkeit erscheint er ihnen zuerst als Regenszeit, wo die Natur ausgeruht und die Gestalten wieder in ihr Nichts versunken sind. Brama ist ihnen das Unbestimmte, sich Entwickelnde, die geschwächte Sonne in der Winterszeit. Sie sagten ferner, Para-Brama ist Wischnu, als derjenige, der die Gestalten hervorbringt und

verstanden darunter die Frühlingszeit, das Blühen, das Hervorbringen, Brama und Wischnu sind Eins und Dasselbe, aber einmal in der Zeit des Ausruhens, das andere Mal als die ganze Weltfülle, in der Para-Brama sich zeigt, was er ist, als das Mächtige, das Herrliche. Alles Einzelne aber ist vorübergehend; nichts ist bleibend, denn das Bleibende, sich unverändert Erhaltende wäre Abfall von Para-Brama, der daher auch als das zerstörende Princip auftritt und dann Schiwa heißt, was dem Indier ein eben so geheiligter Name ist, wie Brama oder Wischnu, da Schiwa alles Einzelne zu seiner Quelle, zu Parabrama zurückführt. Unter dieser Dreieinigkeit, Trimurti genannt, hebt der Indier allerdings besonders Wischnu und Schiwa hervor, obschon er in seinem Mythus die wunderbarste Ansicht entwickelt, wie sich diese drei Momente einer und derselben Gottheit in einander verwandeln. Weil aber Brama nur das Mögliche bedeutet, so findet er als das Unbestimmte für sich keine Tempel und keine bestimmte Verehrung; diese weiht das gesammte indische Volk dem Wischnu und Schiwa und theilt sich, je nachdem ihm Einer oder der Andere als das Mächtigere erscheint, in Wischnuiten und Schiwaiten. Weil aber der Charakter des Wischnu sich in dem Heitern, Erhaltenden äußert, so ist auch die Lebensansicht der Wischnuiten heiterer, während die Ansicht der Schiwaiten düsterer ist. Während die ersteren mehr dem Naturleben und den Genüßen nachstreben, verachten die letztern Alles als nichtig und vergänglich. Daher sind auch der Indier Religionsgebräuche einander entgegengesetzt: während die Wischnuiten ihren Gott im Genießen zu ehren glauben, entfernen sich die Schiwaiten so sehr von allen Lebensfreuden, daß sie ihr Hauptziel in der Abtödtung aller sinnlichen Neigungen und in harten Büßungen finden; aber auch der Wischnuiten Genießen ist nicht des Genußes halber, sondern, um durch dessen Ueberspannung in den Zustand der Abspannung, des Bramawerden zu kommen. Im Genuße bis zur Bewußt-

losigkeit zu rasen lieben die Wischnuiten, während die Schiwaiten selbst durch das Sehen und Hören, das Einzelnes in bestimmten Formen gibt, schon ihre Gottheit zu beleidigen glauben, deren Sache eben es ist, alles Bestimmte und Einzelne zu vernichten. Deshalb halten sie Augen und Ohren verschlossen, ein dumpfes Hinbrüten ist ihre Andacht, wobei sie im gedämpften Tone das Wort Aum oder Oum, das der mysteriöse Name der Trimurti ist, leise vor sich hinsprechen. Wie die Wischnuiten Anstalten für Genuß haben, so haben die Schiwaiten eigene Büßeranstalten und wie bei erstern Gesang und Tanz der Baiaderen den Gottesdienst begleiten müssen, so glauben letztere ihre Gottheit am besten zu ehren, wenn sie sich von dem Menschengewühle losreißen, in einsamen Wäldern umherschweifen, oder in dunkle Grotten sich zurückziehen. Das aber haben beide Secten gemein, daß sie sich Para-Brama am nächstrn dünken, ja, daß sie Para-Brama selbst zu sein glauben, wenn sie sich in einen Zustand der Bewußtlosigkeit gebracht haben. Dem Indier ist daher Gott und Welt kein Gegensatz, alles in der Welt wird wohl zu Gott, der Mensch allein aber kann mit Selbstbewußtsein Para-Brama werden. Para-Brama selbst nimmt unzählige Verwandlungen an oder geht in sie ein. Diese Verkörperungen Para-Bramas heißen Avataren und es gibt Avataren des Brama, Wischnu und Schiwa, weil ja Brama, Wischnu und Schiwa nur die drei Formen eines und desselben Gottes sind, was sie symbolisch durch ein △ Dreieck mit einem Kreise in der Mitte recht treffend bezeichneten. Es ist auch erklärlich, daß unter dieser Dreieinigkeit namentlich Wischnu es ist, der die eigentlichen Avataren vornimmt, weil er eben der Gott der mannigfaltigsten Gestalten ist. Daher kennen die Indier eine Menge von Avataren, deren man acht oder neun als die vorzüglichsten annehmen kann, Wischnu zeigt sich da bald als Fisch, bald als Waldbewohner, bald als Schildkröte durch alle Stufen der Wesenreihe, bis er in

seiner siebenten Verkörperung als Mensch erscheint, wo er dann Krischna heißt. Die Avataren des Wischnu sind wahrscheinlich bedeutende Perioden im Naturleben und in den Geschichtsveränderungen der Indier, jede hervortretende Gestalt und Begebenheit ist den Indiern eine göttliche, daher die Lehre der Indier, Para-Brama werde immer kommen, wenn die Noth am höchsten gestiegen ist, und in einer Menge von Denkern auftreten, die einen andern Umschwung der Zeit herbeiführen werden. Diese Denker heißen Budha oder Menus. Die Avataren sind daher die Erinnerungen an die Heroen der indischen Geschichte, die einzige Art der Geschichtserzählung der Indier, die Alles in ein eigenes fantastisches Gewand hüllen, wodurch die Thatsachen als Mythen erscheinen.

Die Scheidung der Kasten, vorzüglich der Unterschied des Braminenstandes, der Krieger, Landbauer und der Gewerbtreibenden machen es erklärlich, weshalb die Braminen sich so eifrig bemühten, diese Ansichten festzustellen und sie unmittelbar in Kunstwerken auszuprägen. Freilich gingen die meisten Kunstwerke am Ganges vorzüglich durch die Eroberungen der Mahomedoner zu Grunde. Vom Ganges scheint auch die Kunst sich hinab bis in das südliche Indien verbreitet zu haben und das Ghatgebirge hat noch heut zu Tage eine Menge Kunstdenkmäler aufzuweisen, von denen uns Europäern erst wenige bekannt sind; es dürfte die Zeit nicht mehr ferne stehen, wo uns aus diesem Lande Staunenswürdiges vorgeführt werden wird. Die Indier haben Baudenkmäler, die mit Recht unsere Bewunderung fesseln. Hierher gehören vorzüglich die Grottenbauten, die wahrscheinlich einst heilige Büßer von der Secte der Schiwaiten bewohnten und zu denen jährlich eine Menge Reisender wallfahrteten, um deren Kleider zu berühren, ihren Aufenthaltsort zu sehen, von ihren Lippen das heilige Aum zu vernehmen und die Männer zu sehen, die nahe daran waren, Para-Brama zu werden. Diese Grotten wurden

durch den religiösen Eifer zu tief in Granit-Felsen eingehauenen Tempeln, in denen sich ein Hauptplatz befand, in dessen Mitte die Gestalt des Gottes prangte. Die Wände sind mit den mannigfachsten Sculpturen in verschiedenen Formen auf das Großartigste verziert. Es finden sich aber auch freistehende Tempelbauten vor, die unter dem Namen Pagoden bekannt sind (eigentlich Bhagawat, d. i. heiliges Haus). Nebstdem findet man in den Städten große Paläste, kunstreiche Straßen- und Wasserbauten, die den Beweis liefern, daß die Indier die Natur in einem höheren Grade sich zu unterwerfen verstanden, als es der Bedarf erheischte. Höchst merkwürdig sind die Sculpturen, die sich durch ungemein weiche Formen auszeichnen; die Kleidung an den Gestalten wird da mehr der Zierde als des Bedürfnisses wegen angebracht, sie dient nur als Poesie, die Reize des Körpers zu erhöhen. Dieselben schönen schwellenden Formen zeigen sich in den Malereien, durch die viele Tempel oft statt durch Skulpturen geschmückt wurden. Freilich hat es der Indier noch nicht dahin gebracht, die Ideen in ihrer Urschönheit geradezu und vollkommen (adäquat) auszuprägen, er drückt sie blos als Symbole äußerlich aus. Er drückt die Weisheit und Macht seiner Gottheit durch unzählige Köpfe und Hände aus. Bei den Griechen werden wir es wol anders finden, wo dem großen und schönen Gedanken des Künstlers selbst der härteste Marmor sich geradezu und vollkommen fügen mußte. Vom olympischen Jupiter sagte man, daß derjenige nicht werth sei, gelebt zu haben, der ihn nicht geschaut hat. Aus seinem Antlitze leuchtete die Majestät und die Würde des gewaltigen Vaters der Götter und Menschen selbst; da war keine Vielarmigkeit, keine Vielköpfigkeit, wie bei den Indiern zu finden, die das Erhabene nur als Größe fantastisch in ungeheuern Formen liebten. Die indischen Malereien sind schon auch deshalb wichtig, daß sie Gegenstände enthalten, die nicht mehr dem Mythus angehören, sondern das Menschenleben

selbst in seinen mannigfachen Beziehungen darstellen, denn es ist schon immer ein Zeichen eines bedeutenden Culturgrades, wenn die Kunst nicht mehr im Dienste steht, sondern ihrer selbstbewußt, selbstständig durch sich selbst als solche zu gefallen sucht. Noch mehr zeigt sich dieser Gedanke der Freiheit und Selbstständigkeit der Kunst in der Poesie der Indier. Doch steht diese anfangs mit den Religionsurkunden der Indier in so enger Verbindung, daß wir erst diesen unsre Aufmerksamkeit widmen wollen. Wie schon in den frühesten Zeiten die Braminen das Bestreben beseelte, die Welt- und Lebensansicht durch Kunstwerke in der Außenwelt festzustellen, so zeigt sich dies, auch auf dem Gebiete der Religion durch die Sprache. Indem wir hier vom Sanscrita reden, stehen wir zum ersten Male auf dem Boden caukasischer Sprachen-Familien. Es gibt keine reichere, keine lebendigere Sprache, als das Sanscrita, nirgends ist eine größere Mannigfaltigkeit der Formen zu finden, jede noch so feine Nuançirung der Gedanken ist durch eigenthümliche Wortwendungen ausdrückbar, ganz das Gegentheil der chinesischen Sprache, die durch ihre einsylbigen Laute etwas Schwerfälliges an sich hat. Die Sprache des Sanscrita ist weich, wo es sich um das Aufnehmen, hart, wo sich's um das Behalten handelt. Sie ist jetzt nur Gelehrten-Sprache und wird nur von Braminen verstanden. In ihr sind die vier heiligen Bücher der Indier, Vedas genannt, geschrieben, die leider bis jetzt nur in Bruchstücken übersetzt zu uns gekommen sind. Diese Vedas geben vor allem den Beweis, daß die indische Cultur von selbst sich herausgebildet hat. Sie sind auch der Sprache nach verschieden, die älteste, sprachlich schwer zu verstehen, enthält Hymnen, religiöse Lieder, an den Mond, an den Fluß Ganges, an das Feuer, und zeichnet sich durch eine unglaubliche Einfachheit aus. Die größten Dichter der andern Nationen sind nicht im Stande, so einfach und so sinnig zu schreiben. Ceremonien und Gebetsformeln finden sich darin noch nicht. Die

Indier sagen, Vyasa habe die Vedas geschrieben, welches Wor aber nur so viel wie Sammler bedeutet, ein Beweis, daß sie nicht das Produkt Eines einzelnen Dichters, sondern erst allmälig entstanden sind. Nebstbei haben die Indier Nachsammlungen — Puranas — welche Erklärungen der Veden, der indischen Ceremonien u. s. f. enthalten' sie sind entstanden, als schon die Veden fertig waren, und entbehren jene einfache Natürlichkeit dieser ganz und je neuer die indische Literatur ist, desto mehr zeigt sich in ihr der Kastengeist, desto mehr trägt sie an sich den Charakter der Dienstbarkeit für positive Theologie und positiven Staat. Eben so wie diese Vedas bringen die Epopäen der Indier das Erstaunen hervor. Zwar sind sie nicht so alt, als die Vedas selbst, die Manche schon 6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung bestanden sich vorstellen. Sie mochten 600 Jahre vor Christi Geburt gedichtet worden sein. Unter diesen sind die wichtigsten, die beiden Heldengedichte Ramayana und Maha-Bharata. Ersteres schildert den Lebenswandel Ramas, einer Verkörperung Wischnus mit einer Gluth der Fantasie, mit einer Farbenpracht, die Alles übertrifft, was je in dieser Beziehung geleistet worden ist, und die auch nur einem indischen Geiste entquellen konnte. Valmiki soll ihr Verfasser gewesen sein. — Es ist einem jeden Volke eigenthümlich, seine National-Lieder und größeren Werke vaterländischer Poesie zu sammeln, die Einschaltungen von großen Episoden beweisen solche Ansammlungen, da sie nur lose mit dem Hauptgedanken des Werkes zusammenhängen.

In dem Gedichte Ramajana finden wir, was gewiß höchst merkwürdig ist, da es bei keiner andern Nation wieder vorkömmt, den Ursprung der gebundenen, poetischen Sprache, der Versform: Sloka angegeben. Der Dichter, so wird erzählt, betrachtete einst mit Entzücken zwei Liebende, die in trunkener Liebes-Wonne in wechselseitiges Anschauen versunken waren, als aus dem Dunkel des Waldes

plötzlich ein Räuber hervorsprang und Eins derselben grausam hinmordete. —

Das Entsetzen über diesen unerwarteten Anblick und die Entrüstung über eine so gräuelhafte That erregte sein Gemüth so, daß es auch in der höhern Sprachform, in Versen sich aussprach. — Es ist hier wundersam schön ausgesprochen, daß die poetische Sprache nicht getrennt ist von der gewöhnlichen (prosaischen), daß sie nur der Ausdruck eines höhern Gefühles ist. So hat der Indier auch die Ansicht, daß die Kunst nicht etwas dem Leben Fremdes, sondern mit demselben eng Verschwistertes ist, das sich von ihm nicht trennen läßt. In seinen Kunstwerken sieht das Volk seine Zustände verklärt und verkörpert und hängt deshalb mit inniger Anhänglichkeit an ihnen. — Die Indier haben auch lyrische Gedichte und da müssen wir zur Schande unserer Literatur gestehen, daß die indischen lyrischen Werke bei Weitem natürlicher sind, als die unsrigen, welche zu sehr sentimental sind. Wie der Indier im Heldengedichte sich selbst ganz vergißt, und nur objektiv seine Helden hinzustellen strebt, so wird er im Gebiete der Lyrik reiner Naturmensch, ein Beweis, daß er sich von den Fesseln des blos Positiven losgewunden und sich dem reinen Naturgenuße mit naiv sinnlicher Gluth hingegeben habe. Viele seiner lyrischen Gedichte sind in Uebersetzungen auch bei uns verbreitet, doch vermag keine Sprache sie in ihrem echten, ursprünglichen Geiste wiederzugeben. Dazu kömmt noch, daß unsere Sprache zu sehr verständig, zu sehr durch den Ernst der Wissenschaft abgekühlt ist, als daß sie im Stande wäre, den wahren Typus der indischen (wenngleich hier nicht das Sanscrita gemeint ist) gleich warm, aufzunehmen und auszudrücken.

Auch Fabeln hat der Indier, ja, man kann sagen, daß Indien die wahre Heimat der Fabeln ist, da seine Bewohner keinen Unterschied machen zwischen Menschen und Thieren und die Thiere darum leicht menschlich sprechen lassen können.

Erzählungen, die man bei uns mit dem modernen Namen »Novellen« bezeichnet, hat der Indier in übergroßer Anzahl, doch sind uns von ihnen nur sehr Wenige bekannt. Aber vorzüglich Ausgezeichnetes besitzt er auch auf dem Felde der dramatischen Kunst. In den Dramen läßt der Mensch das ideale Menschliche durch Menschen selbst vorstellen, die prosaischen Alltagsformen werden abgestreift und die Ideale angestrebt. — Diese hohe Bedeutung verkannte der Indier nicht, da die Dramen er von Brama selbst ausgehen und ursprünglich von Göttern selbst ausgeführt werden läßt. — Alle Zweige des Dramatischen sind bei ihm, wie überhaupt die ganze Literatur in allen ihren Richtungen in großer Mannigfaltigkeit vertreten ist. Ja, noch mehr, die Indier haben auch eine Dramaturgie, ein Beweis, daß sich dort frühzeitig ein klares Bewußtsein der Regeln und Anforderungen eines Drama entwickelt hat. Ferner kommt unter dem Namen des Menus ein Gesetzbuch vor, das eben so gut als ein poetisches, wie als ein juridisches Werk angesehen werden kann. — Es enthält zuvörderst Ansichten über die Weltentstehung. — Die Welt, erzählt es, sei aus einem Eie (als dem Symbole des Sichentwickelnden) entstanden, das sich in ein Oben und Unten getheilt habe, von Brama ausgegangen ist und zu ihm wieder zurückkehren wird. — Erst hierauf kommen positive Formen und Gesetzgebungen, in denen sich übrigens schon die geschäftige Hand der Braminen kund gibt.

Wir finden bei den Indiern nicht blos Wissenschaften, wie Chemie, Mathematik, Astronomie, Medizin, ja förmliche Schulen, sondern auch eigenthümliche Anfänge der Filosofie. Sie haben in dieser Beziehung Bücher und Systeme, die heilig geschätzt werden. Wir finden darin Versuche, die Postulate der Vernunft, mit positiven Regeln der Religion in Einklang zu bringen, wir finden aber auch Systeme, die geradezu alles Positive umzustürzen streben. —

Kein indisches System kömmt aber weiter hinaus, als daß es erkennt, daß Alles Einzelne nichtig und vergänglich ist, und daß es Aufgabe eines Jeden ist, seine Individualität aufzugeben: die andere Seite des Menschen, die Stärke seines Geistes bleibt dem Indier meist fremd.

Achte

Culturhistorische Vorlesung.

Gehalten am 11. Febr. in der Aula zu Olmüz.

(Das Bramanen-Positive im Leben. Der Budhaismus ist die sociale Revolution in Indien. Sagen über Buddha. Richtung des Buddhaismus gegen die Weltlust. Historische Kämpfe des Bramaismus mit dem Buddhaismus. Restauration des Bramaismus und Auswanderungen cultivirender Buddhaistenstämme nach Hinterindien, Ceylon, China, Japan, Tibet, die Mongolei. Die Zigeuner in Europa.)

Es ist bereits angedeutet worden, daß der Grundcharakter der caukasischen Raçe, sich selbstständig zu entwickeln, sich auch bei den Indiern bewährt. Die Braminen bemühten sich mit rastlosem Eifer, ihre Religionsansichten nebst den ihnen entsprechenden Institutionen die weiteste Geltung im Volke zu verschaffen; aber der Menschengeist ging weiter, als sie es eigentlich wollten und als es mit ihrer Tendenz der starren Festhaltung an derselben vereinbar war. Es lag in ihrem eigenen Interesse, die bestehende Kastenverfassung so rein als möglich zu erhalten und das Princip durch Theilung der Arbeit den einzelnen Industriezweigen den Weg zur größern Vervollkommnung anzubahnen, in Anwendung zu bringen. Lezteres war auch das einzige Vernünftige, das dieser Handlungsweise zu Grunde lag; in der Aufrechterhaltung des Kastenwesens es aber bis auf das Aeußerste zu treiben, heißt das Princip der Berechtigung der Individualität gänzlich verkennen. Freilich wäre es ein Anderes, wenn Alle ihren Eltern gleichgeartet und von

gleichen Neigungen und Strebungen beseelt wären; so aber entwickelt die Menschennatur in ihren Individuen eine zu große Mannigfaltigkeit der Eigenthümlichkeiten, als daß nicht gerade das Gegentheil von dem Bezweckten eintreten sollte. Die Braminen gingen hierin so weit, daß es verboten war, aus einer Kaste in die andere zu heiraten, der Sohn durfte nur innerhalb der Grenzen seiner Kaste sich die Braut holen und mußte das Gewerbe seines Vaters treiben. — Die mütterliche Erziehung war in ihrem Einflusse ganz unbedeutend, weil auch hier, wie bei den meisten andern orientalischen Völkern, das Weib wenig zählte. — War die Ehe nicht mit Söhnen gesegnet, so wurde ein Adoptivsohn angenommen, um nur ja das Gewerbe bei der Familie zu erhalten.

Von dieser strengen Regel waren nur die Braminen befreit; sie allein durften, wenn es die Noth erheischte, die Thätigkeiten auch anderer Kasten treiben, aber nur im Nothfalle, denn ihr Ansehen sank, so wie sie die ihnen angewiesene Sfäre der Lesung und Erklärung der heil. Vedas verließen und in eine untergeordnete Kaste hinabstiegen. Sie mußten ihre Befähigung zu ihrem Berufe durch sehr strenge Prüfungen darthun. Ihr Leben theilten sie in drei Hauptperioden ein; die erste war die Zeit der Vorbereitung; der junge Bramine stand unter der Aufsicht eines Guen, von dem er Unterricht im Lesen und Erklären der heiligen Bücher erhielt. Die strengste Enthaltsamkeit und Selbstverläugnung ward ihm geboten, vor allem aber das weibliche Geschlecht zu fliehen. In der zweiten Periode hingegen konnte und sollte er heirathen, und 20 bis 25 Jahre im Kreise seiner Familie das Glück des häuslichen Lebens genießen. Mit dem Eintritte des fünfzigsten Jahres aber war es ihm Pflicht, sich aus seinen Familienbanden loszureißen, und in die Einsamkeit zu ziehen, um daselbst fern dem Weltgetümmel den Rest seiner Tage zu verleben. Wenn übrigens von einem solchen Waldbewohner der Spruch galt,

Ohne-Haus, Ohne-Feuer, Ohne-Mein (d. i. Vermögen), so ist damit nicht etwa gesagt, daß er dem Hungertode preisgegeben war; es mußte ihm Alles gegeben werden, da nach der Lehre des Brahmaismus ohnehin Alles sein — als des Stellvertreters des Brahma war. In dieser dritten Periode als Waldbramane sollte er wieder Brahma werden und sich zur endlichen Verfließung in das göttliche Wesen durch Selbstverläugnung, innere Beschämung und durch Bußwerke vorbereiten. Es ist für uns Europäer höchst staunenswerth, zu lesen, wie hoch der religiöse Fanatismus solcher von der Welt abgeschiedenen Brahminen steigt. Sie peinigen sich durch unmenschliche Kasteiungen zu Tode, legen sich an die Gluth der Sonne, um in ihr zu vergehen und schmachten in Qualen des Durstes, bis sie ihr Leben als Opfer ausgehaucht haben. Menschenopfer sind ihnen nichts Unnatürliches, da bei ihnen Mensch wie Thier, beide nur als der Ausfluß eines und desselben Wesens, des Para-Brahma, betrachtet werden, das in seiner Unendlichkeit die ewig waltende Allmacht ist. Solche alles Indivuelle in dessen Rechten aufhebende Einrichtungen waren in ihrem Wesen zu sehr unnatürlich, als daß sich nicht mit der Zeit eine gewaltige Opposition gegen sie heranbilden sollte. Ihre ersten Spuren zeigten sich in den Malereien, Epopöen und Dramen der Indier, die in ihrer eigenthümlich satirischen Weise oft selbst das Positive mit vieler Kühnheit angriffen. Aber die mächtigste und wichtigste Opposition fand der Brahminismus in dem Budhaismus, der den beiden indischen Extremen roher Selbstquälerei und tollen Sinnenrausches, entschiedenst entgegentrat. —

Der Budhaismus war, ungeachtet seiner vielen mysteriösen Anhängsel, in seinen Wirkungen bei den Indiern das, was wir mit der Bezeichnung einer socialen Revolution ausdrücken. Er brachte eine gänzliche Umgestaltung nicht nur im politischen, sondern auch im häuslichen Leben, sowie in den Vermögensverhältnissen der Indier hervor. Es zeigen sich in dem Budhaismus zweierlei Tendenzen, die, im Ganzen gegen das

starre Feßhalten der Brahminen an ihren Satzungen gerichtet, sowohl den Uebergriffen auf Seite der Schiwaiten als auch den unsinnigen Gewohnheiten der Wischnuiten, denen es die Gottheit ehren hieß, wenn man im Genuße es bis zur Bewustlosigkeit trieb, und wenn in den Göttertempeln die Bajaderen allen Sinnenlüsten bis zum Uebermaße fröhnten, entgegentraten. Das Wort Budhaismus selbst kömmt von Budha her, mit welcher Benennung die Brahminen, jeden ausgezeichneten Denker bezeichneten, durch dessen Geistesgröße eine neue Aera angeregt worden ist; — jeder solche Budha aber war eine Verkörperung des Gottes Wischnu. Demnach läßt es sich keineswegs mit Bestimmtheit voraussagen, ob der Budhaismus Einem oder mehreren solchen Budhas seinen Ursprung verdanke; so viel aber läßt sich doch den Sagen mit Gewißheit entnehmen, daß im Bezuge auf die budhaistische Lehre der Name Budha vorzugsweise Einer Person, mit Namen Schakia-Muni zukömmt, von der die Geschichtsforscher nicht einig sind, ob sie 2420 oder 600 Jahre vor unserer Zeitrechnung gelebt habe; im letzteren Zeitraume wenigstens bestand der Budhaismus gewiß schon wie es die indischen Baudenkmähler hinlänglich beweisen. Schakia-Muni soll ein Königssohn gewesen, und aus geheimer Ehe eines königlichen Kriegers mit einer Bramanenjungfrau entsprossen sein. Dieß deutet schon auf eine gewisse Lostrennung von den bestehenden Vorschriften. Am Throne, vom höchsten Glanze umgeben, fühlte er eine unbeschreibliche Wehmuth bei dem Gedanken an das Elend, in dem so viele Menschen schmachten, bei dem Gedanken an das starre Kastenwesen, das die menschliche Freiheit so sehr einengt; selbst Thiere waren der Gegenstand seines edlen Mitleides. Vier Uebel des Menschenlebens waren es vorzüglich, die ihn zur Trauer stimmten: die Geburt, die den Menschen willen- und hilflos ins Leben setzt, Krankheit, Alter und der unwillkürliche Tod. Durch alles dieses wurde er so sehr erregt, daß er dem Glanze des Thrones entsagte, sich in die Wüste zurückzog und die Zeit daselbst mit strengem Fasten zubrachte. —

Alle Versuchungen böser Geister, die in den Lebensfreuden wider zuführen wollten, alle Lokungen heiterer reizender Mädchen, vermochten es nicht ihn von dem vorgesteckten Ziele abzulenken. Erst, als die Zeit der Vorbereitung verstrichen war, in dem Alter zwischen 30 — 40 Jahren, trat er als Lehrer auf: sein Ziel sei, alle Menschen aus ihrem Elende zu erretten; die Welt sei ein Thal des Jammers, des Wandelbaren, des Nichtigen, ein Sansara; er sei berufen, diesen Gedanken des Sansara der Welt bekannt zu geben und sie auf die praktische Seite desselben aufmerksam zu machen. Es waren hauptsächlich zwei Tendenzen, die er in seiner Lehre entwickelte; einerseits gegen die Weltlust, anderseits gegen die Brahminen anzukämpfen. — Was die erstere polemsche Richtung anbelangt, so lehrte er, alles, was den Menschen an sein individuelles Dasein knüpfte, und ihn seiner Freiheit beraube, sei zu beseitigen, vor allem das Vermögen, alle ehelichen Verbindungen. Armuth und Keuschheit seien es, die den Menschen vorzüglich auszeichnen. Daher thue es noth, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen und allem Sinnesgenuße zu entsagen." — Demzufolge war bei seinen Anhängern das Beisammenwohnen in der Einsamkeit gebräuchlich; Gebete und Bußübungen spielten da die Hauptrolle. Die Buddhisten haben hiezu eigene Schnüre, an denen Kügelchen gereihet sind, deren jedes symbolisch ein und dasselbe Gebet andeutet. Diese müssen unverändert und ohne alle Zerstreuung hergesagt werden, denn jede Zerstreuung ist ein Abfall von Gott. Das Firmament, lehrte Budha ferner, sei eine Unzahl von verschiedenen Himmeln, deren eine der höchste Himmel ist, in den aber nur diejenigen gelangen, denen es gelungen ist, sich am meisten zu entsinnlichen. Wer sich nicht entsinnlicht hat, erfreue sich nach dem Tode keiner Ruhe; er werde herumirren, sich in mannigfache Gestalten verwandeln, bis es ihm endlich glückt, eine Metamorfose einzugehen, die durch Entsinnlichung des Himmels würdig sei. — Im Himmel selbst walte eine wandellose Ruhe, (weil überhaupt Ruhe dem Budhaisten als

das Wünschenwertheste erscheint.) Was die zweite Richtung seiner Lehre betrifft, so finden wir bei ihr daß Buddha, indem er die Extreme vertreiben wollte, selbst in Extreme verfiel, wie bei der ersten Richtung gegen die Weltlust, wenn er den Grundsatz predigte: Genieße Nichts, sei Nirwana, der Gottheit, die selbst ein Unbestimmtes, ein Nichts ist, gleich. Aber wichtig ist sein Hauptgrundsatz gegen den inhumanen Kastenunterschied der Bramanen, daß alle Menschen einander gleich sind; daß keinem vor dem andern ein Vorzug eingeräumt werden solle, da alle nur vorübergehende Erscheinungen und Ausflüsse einer und derselben Gottheit seien. Aus diesen Grunde sei das Kastenwesen, als etwas die Gottheit und die Menschheit Entehrendes, gänzlich zu verwerfen. Auch gegen die heiligen Bücher der Vedas wendeten sich Buddhas Oppositionslehren. Auch sie seien nur vorübergehende Erscheinungen, sie hätten wohl einst ihre Geltung gehabt, doch jetzt sei ihr Beruf zu Ende. Endlich tritt Buddha gegen die Brahimnenlehre von der indischen Trimurti, oder Para-Brahmas Dreieinigkeit auf. Sonderbar finde er es, daß die Brahmanen, welche doch alle Dinge für einen Ausfluß des Einen und Selben Gottes Brahma erklärten, die drei Gestalten in sein Wesen aufnahmen. Man sieht, dieß der Buddhaismus sich schon einer reinern Form des Monotheismus näherte, als die Religion der Brahminen. Doch ward durch die Buddhalehre die Verehrung der Naturwesen nicht ausgeschlossen, welche aber nicht selbst als ebensoviel mächtige Götter betrachtet wurden, sondern als Offenbarungen Gottes — des Nichts. Die Vorstellung des reinen Nichts sei zugleich die einzig wahre Vorstellung Gottes; denn unter diesem dürfe man sich nichts Bestimmtes denken, ihm keine Eigenschaften zuschreiben, denn jede Eigenschaft sei zugleich Beschränkung. — „Werde Nirvana gleich, werde Nichts,“ war Buddhas Hauptgebot, ein Gebot der Unterdrückung jedes Eigen-Dünkels jeder stolzen Regung.

Buddha hat selbst nichts geschrieben; stets lehrend brachte

er sein Leben zu. Seine Todesstätte, sein Grab sind unbekannt; wahrscheinlich fand er es in der Wildniß, in Waldesöde, unter Selbstpeinigungen. Die Buddhisten zeigten in Ceylon Fußtapfen von ihm, die er in Felsen eindrückte, als er in den höchsten Himmel emporstieg. Buddhas Lehren und Ansprüche wurden von seinen Anhänger eifrig gesammelt und durch schriftliche Aufzeichnung den Nachkommen aufbewahrt. Der Buddhaismus konnte bald 108 bis 232 Folianten religiöser Schriften aufweisen. Doch ist von dem Reichthum der ostasiatischen Kultur und Literatur noch wenig den Europäern erschlossen.

Die Verbreitung des Buddhaismus ging mit ungeheurer Schnelligkeit vor sich. — Das Volk schmachtete ja unter dem Drucke der Kastenverfassung, einer Erlösung entgegen, welche in dem Lehren Buddhas freudig begrüßt wurde. Ganze Bezirke fielen ihm zu; ja viele Königreiche, deren das vielgetheilte Indien eine Menge zählte, nahmen seine Lehre an; um 300 v. Chr. findet man sie sogar in Indien als Staatsreligion. Doch ist es auch leicht erklärlich, daß eine solche soziale Umwälzung nicht geschehen konnte, ohne in einem Theile des Volkes, das an den alten Gebräuchen der Brahminen hielt, eine heftige Opposition hervorzurufen. Die Autorität der Vedas, die Institute der Brahminen, welche durch Jahrtausende ihre Geltung gehabt, waren zu festgewurzelt; das Volk zu sehr daran gewöhnt, um das Alte mit Einem Male und vollständig, verlassen zu können. Von 600 vor bis 600 nach unserer Zeitrechnung, also durch volle zwölf Jahrhunderte wütheten im Herzen Indiens die heftigsten sozialen Kämpfe mit wechselndem Erfolge, ja nachdem die Könige, sich zu der einen oder der andern Partei bekannten. Endlich siegte — das Alte. Buddhas Anhänger wurden aus Indien verwiesen, sie wichen, um das merkwürdige Kulturresultat zu geben, daß in den folgenden Jahrhunderten ganz Ost- und Nordasien von den eindringenden Buddhisten für ihre Kulturzustände gewonnen wurden und bis heute blieben.

Vergessen wir nicht, daß jene Länderstrecken größtentheils von Mongolen bewohnt waren, die, ohne eigene Entwicklung für jede Lehre empfänglich sind, geschweige denn für die buddhistische, die mit großer Sanftmuth, Menschlichkeit und Toleranz auftrat. Noch jetzt huldigt Hinterindien, Thibet, ein Theil Chinas, Nordasien bis nach Sibirien der buddhistischen Religion, welche in diesen Ländern 300 Millionen Bekenner zählt, während dem in Vorderindien herrschenden Brahmanenthum nur 80 Millionen zufallen.

Die siegreichen Brahminen führten nun in ihrem Lande die Restauration durch, Alles entfernend, was sich gegen ihre Autorität auflehnte. Den Vedas ward ihre frühere Geltung beigelegt, den Kastenunterschied ward wieder eingeführt, und zu diesem Behufe von allen alten Rechtsvorschriften eine Sammlung unter dem Namen: „Menu's Gesetzbuch" veranstaltet, in welchem Belehrungen über die Entstehung der Welt, und die genauesten Bestimmungen der Kastenunterschiede und der Rechte jedes Indiers enthalten waren. — Doch ließ sich die Scheidung der Kasten nicht mehr nach alter Art vollständig durchführen, indem während des anderthalb Jahrtausende dauernden Kampfes mit den Buddhisten, durch Vermischung der Kasten unter einander, unzählige Mittel-, Mischlingskasten entstanden waren. Ein Theil derselben blieb in Asien, ein anderer Theil wanderte nach Europa (1300 — 1400 nach unserer Zeitrechnung); wo noch einige Stämme derselben unter dem Namen der Zigeuner herumziehen. Endlich strebten die Brahminen auch die Regierung der Staaten in ihrer Hand zu behalten. Sie erklärten den gesammten Grund und Boden, der früher Eigenthum des Bebauers gewesen, für Brahmas Besitzthum, mit welchem Jeder, der den Genuß desselben wollte, von den Priestern belehnt werden mußte. Auch die Regierungs-Gewalt der Könige, Radschas, ward von der Belehnung durch die Brahminen abhängig gemacht, so wie der König in den Provinzen seine Gewalt an von ihm selbst ernannte Stellvertreter übertrug, welche, je Einer für 10, 100,

1000 Ortschaften in stufenweiser Ueberordnung die Verwaltung im Namen des Königs führten. Doch hatte der König einen Staatsrath, aus Brahminen bestehend, an der Seite, welcher jedem Statthalter wieder Einen aus seiner Mitte beigab, seine Verwaltung zu überwachen und jeder Abweichung von dem Geiste ihres starren Systems vorzubeugen. So beharrten die Zustände Indiens bis auf dem heutigen Tag; nur der Einfluß des Mahommedanismus und die Besitznahme der Küsten durch die Europäer hat Manches geändert. Doch huldigt noch der größte Theil Indiens, nahmentlich das Innere dem Brahminenthum; von der einstigen Herrschaft des Buddhaismus geben nur Tempel und Denkmäler Kunde.

Neunte
culturhistorische Vorlesung.
Gehalten am 25. Febr. in der Aula zu Olmütz.

(Aegyptens Urcultur, Kastenwesen, Thebais und Meroe. Schriften, Bauten. Das Nildelta und die Einwanderung der Hyksos, Mischcultur, Vertreibung und räthselhafte Verbreitung der Hyksos.)

Aus dem Lande der Wunder, wie man mit Recht Indien nannte, wenden wir unsere Blicke auf das Land der Räthsel, — Aegypten. Auch hier finden wir, wie in Indien, ein streng in sich abgeschlossenes Kastenwesen und die Cultur eines hierarchischen Staates; auch hier stellt sich das Verhältniß herrschender und unterworfener Stämme heraus, nur mit dem Unterschiede, daß in Indien es zwei Volksstämme (Mongolen und Malaien) waren, während in Aegypten nur die Aethiopier oder Neger zur unterworfenen und verachteten Kaste herabsanken. Die Kaukasier selbst, deren überwiegender Bildung die rohe fysische Macht der Ureinwohner erliegen mußte, blieben als Priester, Krieger, Gewerbsleute und Ackerbauer geschieden. Beweise für diese Ansicht liefern die Reste ägyptischer Baudenkmäler, Skulpturen und Malereien, die in einzelnen Darstellungen ausdrücklich darlegen, daß sich kaukasische Völker siegend im Lande festsetzten. Herodot und Diodor zeichnen die unterworfenen Einwohner geradezu mit ihren stumpfen Nasen, aufgeworfenen Lippen und krausen wolligen Haaren, wodurch aller Zweifel endlich schwinden muß, daß die Unterworfenen Neger waren. Doch waren die Herrscher Aegyptens

nicht einerlei Stammes mit den kaukasischen Stämmen, welche in Indien die Banner ihrer Obergewalt und Cultur aufgepflanzt hatten. Wir müssen überhaupt schon aus sprachlichen Rücksichten einen dreifachen Unterschied des kaukasischen Volksstammes festhalten; einmal jenen, der sich von Indien aus bis weithin in's nördliche Europa erstreckt und den man den indoeuropäischen nennt. Ihm ganz entgegengesetzt, stoßen wir im Westen auf eine zweite Gruppe, die im Alterthume unter der Bezeichnung Lybier, jetzt unter der Benennung: „Berber" (Kopten) bekannt ist. Zwischen beiden liegt eine eigenthümliche Völkergruppe, die Araber, im weitesten Sinne so genannt, in welchem sie auch z. B. die Phöniker und Hebräer umfassen. Es ist in der That eine höchst sonderbare Erscheinung, daß die Völker des indoeuropäischen Stammes, wie verschieden sie auch durch Lage oder Cultur von einander sein mögen, — der Slave, Deutsche, Perser und andere, dennoch in ihrer Sprache in der Fügung der Worte, ja im Wortklange selbst etwas Uebereinstimmendes haben, wogegen sie, mit der zweiten oder dritten Gruppe verglichen, in dieser Beziehung nichts Gemeinsames aufzuweisen haben.

Von diesen drei Hauptgruppen waren es nun die Berber, von denen die Neger in Aegypten unterworfen wurden. Wenn wir gesagt haben, daß die Beschaffenheit des Bodens auf den Entwicklungsgrad der Cultur einen großen Einfluß ausübe, so zeigt sich dieser Ausspruch nirgends so gerechtfertigt, wie in diesem Falle. Aegyptens Geschichte ist gar nicht zu verstehen ohne eine genaue Kenntniß der geografischen Details des Landes. Es ist ein Thalland, durchströmt vom Nile, der Anfangs in mächtigen Katarrakten sich hinabstürzt, weiter aber in majestätischer Ruhe fortfließt. Von den zahlreichen Bezirken, die an seinen Ufern sich erstrecken, war im Alterthume Thebais vorzüglich merkwürdig, eine sehr fruchtbare Hochebene, die schon bewohnt war, als Niederägypten und das Nil-Delta noch ein weites Sumpfland war, das erst mit dem allmäligen Anhäufen des Nilschlammes zu einer be-

wohnbaren, höchst fruchtbaren Ebene umgeschaffen wurde. Vorzüglich mußte das von der Natur so sehr begünstigte Thebais an den Gränzen der Aethiopier sich zum Wohnorte eignen. Dort unterwarfen zuerst die Berber die äthiopischen Stämme. Dadurch erklärt sich die Ansicht des Herodot, der erzählt, daß Aegypten seine Cultur vom Süden empfangen habe, wobei er merkwürdiger Weise die Aethiopier nennt. Ja, die ägyptische Cultur kam von Aethiopien, nicht aber durch Aethiopier.

Die Berber hatten Anfangs ganz einfache Culturzustände. Sie verehrten die Luft — Kneph (Athem, Leben), das Feuer, die Wärme — Phtha; das Himmelsgewölbe — Pe, Sonne und Mond — Jo, Rhe. Thebais hat eine ewig klare, heitere Atmosfäre; nichts natürlicher, als daß auch diese: Sate verehrt wurde; nebstdem verehrten sie die fruchtbare Erde: Anuke; die Unterwelt: Hathor; auf der Erde das fruchtbare Land, das sie bewohnten, Aegypten; dann den durch seine wohlthätigen Ueberschwemmungen Fruchtbarkeit gewährenden Nil. Das fruchtbare Land nannten sie Isis (das Lebenempfangende, Gebärende), den Nil Osiris (das Lebenerzeugende). Weil aber der Nil durch seine Ueberschwemmungen allein, ohne den belebenden Strahl der Sonne, keine Fruchtbarkeit hervorzubringen vermag, so übertrugen sie den Namen Osiris auch auf den Urquell des Lichtes und der Wärme, auf die Sonne. Gewohnt, den erquickenden, befruchtenden Thau beim Scheine des Mondes wahrzunehmen, wurden sie zu der Ansicht verleitet, der Mond träufle den Thau, und nannten ihn als den Spender der himmlischen Gewässer gleichfalls Isis.

Die eigentliche ägyptische Cultur als Kastencultur datirt sich von Meroë, einer Art Insel im Süden von Thebais; von da aus verbreitete sie sich immer mehr gegen Norden, je nachdem der Boden durch die Schlammzuflüsse des Nil mehr und mehr bewohnbar wurde. Theben, das durch seine Lage vorzüglich fähig war, Cultur aufzunehmen, erhob sich in dieser Hinsicht bald zu bedeutender Blüthe. Es sandte Kolonien

aus, die, nachdem sie festen Boden gewonnen hatten, wieder neue gründeten. An der Spitze einer jeden solchen Kolonie stand ein Priesterkönig, wodurch ganz Aegypten in eine Mehrzahl von größern oder kleinern Priesterkolonien zerfiel. Daher lassen sich auch in den verschiedenen Geschichten dieses Landes die vielen von einander abweichenden Nachrichten von Königsreihen erklären, die nur dann übereinstimmen, wenn durch den überwiegenden Einfluß Einer Kolonie der größere Theil oder ganz Aegypten unter Einem Szepter vereinigt wurde. Wie weit reicht das Alterthum der ägyptischen Cultur? Sonderbarer Weise gibt uns der Nilstrom Antwort auf diese Frage. — Seine Ueberschwemmungen tragen an sich einen so regelmäßigen Charakter, daß sie jährlich den dritten Theil eines Schuhs fruchtbaren Bodens aufschwemmen. Nun hat man ungeheure Obelisken aufgefunden, die so sehr mit Schlammschichten bedeckt sind, daß sie laut einer genauen Berechnung nicht weniger als 6000 Jahre vor unserer Zeitrechnung schon stehen müssen. In dem Zeitraume von 6000 — 2000 Jahren vor unserer Zeitrechnung entwickelte sich die ägyptische Cultur selbstständig. Wir finden da eine schon viel entwickeltere Welt- und Lebensansicht. Seitdem nämlich von Meroë aus die Kastencultur immer weiter vorgedrungen war und sich im gesammten Leben geltend gemacht hatte, bildete sich ein viel entwickelterer Mythus aus. — Man verehrte nicht mehr einfach die Naturbestandtheile, wie man sie neben einander sah, sondern man lehrte schon: „an der Spitze der Götter stehe eine Viereinheit: Amun. Diese Einheit dachte man sich so, daß in ihr vier Gottheiten enthalten waren, zwei männliche und zwei weibliche, so zwar, daß man unter den männlichen die Wärme, Fan, und als den Inbegriff der Jahreszeiten, den Zeitgott: Sevek, unter den weiblichen den Urschlamm, Neith, und den Erdraum, Pascht, inbegriff. So bestand auch bei ihnen keine Trennung von Gott und Welt. Merkwürdig ist es, daß Theben selbst den Beinamen No-Ammon führte. — Natürlich, daß in diesem Mythus auch

Osiris und Isis vortraten, und sie wurden, was schon von einem höheren Culturgrade zeuget, in menschlicher Form verehrt. Ihren Ursprung nannte man Joh-Gate, als das Bild des südlichen Landes, aus dem der Nil entspringt, dessen Quellen man bis heute noch nicht kennt, und dessen Ursprung unter dem Bilde eines Mannweibes vorgestellt wurde. — Eine Ableitung aus Ammon, Verwandlungen desselben kannte man nicht, wie denn überhaupt der ganze ägyptische Mythus starr und kalt ist.

In Thebais wie in Indien bemühten sich die Priester, diese Ansichten durch ihnen entsprechende Einrichtungen zu befestigen. Demgemäß wurden die strengsten Bestimmungen getroffen, den Kastenunterschied rein zu erhalten. Vor Allem suchten die ägyptischen Priester ihren Einfluß im Staate zur größtmöglichen Geltung zu bringen, und dies gelang ihnen in einer noch weit überraschendern Weise, als den indischen Brahminen. Zuvörderst stellten sie den König als den Stellvertreter Ammons dar. So fielen die Götter- und die Königsdynastien zusammen. — Anfangs waren nur Götter die Herrscher Aegyptens, dann, sagt der Mythus, kamen die Könige. Wie aber die Götter in allen Naturdingen strenge Regelmäßigkeit gebieten, so sollte auch der König an feste Regeln gebunden sein. — Der Uebrigen Sache war es dann, diese Regelmäßigkeit des Königs in Kleidung, Nahrung und Tageseintheilung nachzuahmen. — Der König selbst war nie allein, immer war er von Priestern umgeben; sein ganzer Hofstaat bestand aus Priestersöhnen — ja, der König selbst durfte meist nur aus dem Priesterstamme gewählt werden.

Dieses eifrige Bemühen, Alles im Leben zu erhärten, zu krystallisiren, brachte es auch mit sich, das Vergangene zu erhalten und der Nachwelt zu überliefern. — Hierin wurden sie in der Schriftkunst befördert, die auf einer Stufe der Ausbildung stand, wie bei keinem andern Volke. Man war lange der Meinung, daß die Aegypter bloß die Hieroglyphenschrift als eine Bilderschrift besaßen. (Hieroglyphenschrift be-

deutet dem griechischen Wortlaute nach heilige, Priesterschrift, weil sie ausschließliches Eigenthum der Priester war.) Man fand aber, daß sie zweierlei Buchstabenschriften hatten, welche die Laute bezeichneten, die hieratische und die demotische. Ein französischer Reisender, Champollion, war so glücklich, in Rosette auf einer Statue griechische und ägyptische Inschriften aufzufinden. Man versuchte, da man die griechischen Laute kannte, daraus das ägyptische Alfabet zu enträthseln, und siehe, es gelang. Auf diesem Grunde haben Forschungen begonnen, die wohl mit der Zeit staunenswürdige, für die Geschichte Aegyptens höchst wichtige Resultate geben dürften. Auffallend ist es, auf den ägyptischen Baudenkmälern, im Unterschiede von den indischen, den Namen des Erbauers, des Baumeisters, so wie die Zeit, wann, und den Zweck, wozu sie erbaut worden sind, zu finden. Es bewährt sich hierin der verständige Egoismus der Egypter, auf die Festhaltung des Einzelnen bedacht zu sein, und es der Nachwelt krystallisirt zu übergeben.

Die ältesten Denkmäler hat Meroë aufzuweisen. Da finden sich in großer Anzahl Höhlenbauten, Grotten und andere unterirdische Bauwerke, welche nach Ansicht der Griechen einst Wohnstätten der äthiopischen Troglodyten und Ichthyophagen waren. Mit dem Fortschreiten der Cultur stellte die entwickelte Baukunst auch freistehende großartige Bauwerke, Tempel, Obelisken und weithin sich dehnende Säuleneingänge auf. Der ägyptische Staat sollte nach dem Willen der Priester streng abgeschlossen sein von allen auswärtigen Berührungen; jeder Fremde, der es wagte, ihn zu betreten, war dem Tode anheimgefallen; die geringste Berührung mit einem Fremden verunreinigte. Und spät noch, als lange schon diese hemmenden Schranken gefallen waren, konnten sich die Aegypter nur mit Mühe daran gewöhnen, mit den Griechen zu essen. Durch diese Maßregel hat aber die Kriegerkaste an ihrer Wichtigkeit ungemein viel verloren und sank in ihrem Werthe, wiewohl man nie eine hohe Achtung gegen sie hegte.

Ihre Bewaffnung war äußerst unzweckmäßig; die übermäßig langen Lanzen, die ungeschlacht hohen Schilde, die unbehilflichen Bewegungen waren nicht geeignet, große Erfolge erkämpfen zu helfen.

2400 Jahre vor unserer Zeitrechnung ereignete sich eine höchst merkwürdige Begebenheit. Das Deltaland war bereits ein wichtiges Weideland geworden. Wir wissen, daß im Osten Aegyptens Araber wohnten. Als Nomadenvölker bedurften sie weithin sich dehnender Weideplätze. So geschah es denn, daß zahlreiche arabische Horden das untere Aegypten überfielen, und sich unaufhaltsam, einem aufgeschwollenen Strome gleich, auch über das mittlere und über Thebais ergossen. Die tiefgesunkene Kriegerkaste vermochte nicht, den feindlichen Hyksos (Hirtenkönigen) erfolgreichen Widerstand zu leisten, und so fiel ein großer Theil Aegyptens in ihren Besitz, in dem sie sich mehrere Jahrhunderte hindurch behaupteten. Der altägyptische Kultus zog sich wieder nach Meroë zurück, und der neue der Hyksos machte sich geltend, nach welchem der Ursprung der Welt ein Ei war, aus dem die einzelnen Weltgestalten (Hori) enttauchten. Doch nahmen die Hyksos auch den Mythus des Isis und Osiris in der Form von Heroen an. Arabien, hieß es, sei ihr Vaterland, denn Arabien liege im Osten, und im Osten erscheine alltäglich die Sonne; Osiris reise durch die ganze Welt, Leben, Glück und Wonne spendend. Er habe auf dieser Weltreise mit mächtigen Hindernissen zu kämpfen, deren Inbegriff sie Typhon nannten. Wohl werde er auf eine Zeit unterworfen, aber neu ermannt, verjüngt und gekräftigt steige er als der junge Osiris wieder auf und die Nacht, das Böse (Typhon), werde überwunden. Nebstdem nahmen die Hyksos von den Aegyptern viele Fertigkeiten an, ehrten am meisten den Zeit- und Kriegsgott Sevek, schlossen alle andern Tempel und führten Menschenopfer ein, die den Aegyptern ein Gräuel waren. — Wahrscheinlich waren es auch die Hyksos, welche die Pyramiden erbauten. Sie sind einfacher gebaut als die ägyptischen Denkmäler. Staunend steht

der betrachtende Reisende vor diesen kolossalen Bauten und bewundert die ungeheure Herrschermacht, die gebieten konnte, daß Hunderttausende dem Baue so großartiger Denkmäler ihre Kräfte durch 40 Jahre liehen. Durch diese Arbeiten im Innern in Anspruch genommen, unterließen die Hyksos, den kriegerischen, kampfesmuthigen Geist ihrer Schaaren zu erhalten und zu beleben. Diesem Umstande ist es denn auch zuzuschreiben, daß ungefähr 1780 Jahre vor Chr. es den neuermannten Aegyptern gelang, die ungebetenen Eindringlinge zu überwältigen. Sie ganz zu vertreiben, stand nicht mehr in ihrer Macht, denn es entstanden durch das längere Nebeneinanderwohnen eine Menge Mischlingsarten und Mischlingskasten, die im Lande blieben. Diese Vertreibung der Hyksos ist aber culturhistorisch von unberechenbarer Wichtigkeit. Denn es hat sich in neueren Zeiten herausgestellt, daß diese in angenommener ägyptischer Cultur bereits weit vorgeschrittenen Hyksos mit ihrer Verbreitung in Asien, Griechenland und Afrika Buchstaben, Künste und andere Culturmomente fortpflanzten. Ueberhaupt schwebt über die ganze Verbreitung der Hyksos ein geheimnißvoller Schleier und nur die Zukunft wird vermögen, ihn einigermaßen zu lichten und aufklärende Resultate zu geben. — Viele Namen ehemaliger Pflanzstädte der Phöniker lassen sich im Arabischen verstehen und man schließt hieraus nicht ohne Grund auf arabischen Ursprung. In der arabischen Cultur selbst kommt Vieles vor, das der ägyptischen entlehnt ist.

Zehnte
culturhistorische Vorlesung.
Gehalten am 4. März.

(Contrerevolution der alten Aegypter gegen die Hyksos und die Momente der Restaurations-Periode. Todten-Gerichte. Mumien. Thot oder Hemaes himmlische Schriften. Charakter der Aegypter im Ganzen und ihr endliches Geschick. Auch in Europa gibt es Kulturzustände. Kelten, Germanen und Slaven sind europäische Urvölker. Völkerwanderungen. Skizzen der Culturzustände der Kelten und der Germanen.)

Die eigentliche Blüthe der ägyptischen Cultur datirt sich seit der Contrerevolution gegen die Hyksos, indem sich die Priester bemühten, echt ägyptische Cultur und altnationales Leben wieder herzustellen und in allen Kreisen zu befestigen. Erst nach der Vertreibung dieser Nomadenvölker tauchen in der uns bekannten Geschichte Aegyptens merkwürdige Namen hochberühmter Könige auf, wie ein Sesostris, Necho, Psammetich &c. Von Sesostris erzählt die Geschichte, daß er, nachdem er fast ganz Aegypten unter seinem Szepter vereinigt hatte, kühn strebend bis weit in Asien vordrang. Necho ist berühmt durch die von ihm unternommene Weltumseglung, die übrigens nur in einer Umschiffung der Küsten Afrika's bestand. Zu Psammetichs Zeit finden wir Aegypten in zwölf kleinere Staaten getheilt, bis es diesem Manne gelang, sie wieder zu vereinen und seine Herrschaft durch fremde Söldlinge, durch griechische Truppen, zu begründen. Von Amasis wird berichtet, daß er die bisherigen Schranken gänzlicher Abgeschiedenheit vollends

brach, und in seine Häfen griechischen und phönikischen Schiffen Eingang gestattete. Der Zudrang der Fremden war bald so groß, daß eine eigene Dolmetscherkaste entstand, den Sprachenverkehr zwischen ihnen und den Landeseinwohnern zu vermitteln. — Daher läßt es sich erklären, daß die meisten auf uns gekommenen Namen ägyptischer Denkwürdigkeiten griechischen Ursprungs sind (Egyptos, Theben rc.), was den Beweis liefert, daß dasjenige, was uns durch die Griechen von den Aegyptern mitgetheilt worden, nicht mehr aus der Zeit der ersten ägyptischen Cultur herstammt. Dadurch aber, daß Amasis die Thore seines Reiches fremdem Einflusse geöffnet hatte, sank der ägyptische Staat; denn es bedurfte nur des fremden Elementes, das ganze, künstlich zusammengefügte Gebäude dem Sturze zuzuführen. — Eine Völkerschaft kam nach der andern und bemächtigte sich der haltlosen Trümmer; gewaltige Eroberer betraten und unterjochten das Land, und so mußte Aegypten sich bald unter Babyloniens, bald unter Persiens, bald unter Griechenlands Oberhoheit schmiegen, bis es endlich in den eisernen Kettenring römischer Weltherrschaft gezogen wurde. Von dieser Zeit verschwindet die Geschichte Egyptens als eine selbstständige, und verwebt sich in die babylonische, persische, griechische und römische. Daß die Kenntniß egyptischer Kulturzustände nicht gänzlich erloschen ist, haben die nachfolgenden Menschengeschlechter jenen ewig merkwürdigen Dänkmälern zu verdanken, die am Strande des Nil, allen Zeitstürmen trotzend, als stumme Zeugen derselben weithin in den glühenden Sand Afrikas ragen. Wie verschieden ist das heutige Egypten von dem alten! Die Wasserbauten, auf welche die alten Egypter so viele emsige Sorgfall verwendet, die künstlichen Kanäle hatten, bleiben durch die Sorglosigkeit nachfolgender der spätern muhamedanischer Gewalthaber vernachlässigt; mit ihrem Verfalle sank auch die Fruchtbarkeit des Landes, und so geschah es denn, daß der heutige Egypter der Kopte seiner fysischen Beschaffenheit nach kaum ein Schatten von dem ist, was er war, und was er sein kann. — Der

fruchtbare Landesstrich den Ufern des Nil entlang, wird immer mehr veringert, geschmälert; der Wüstensand dringt immer weiter vor, so, daß jetzt nicht nur einzelne Obelisken und andere werthvolle Denkmäler, sondern ganze Städte in seinen Massen begraben liegen, und den Forschungen der Menschen für ewige Zeiten entrückt sind.

In der Reaktion, die nach der Vertreibung der Hyksos eingetreten ist, schafften die Priester das Mumienleben, das sie so sehr haßten, und die arabischen Menschenopfer, die ihnen ein Gräuel waren, wieder ab, und strebten die alten Sitten und Gebräuche wieder zu ihrer Geltung zu bringen. Es bildete sich ein eigener Mythus, den die Zeiten der Unterwürfigkeit unter dem Hyksosideal auffaßten, und einen Kampf des Seb-Typhon (Hyksos) mit Hilfe ungeschlachter Gestalten gegen die Chuten (Egypter) unter Anführung des Osion-Agathodaimon's darstellte. —

Zu dem Zwecke, etwaige Ueberreste der verpönten Religionsformen der Hyksos gänzlich zu ersticken, entstanden eigene Todtengerichte, die zu entscheiden hatten, ob der Abgeschiedene der Einbalsamirung theilhaftig werden sollte oder nicht. Es traten hiebei mehrere Priester zusammen, welche diesen religiösen Akt nur jenen gestatteten, gegen deren Rechtgläubigkeit sich keine begründete Einwendung erhoben hatte. Von der kostbaren Mumienbereitung ausgeschlossen zu werden, galt dem Egypter für das Schreckenvollste, denn die Seelen der nicht Einbalsamirten waren zu einem mehrtausendjährigen wo nicht ewigen unstäten Herumirren nach dem Todte verdammt. Diese Gewohnheit der Mumienbereitung zeigt den Grundcharakter der Egypter Alles, selbst seine Körperformen, möglichst lange zu erhalten, im klarsten Lichte. Ihn bewährte auch ferner der Gebrauch, den Einbalsamirten Täfelchen beizulegen auf denen Name, Biografie des Hingeschiedenen verzeichet stand. Solche Todtenbücher fand man in neuern Zeiten mehrere, und da es gelungen ist, die Räthsel der egyptischen Schrift theilweise zu lösen, so sind sie nebst den In-

schriften an den egyptischen Baudenkmälern die einzigen Reste egyptischer Literatur, die bis auf uns gekommen sind. Den sorgfältig alles sichtenden und aufbewahrenden egyptischen Priestern war auch der Nilstrom, ein Gegenstand sorgfältiger Beobachtungen, da durch die Art seiner Ueberschwemmungen die Fruchtbarkeit des Bodens und die Erhaltung der Menschen bedingt war. Diese Beobachtungen begannen gleich den ersten Monat nach der Ueberschwemmung, der Thai bei den Griechen Thot hieß, und wurden auf Säulen, die am Nilufer aufgerichtet wurden, aufgeschrieben. Daher enstand die weit verbreitete Meinung, Thot sei der Erfinder einer Säulenschrift gewesen und habe sechs und dreißig Tausend Werke geschrieben. Zwischen diesem Thot und ihrem Hermes haben die Griechen irgend welche Aehnlichkeit gefunden, woher der Name hermetische Schrifen entstand, in denen der Inbegriff aller menschlichen Weisheit enthalten gewesen sein soll. Sie sind für uns ganz verloren gegangen; was wir unter diesem Namen besitzen, sind spätere Produkte christlicher Neuplatoniker. Wir werden im Laufe unserer Vorlesungen sehen, warum auf die Verfälschung und Vertilgung älterer Werke so viel Gewicht gelegt wurde. —

Daß in einem so kultivirten Lande, wie Egypten war, Produktion, Industrie und Handel auf keiner unbedeutenden Stufe der Entwicklung stand, versteht sich von selbst. Doch entfaltete sich der Handel erst später, als das egyptische Staatengebäude bereits im Sinken war, und wurde zumeist durch Fremde geführt. — Den Egyptern verdanken wir die Erfindung des Papiers, das aus der Papyrosstaude bereitet wurde. Die Baukunst stand, wie die Riesendenkmäler zeugen, auf einer sehr hohen Stufe der Vollkommenheit. Auch der egyptischen Musik wird von den alten Ethnografen häufig erwähnt. Die Dichtkunst aber war verbothen; wahrscheinlich darum, weil sie Neues und Eigenthümliches schaffet, während die Baukunst z. B. auch Großartiges durch bloße Nachahmung und Wiederhohlung desselben leisten kann. Die egyptischen

Künstler waren an bestimmte Formen ihrer Werke gebunden und galten auch als bloße Handwerker.

Was Wissenschaft betrifft, so finden wir eine wohl geordnete Welt- und Lebensansicht. An die Beobachtung der Nilüberschwemmungen knüpften sich astronomische Forschungen. Die Feldmeßkunst wurde frühzeitig einheimisch. Die Arzneiwissenschaft ward mit großem Fleiße gepflegt; vorzüglich war die Diätetik, als die Kunst, das Leben lange zu erhalten, im Ansehen. Denn dem Egypter war der Gedanke der Vernichtung unerträglich, ja, er kannte keine eigentliche Vernichtung, er glaubte eine Seelenwanderung. Im Privat- und öffentlichen Leben war er kalt, nüchtern, und egoistisch. Unter strenger Beobachtung herkömmlicher Formen wußte er sein Wohl zu ersehen, unter dem Scheine der Legalität ließ er der Willkühr freien Lauf. Bei den niedern Klassen durfte das weibliche Geschlecht auch öffentlich erscheinen. Landeseigenthümer waren die untern Kasten nicht; denn der Landesbesitz war in drei Theile getheilt; von denen der erste den Priestern, der zweite den Königen und dadurch also wieder den Priestern, der dritte aber der Kaste der Krieger gehörte. Das Gerichtswesen war wohl organisirt. Es hatte mit dem Gerichtswesen unserer Zeit viele Aehnlichkeit; es bediente sich wie wir, des schriftlichen Verfahrens. Doch waren die Richterstellen nur mit Priestern besetzt.

Alle diese Formen egyptischer Kultur und Sprache verschwanden, als sich im Lande fremder Einfluß geltend gemacht hatte. Andre Sitten, andere Gebräuche traten an ihre Stelle, nur sagt man, daß die Sprache der heutigen Kopten noch die Sprache der alten Berber und Egypter ist. Der Wohlstand der Städte sank, sie selbst fielen in Trümmer; aus ihren Ruinen sind die heutigen Dörfer in Egypten gebaut.

Wir sind nun an den Punkt gelangt, daß wir die Beschreibung der Culturzustände, der außerkaukasischen und der gemischten Völkerschaften beendigten. Wir sahen zuerst auf

die Zustände außerkaukasischer Völkerstämme, dann wandten wir uns zu den Völkern, die, von Kaukasiern unterworfen, durch kaukasischen Einfluß einen gewissen Culturgrad erreicht hatten; nun kommen wir zu den Culturzuständen rein kaukasischer Stämme. Blicken wir auf die geografische Lagerung dieser rein kaukasischen Völker, so finden wir merkwürdiger Weise einen eigenen Culturgürtel, dessen Culturmittelpunkt die Länder Kleinasien, Griechenland und Italien bilden. Von diesem nationalen Culturgürtel nennen wir vor Allem die Kelten, Germanen und Slaven in Europa. Es dürfte sonderbar erscheinen, daß wir von Egyptens ältestem Culturvolk nach Europa zu den scheinbar jüngsten Völkerschaften kühn den Uebergang machen; aber eine kurze Betrachtung wird dieses Verfahren vollkommen rechtfertigen. Die Ansicht, daß die drei Hauptvölkerschaften Europas: Kelten, Germanen und Slaven nur wenige Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung in Europa eingewandert sind, ist ein leeres Vorurtheil der Gelehrten, für das sich kein hinreichender Grund angeben läßt. Es läßt sich kein historisches Zeugniß aufweisen, daß diese Einwanderung von Asien her auch nur einigermassen wahrscheinlich machen könnte. Aus dem einzigen Grunde, den man hier vorschiebt, daß diese Völker erst kurze Zeit vor Chr. auf dem Schauplatz der Geschichte erscheinen, auf diese Einwanderung zu schließen, hieße einen gewaltigen Fehlschluß machen. Dazu kömmt noch, daß man die Päße des Kaukasos angibt, durch die sie nach Europa gedrungen sind; aber eine oberflächige Kenntniß der Geografie zeigt, daß dies gar nicht möglich sei. Solche Ansichten wandern aus einem Lehrbuch in das andere, und werden ungescheut und ungeprüft als baare Münze angenommen. Gegen diese Ansicht zeugen die von Griechen und Römern bei diesen Völkern bereits vorgefundenen Culturzustände und die Entwicklung ihrer Sprache. Diese war organisch so sehr entwickelt, und von allen asiatischen Sprachen so sehr verschieden, daß diese Völker schon viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch in Europa sich befunden haben mußten. Da-

gegen ist es um so wahrscheinlicher, daß außer diesen drei genannten Völkern in vorhistorischen Zeiten auch nichtkaukasische über Europa verbreitet waren, namentlich Völker finnischen oder mongolischen Stammes. — Ueberbleibsel von ihnen sind noch die heutigen Basken in den Gebirgslandschaften der Pyrenäen so wie die Magyaren, die finnischen Ursprunges sind. Es dürfte Vielen nicht unbekannt sein, daß noch vor wenigen Jahren die Magyaren Männer nach dem Ural sandten, um die Gleichheit ihrer Sprache mit jener der dortigen Völker zu erforschen. Bei dieser Auffassungsweise erscheinen die Uebeschwemmungen der Hunnen und Mongolen bei der Völkerwanderung in einem ganz andern Charakter; sie sind dann Versuche, die ehemaligen Wohnsitze in Europa wieder zu gewinnen, sich Hyksos-ähnlich in Egyptens Culturzuständen, einzuleben. Ueberhaupt muß man, um die welthistorische Begebenheit der Völkerwanderung und die Hypothese der Einwanderung aus Asien richtig zu würdigen, den gewöhnlichen Standpunkt, von dem man bei deren Betrachtung ausgeht, aufgeben. Ganze Völkerschaften wandern nicht, wie Einzelne und kleine Stämme. Einzelne Völkerstämme wanderten allerdings aber erwiesener Massen nicht von Asien nach Europa, sondern gerade umgekehrt vom Norden Europas gegen den Süden und gegen Asien. Auch darf man nicht wähnen, daß die Wanderungen der europäischen Völker nach dem Süden erst kurze Zeit vor unsrer Zeitrechnung begonnen haben, vielmehr sind solche Wanderzüge uralt, und nicht blos, wie wir sehen werden, in den Culturzuständen mancher europärischer Völker selbst nothwendig begründet, sondern wahrscheinlich durch die klimatische Abkühlung des Nordens von Europa und der Entstehung bewohnbarer Flächen im Süden Europa's seit den Urzeiten bedingt.

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß das Klima Nord-Europa's im frühen Alterthume viel milder war, als jetzt. — In Rußland findet man nicht selten in großen Eisklumpen eingefrorene Elefanten, so wie in Form von Steinkohlen förm-

liche Palmenwälder. Das Klima nimmt an Kälte mehr und mehr zu. Heutzutage ergreift uns nicht geringes Staunen, wenn wir nach alten glaubwürdigen Nachrichten lesen, wie ungemein cultivirt das heutige Island war. Seine grünen Fluren, seine einstigen Staatenzustände mahnen an unser heutiges Nordamerika. Diese Aenderung des Klima scheint es gewesen zu sein, welche die nördlichen Völker Europa's von ihren Ursitzen gegen den Süden Europa's drängte, namentlich die Germanen. Im Gebiete des heutigen Deutschlands angelangt, ergossen sie sich mehr und mehr gegen rechts und links, und unterwarfen im Westen viele keltische Stämme, im Osten viele slavische Völkerschaften, welche sie germanisirten.

Die Ursitze der Kelten waren der Nordwest, der Germanen der Norden und der Slaven der Nordost Europa's, seit jeher, d. h. seitdem das Klima und der Boden Europa's Menschen zu erhalten vermochten.

Bei den Griechen und Römern hießen sie Alle insgemein Barbaren. Man nehme aber diese Bezeichnung nicht in dem schlechten Sinne, in dem es in unsern Zeiten genommen wird; alle fremd redenden Völker benannten die Griechen und Römer mit diesem Worte. — Ist ja selbst das nah gelegene, viel verwandte Aegypten dem Herodot ein Land der Barbaren! — Einen Beweis dafür, daß die von uns genannten Völker bereits einen hohen Grad der Cultur erreicht haben mußten, gibt uns der Umstand, daß die Griechen und Römer, als sie mit ihnen in Berührung kamen, sich über ihre Culturzustände gar nicht verwunderten, sondern das den ihrigen Aehnliche und Gleichförmige derselben mit hervorhoben und mit ihrem Namen benannten, weßhalb es auch kömmt, daß die Urnamen der Götter und anderer Culturgegenstände für uns gänzlich verloren gegangen sind. Die ältesten Schriftsteller sehen auch alle diese Völker für Ureinwohner Europa's an, und für das Alter und die Bedeutendheit keltischer Culturzustände haben wir sogar direkte Zeugnisse aus dem Alterthum. Mit den eigentlichen Germanen und Slaven kamen

aber namentlich die Römer in gar keine Berührung, es kam nur zu dem Zusammenstoße wandernder Kriegermassen derselben, aus deren Culturgrade man auch auf die wahre Bildungsstufe des Kernvolkes keineswegs schließen konnte. Es bestanden zahlreiche Sagen über die bedeutende Cultur der Skandinavier und der Völker Nord-Europa's, selbst bei den Griechen und Römern waren sie häufig verbreitet. Unter den Griechen wies sogar der Volksglaube geradezu darauf hin, daß auf die hohe Culturentwicklung Griechenlands die nordischen Zustände einen großen Einfluß ausgeübt haben. Man erzählte sich Wunder von den Hyperboräern und von ihrer außerordentlichen Cultur, ja, die Griechen leiteten ihren Apollokultus gerade von diesen Völkern ab. Wir können somit ganz ruhig die Germanen, Slaven und Kelten für Urvölker Europa's annehmen, und getrost den Wahn aufgeben, als ob sie neu von Asien, beladen mit asiatischen Culturzuständen, herübergewandert wären. Man kann im Gegentheile behaupten, daß europäische Urvölker sich selbst nach Asien hin verbreiteten. — Wir wissen, daß die Galater, ein Zweig der Kelten, nach Kleinasien vordrangen und sich daselbst fester Wohnsitze bemächtigten, und daß Germanen und Normanen im rastlosen Fluthen nach dem Süden selbst Nordafrika besetzten. — Solches oft wiederholtes Drängen vom Norden nach Süden brachte mannigfache Völkermengungen hervor. Die sogenannten romanischen Völkerschaften im Süden und Westen Europa's entstanden auf solche Art, und sollten allgemein Mischlingsvölker und nicht nach Einem und zwar dem spätesten Bestandtheil so genannt werden. Wir dürfen nicht wähnen, daß diese Völkervermischungen erst nach dem Untergange des römischen Weltreiches mit der sogenannten Völkerwanderung vor sich gegangen sind, im Gegentheil waren die Römer selbst seit ihren Uranfängen ein solches Konglomerat verschiedener Völkerstämme. — Wenn wir dann bei der Völkerwanderung namentlich die Hunnen hervortreten sehen, so ist es auch schon historisch erwiesen, daß es nicht reine Mon-

golen waren, sondern daß in ihrem Völkerstrome auch Slaven und Germanen mitfolgten, die, heimatlos, feste Wohnsitze suchten.

Wenden wir nun unsere Blicke auf die Völkerschaften im Einzelnen, so stellt sich zuerst die westlichste von ihnen, das Volk der Kelten, der Betrachtung dar.

Es scheint, daß diese Völker, von den Römern Gallier, von den Griechen Kelten oder Celten genannt, sich selbst den Namen Gaelen gaben; der Name ist mit dem Volke beinahe spurlos verschwunden, nur in Irland, Schottland, Wales und der Halbinsel Bretagne scheinen sich Ueberreste der Kelten vorzufinden. Die Deutschen nannten sie Walch, woher der spätere Name Wälsche — für Italiener — seinen Ursprung ableitet; denn Gallier waren es, welche das nördliche Italien (gallia cisalpina) bewohnten. In der Sprache der Slaven hießen sie Vlach, welcher Name noch bis jetzt aus denselben Gründen für die Italiener — vlachy — beibehalten wurde. — Für die Ursprünglichkeit dieser Stämme zeugen die Sagen der Edda, welche ihrer als berühmter, tapferer Völker erwähnen, und selbst der Name, der ihnen von den Römern gegeben ward: Aborigines, d. h. die ursprünglich Dagewesenen.

Von ihren Zuständen wissen wir meist aus römischen Quellen, daß sie eine hierarchische Verfassung und Stände, eine Art Adel, hatten. Doch darf man diese Scheidung nach Ständen nicht als eine kastenmäßige betrachten, die wir nirgends mehr finden werden; ein Uebergang in einen höhern Stand, selbst in den der Druiden, war gestattet. Die letztern, d. i. die Priester, standen an der Spitze ihres gesammten Culturlebens; von römischen Schriftstellern wurden sie gleich hoch mit den Brahmanen gestellt. Die Druiden theilten sich in höhere und niedere Klassen ab, und machten zur Bedingung des Eintretens und stufenweisen Aufsteigens Prüfungen, bei denen Kenntnisse den Ausschlag gaben; Kenntnisse, deren Umfang sich ermessen läßt, wenn man Cäsar hört,

welcher sagt, daß Wenige fähig waren, in 20 Jahren alle Priesterstufen zu ersteigen. Man findet bei ihnen nicht mehr das Zauberartige wie bei den Orientalen. Es scheint ein kalt-verständiges Volk gewesen zu sein. Von ihren Sagen, den Anfängen ihrer Geschichte, ward nichts aufgeschrieben, obschon sie eine eigene Schrift hatten. Das Andenken daran erhielt sich unter den Druiden von Mund zu Mund. Auf diese Weise lag in ihrer Cultur selbst der Grund, daß sie für die Nachwelt verloren gehen sollten.

Merkwürdig ist bei ihnen die Verehrung, Heilighaltung der Weiber als Druidinnen, die wir auch bei den Germanen finden. Sie galten für etwas Göttliches. Und diese Anschauung ist's, welche sich später noch im Ritterthume in keltisch-germanischen Ländern spiegelt. — Bei den Druiden waren astronomische, ärztliche Kenntnisse verbreitet, durch welche letztere sie besonders berühmt waren. Die Stände waren organisch gegliedert, doch gab's keine Kriegerkaste; wenn Gefahr drohte, trat Alles in die Reihe, um für das Vaterland mit einer Tapferkeit zu kämpfen, die Cäsar, der vorzüglich für die kriegerischen Eigenschaften ein Auge hatte, rühmend erwähnt.

Bei den **Germanen** finden sich noch schlagendere, sogar schriftliche Beweise für ihre Urcultur. Die religiösen Gesänge und Sagen, welche sich in der Edda erhalten haben, zeugen von ihrer Alterthümlichkeit sowohl als für ihre Höhe, und zwar nicht bloß für die skandinavischen Völker, da diese mit den eigentlichen Germanen und Gothen zu dem großen germanischen Völkerstamme gehörten, und mit diesen enge zusammenhingen. Wir finden bei ihnen die Runenschrift, eine ganz eigenthümliche Schrift, welche sich nur bei Germanen und **Slaven**, und nirgends in Asien vorfindet. Sie ist eine Lautschrift, und unterscheidet sich dadurch wesentlich von der ägyptischen Hieroglifik, einer Bilderschrift, welche einen weit geringern Culturgrad voraussetzt, indem es viel näher liegt, das Andenken eines Dinges durch sein Bild, als durch die

Fixirung seiner sprachlichen Bezeichnung zu erhalten. Aus Einem solchen Culturmerkmale läßt sich auf Vieles schließen, indem Ein Culturmoment nie ohne die andern wesentlichen vorfindig ist.

Mit wenigen Worten wollen wir den Charakter der Germanen schildern und unsere Aufmerksamkeit zuerst auf ihre Ansicht vom künftigen Leben, vom Himmel wenden, welche bei allen Völkern einen Spiegel ihrer Culturzustände und Bestrebungen abgibt, die sie darin idealisiren. Den Germanen ist Walhalla: ein kriegerisch thäriges Leben, ein ewiges Leben; Tapferkeit im Kampfe, Genuß nach demselben, die Ideale, die sie im Leben anstreben, und womit sie das Jenseits verherrlichen. Diese Verehrung der Tapferkeit ist's, welche die zahlreichen Riesensagen hervorrief, nach welchen selbst die Welt durch einen Urriesen entstand, der erst den Gott Odin geschaffen.

Bei den Germanen galt die Ansicht, daß ohne Grundbesitz Niemand wahrhaft frei sein könne; darum bestand die Einrichtung, daß das väterliche Vermögen jedesmal nur auf den Aeltesten übergehen solle; die Jüngern mußten hinaus in die Welt, ein Eigenthum sich zu erwerben, zu erkämpfen. Diese Sitte begründet den Hauptunterschied zwischen den germanischen Zweigen der Sachsen und der Franken, welche ursprünglich keineswegs verschiedene Stämme waren. Die Sachsen waren die Ansässigen, die Erstgebornen, welche auf dem väterlichen Boden blieben, während der größere Theil frank und frei weiterzog. Nicht einzeln, verbündet zogen die Franken aus; Haus und Hof suchend, drängten sie die Kelten und Slaven zur Seite, und veranlaßten durch Jahrhunderte in Mitteleuropa ein gewaltiges Völkerwogen, welches man gar nicht, wie die erfinderischen Gelehrten, von einem Anstoße aus Osten Asiens herzuleiten braucht. Solche Eroberungszüge setzten sich fort in den Normannenfahrten, welche in späterer Zeit alle europäischen Küstenländer heimsuchten. — Eine Folge dieser kriegerischen Wanderungen war die Skla-

verei, welche man bei den Germanen findet. Weder bei Kelten, noch Slaven, noch bei den seßhaften Germanen trifft man Sklaven an, wozu von den Franken die Unterworfenen herabgedrückt wurden. Leidenschaftlich liebte der Germane den Krieg. In öffentlichen Versammlungen ward Gericht gehalten und das Gemeinwohl berathen; jeder Freie genoß gleiche Rechte, durch keine Abgrenzung der Stände gedrückt und beengt. Ihr Priesterwesen, ihre Mythologie waren eigenthümlich; wer die letztere betrachtet, so wie sie Jakob Grimm erforscht hat, dem wird es klar, wie falsch die Ansicht selbst germanischer Gelehrten von den „rohen", „ungebildeten" Germanen sei. Freilich darf man auf sie nicht den Maßstab unserer geschniegelten Civilisation anwenden, wem aber ein freies öffentliches Leben, die Verehrung Eines Gottes u. s. w. als Culturmomente gelten, der wird den alten Germanen eine hohe Cultur zuerkennen.

Eilfte
culturhistorische Vorlesung.
Gehalten am 11. März.

(Die Slaven sind Ureinwohner Europas. — Serben, Wenden, — Unterschied germanischer und slavischer Cultur. — Politische, religiöse und ästhetische Cultur der alten Slaven. — Handel.)

Die Ansicht, daß Europa seine Bevölkerung Asien zu verdanken habe, hielt man namentlich von den großen Völkernschaften der Slaven fest, wozu besonders der Umstand veranlaßte, daß diese Nation den Asien nächstgelegenen Osten und Süden Europas einnimmt. Die Kelten, so wähnte man, wären zuerst, dann die Germanen, zuletzt aber die Slaven herübergekommen. Die Richtigkeit dieser Hypothese läßt sich auch bei den Slaven schlagend nachweisen. Es ist geschichtlich erwiesen, daß die Zahl der Slaven schon im tiefsten Alterthume sehr groß war; eben so ist es gewiß, daß in historischen Zeiten viele slavische Völker aufhörten slavisch zu sein, daß sie theils germanisirt, theils normanisirt wurden. Wie sollte nun eine so ungeheuere Nation aus Asien eingewandert sein? — Ist ja doch in ganz Asien kein Volk, keine Sprache aufzuweisen, die mit den slavischen solche Aehnlichkeiten gemein hätte, die einerlei Volksursprung bezeugen würden. Es ist auch schon das merkwürdig, daß die ältesten Geschichtsforscher es als ausgemacht hinnahmen, daß die Slaven zu den Ureinwohnern Europa's gehören; diese Frage tauchte erst im Mittelalter auf.

Was den Namen der Slaven betrifft, so war im Alterthume kein allgemeiner Volksname; es scheint, daß er einer

einzelnen Provinz oder Völkerschaft angehörte, und hernach auf alle überging. Auch seine Bedeutung weiß man nicht, und die Herleitung von slàva, Ruhm, oder slova, Wort, ist nicht stichhältig. Einzelne slavische Namen slavischer Ortschaften kommen nicht selten bei den alten Griechen vor, was auch den Beweis liefert, daß längst vor der angenommenen Zeit der Einwanderung und des allgemeinen Namens: Slaven, schon Slaven da waren. Ob sie einen gemeinschaftlichen Namen hatten, ist ungewiß, die Benennung: „Serben", wahrscheinlich so viel als: Stammgenossen war die weitest verbreitete. Die Germanen hatten für sie den Namen: „Wenden oder Winden" (— woher die Bezeichnung: die windische Mark rc.) — Ein Beisammensein mit Kelten und Germanen schon in den Urzeiten beweist der Umstand, daß bei den Kelten germanische und slavische, bei den Germanen keltische und slavische und bei den Slaven keltische und germanische Wörter und Namen vorkamen. Merkwürdig ist es jedenfalls, daß, so verschieden diese Stämme auch sind, sie dennoch alle auf einer fast gleichen Bildungsstufe sich befanden. Wir wollen noch einmal darauf hindeuten, daß die Sprache nicht etwas schon Fertiges und Abgeschlossenes, sondern im ewigen Wachsthume, in steter Ausbildung begriffen ist. Filologische Untersuchungen haben es in der neuesten Zeit möglich gemacht, drei Jahrhunderte ungefähr anzugeben, in welcher sich eine Sprache zu dieser oder jener Stufe der Ausbildung heranschwingt. Solche filologische Forschungen stellen nun außer allen Zweifel, daß die keltischen, germanischen und slavischen Völker Jahrtausende hindurch in ihren Wohnsitzen ansäßig gewesen sein mußten.

Daß in den Kulturzuständen der Kelten, Germanen und Slaven große Verwandschaft herrschte, bestätigen uns die Gottheiten dieser Völker. Kelten hatten germanische und slavische, Germanen keltische und slavische, die Slaven keltische und germanische Götternamen. Ihre Eigenthümlichkeiten aber, ihren Nationalcharakter haben dessen ungeachtet alle treu bewahrt.

Der kriegerische Charakter der Germanen ist bereits hervorgehoben worden. Schon das Wort Germanen soll gleichbedeutend sein mit: „Wehrmannen", selbst: „Arminius", „Hermann" bezeichnet dasselbe, welche Benennungen ganz auf die Hauptbeschäftigung der Germanen, den Krieg, hinweisen. Den Ackerbau pflegten sie nicht, er war den Weibern, Sklaven und denjenigen Freien überlassen, die für den Kriegsdienst nicht taugten. Bei den Slaven hingegen war Ackerbau und Viehzucht Sache des Mannes; das Weib besorgte das innere Hauswesen. Diese Zustände brachten bei den Germanen den Unterschied zwischen Herren und Sklaven mit Nothwendigkeit hervor. Man war gewohnt, daß altgermanische Leben als ein patriarchalisches anzusehen, neuere Geschichtsforscher aber (Wirth z. B. in seiner trefflichen Geschichte der Deutschen —) finden darin den Anstrich des Rauhen. Sie irren aber, wenn sie die Ansicht aufstellen, daß die Zustände der Germanen in den ältesten Zeiten kulturlos waren. Man muß da unterscheiden zwischen Völkern, die ungestört ihre Ursitze behaupteten, und zwischen jenen, bei denen ein stetes Drängen und Fluthen statt fand. Wer Grimms Mythologie, Grammatik und Rechtsalterthümer gelesen hat, wird gewiß eine höhere Ansicht von den alten Kulturzuständen der Germanen gefaßt haben. Dies ewige Vordringen sowohl als auch das Erbrecht, von dem schon die Rede gewesen ist, mag allerdings aus dem Heldencharakter der Germanen fließen, anderseits aber auch aus der Uebervölkerung. Das Gegentheil finden wir bei den Slaven. Sie nahmen in Osten Europas ungeheure Räume ein. Da war es leicht, daß nach dem Tode des Familienvaters die hinterlassene Familie sich in dessen Besitz theilte und keinen Unterschied zwischen den einzelnen Gliedern zu machen brauchte. Es wäre gefehlt, aus dem bloßen Charakter eines Volkes auf dessen Kulturzustände zu schließen, wir wissen, wie sehr hier äußere Einflüsse einwirken. Bei den Slaven bestand in der Urzeit eine unterschiedlose Gleichheit, es gab keinen Unterschied des Adels etwa und untergeordneter Stände wie bei

den Germanen; jeder hieß Bruder und ward mit diesem Namen begrüßt, welche Begrüßungsformel sich bis auf den heutigen Tag bei einigen Slaven, bei den Polen z. B. und bei den Südslaven erhalten hat. Daß dem so ist, daß z. B. diese Unabhängigkeit den Slaven als das Erste und Heiligste galt, beweisen Geschichtschreiber im Süden und Norden, die außer slavischen Völkern angehören. Wir finden es bei byzantinischen Schriftstellern nachgewiesen. Prokop von Caesarea, der im sechsten Jahrhunderte nach Chr. lebte und schrieb, sagt ausdrücklich, daß seit den ältesten Zeiten die Slaven in der vollständigsten „Demokratie", daß sie unter keinem Oberanführer vereint sind, und ein patriarchalisches Leben führen.

Von den ältern germanischen Schriftstellern sagt Widukin, daß sie lieber Alles ertragen, lieber das tiefste Elend, als die Unabhängigkeit verlieren. An diesem ihren alten Verfassungen hielten sie unerschütterlich fest. Wir dürfen nicht übersehen, daß, je mehr wir uns in der Darstellung der slavischen Kultur den historischen Zeiten nähern, die Slaven in Pannonien mit den Kelten, im heutigen Ostdeutschland aber mit den Germanen in Berührung kommen, wodurch sich lang andauernde blutige Kämpfe entwickelten. Diese fortgesetzten Kriege brachten es mit sich, daß einige Stammoberhäupter festblieben z. B. die Přemysliden, Moimiriden und zu gleicher Zeit Vojvoden wurden, d. h. — Heerführer, Herzoge. Es sind daher die Vladyken, Starosten und Vojvoden im Grunde eins und dasselbe. Doch waren diese Würden nicht erblich; auch bedeutet der Namen „Starosta" d. i. Alter oder Senator nicht, daß ausschließlich die Aeltesten, sondern, daß die Klügsten gewählt wurden; denn auch Frauen, die durch Muth und außerordentliche Einsicht sich auszeichneten, wurden erwählt, die Staatsangelegenheiten zu leiten (Libuša). Solche Starosten oder Vojvoden hatten die Slaven stets, wenn sie Kriege auszukämpfen hatten. Noch heut zu Tage haben die Slaven in der Türkei solche Oberhäupter, Starešiny genannt, d. h. Oberälteste. Mehrere solche Starešiny wählen unter

sich einen Obersten, dem sie den höchsten Muth und die tiefste Einsicht zutrauen und der noch heute Kněz heißt. In der Lausitz heiß heut zu Tage noch Knez so viel als Herr. Diesen Namen führten auch bei den alten Slaven die Oberhäupter, und erst später entstand das Verkleinerungswort Knize daraus, d. h. der Vorderste, der Anführer, Fürst. Das Wort Knez in der Bedeutung: Priester, ist späteren Ursprungs, und läßt sich leicht daraus herleiten, daß der Vojvode auch die priesterlichen Angelegenheiten besorgte; denn einen eigenen Priesterstand hatten die Slaven nicht. Das Wort Knez ist auch nahe verwandt mit „Kniha" (Buch), das die Schriftzeichen zu bedeuten scheint, in deren Kenntniß die Einsichtigsten, also die Knězi waren.

In den spätern Zeiten entstand in der Bedeutung des Bösen, des Zauberers, der Name Cernokněz d. h. derjenige, der die schwarzen Zeichen, die Schriftzeichen zu deuten versteht. Es fand sich bei den Slaven auch eine Art Runen, eingegrabene Zeichen, Měty vor, die Lautzeichen waren. Ja, es scheint der Name der ältesten slavischen Schrift, Glagolica nichts Anderes als Lautschrift zu bedeuten. Die Kyrylica ist schon späteren Ursprungs und keine echt slavische Schrift, da sich darin meist griechische Zeichen vorfinden.

Das Oberhaupt, der Knez, war immer wählbar, zu welchem Behufe allgemeine Zusammenkünfte, ja förmliche Landtage stattfanden. Das Wesen solcher Landtage finden wir zum Staunen ausgebildet. Jede Gemeinde sandte ihre Abgeordneten. Stimmeneinhelligkeit entschied. Dem gewählten Oberanführer wurde ein Senat von zwölf Mitgliedern, eine Art Ministerrath an die Seite gegeben, der ihn immer umgeben mußte. Die ältesten Geschichtschreiber machten einen Unterschied zwischen Vladyken und Lechen, wobei die höhere oder geringere Macht und der Besitz den Maßstab gab.

Jeder Vladyke konnte Lech werden, wenn er zu höherer Macht und zu größerem Besitze gelangte. Von der Bezeichnung: „Lech" stammt auch das Wort: „šlechta oder šlachta"

her, welches ursprünglich die Vorzüglicheren, nun aber „Adel“ bedeutet. Ein solcher Adel ist aber erst in der spätern Zeit nachweislich und war theils eine Art Nachahmung der Germanen, theils durch die Noth geboten. Denn man war mit dem Steigen der Gefahr genöthigt, das freie Gemeindewesen einzuschränken und Vojvoden zu wählen. Es drängt sich bei dieser Betrachtung unwillkürlich eine Parallele zwischen jener alten Zeit auf, wo die demokratischen Slaven antidemokratische Institutionen den Germanen entlehnten, und zwischen unseren Tagen, die ein raschwachsendes Streben beurkunden, die alte demokratische Verfassung, wie sie Beispielweise bei den alten Slaven stattfand, wieder herzustellen. Von der Religion der Slaven wird des Erwähnens nicht viel nöthig sein; es versteht sich von selbst, daß ihre Welt- und Lebensansicht der bereits angedeuteten Kulturstufe derselben entsprach. Wie bei den Germanen Oddin, so war hier der Eine Gott Perun. Aus ihm entstanden alle übrigen Götter. Perun wurde auch dreiköpfig vorgestellt und Triglaf genannt. So mag in den krainischen Alpen der Berg Terglou, von den dort wohnenden Slaven Triglaw genannt, eine Stätte der Verehrung dieses obersten Gottes gewesen sein. Uebrigens war das slavische Göttersystem sehr weitläufig. Bei den ihnen geweihten Tempeln entstand mit der Zeitfolge eine eigene Art Tempeldiener, die nicht die Knězi waren, sondern nur das Rituale das Ceremoniell des Gottesdienstes zu versehen hatten. Daher sagten die germanischen Geschichtschreiber, die Priester hätten bei den Slaven kein Ansehen genossen. Meist lateinisch-germanischen Geschichtsschreibern verdankt man die wenige Kunde die wir von einzelnen slavischen Tempeln übrig haben. Bei diesen war die Vorhalle von der eigentlichen Tempelstätte getrennt. Diese Vorhallen gaben eine Art Schatzkammern ab, in denen alle Kostbarkeiten des Landes angehäuft wurden. Das eigentliche Heiligthum durfte nur der Kněz betreten, doch war es ihm nicht gestattet, darin zu athmen oder lange zu verweilen, eine Eigenthümlichkeit, die wir merkwürdiger Weise

bei den Persern wieder finden. Man hat es oft vorgeworfen, daß die Germanen und Slaven keine Kunstalterthümer aufzuweisen haben, die auf die altgermanische und altslavische Kultur schließen lassen können, wie dies z. B. bei den Egyptern und Indiern der Fall ist. Gewiß ist aber, daß durch den Preis einer menschenschändenden Knechtung der Werth solcher Alterthümer niemals wird aufgewogen werden können. Die Idee persönlicher Freiheit war bei keinem Volke des Alterthums so sehr selbstbewußt in's Leben getreten, wie bei den Slaven. Wir können uns aber auch anderer Art mit dem Gedanken trösten, daß Architektur und Skulpturen in der Stufenreihe der Künste nicht den ersten Rang einnehmen; vielmehr kammen alle Aesthetiker darin überein, daß der Musik und Poesie eine höhere Stelle gebühre. Was nun dies anbelangt, so läßt es sich nachweisen, daß die alten Slaven Poesie hatten, die den höchsten Meisterwerken dieser Art würdig an die Seite gestellt werden könne. Daß auch die Kelten und Germanen in dieser Hinsicht nicht zurückblieben, läßt sich schon aus dem Eindrucke entnehmen den, wie die alten Geschichtschreiber erzählen, die National-Gesänge der Barden auf die Volksmenge ausgeübt hatten. Ein glücklicher Zufall war es, der dem Volke der Slaven einige nicht genug schätzenswerthe Reste altslavischer Poesien erhielt, Poesien, die nicht allein durch ihren poetischen Gehalt einzig neben altgriechischen Poesien in der Literatur da stehen, sondern auch darum schon höchst wichtig sind, weil sie einen Blick in das sonst tiefe Dunkel altslavischen Kultur-Lebens und der hohen alten Kultur dieser Nation gestatten. Wir verweisen die Leser auf die königinhofer Handschrift, auf das Gericht Libuša's, auf Igor's Zug gegen die Polowčer.

Was das sociale Leben der alten Slaven anbelangt, so war alles Gut theils Gemein-, theils Privateigenthum. (Občiny, dědiny). Die Wälder z. B. waren Gemein-Egenthum; Aecker und Wiesen gehörten Einzelnen.

Ausgebreitet war bei den alten Slaven der Handel. Man

hat vielfache Spuren, daß in noch vorhistorischen Zeiten Griechen, vorzüglich aber Phönizier durch die Slaven den Handel bis an's baltische Meer führten, von dessen Strande der Bernstein gehohlt wurde, der dem Golde gleich geschätzt wurde. Man kann in dieser Hinsicht sogar mit Bestimmtheit drei Haupthandelsstraßen unterscheiden. Dieser Handel reichte bis in die Zeiten des Mittelalters und erstreckte sich von den Gestaden des baltischen Meeres bis in die gewürzreichen Fluren Arabiens. — Man hat an den Ufern der Ostsee und des baltischen Meeres arabische Münzen und andere Merkwürdigkeiten aufgefunden.

Zwölfte
culturhistorische Vorlesung.

Gehalten am 18. März.

(Das baktrische Zendvolk und das Turanvolk. Hom's Naturkultus. Die arabischen Völker. Babylonier. Chaldäer. Phönizier. Hebräer. Juda und Israel als politische Pole. Das Mischvolk der Assyrier. Die politischen Ueberfluthungen enden mit der Perserherrschaft. Zerduscht und Zendavesta. Der Zendmythus.)

Die Ausbreitung der Slaven gegen den Osten hin erstreckte sich bis mitten in mongolische Ländereien, und uralte, freilich mittelalterlich überarbeitet auf uns gekommene slavische Gesänge schildern die Kämpfe der Slaven mit den edlen Mongolen — Polowcern — schon in den ältesten Zeiten. — Ein ähnliches Ankämpfen gegen die Mongolen bildet die älteste Geschichte der Zendstämme in Asien. Es wird da ein mongolisches Land, Turan, genannt, dessen Bewohner hordenweise zu wiederholten Malen in die geordneten, wohl gegliederten Gefilde Baktriens, wo das Zendvolk einheimisch war, einbrachen und auf dessen Culturentwicklung sehr störend einwirkten. Sie erscheinen als das größte Uebel, zu dessen Vertilgung alle Kräfte aufgeboten werden sollten. Dieser Gegensatz zwischen Baktrien und Turan, wie er schon in den ältesten Urkunden der Zendstämme erwähnt wird, stellt sich sowohl dem Boden als den Bewohnern nach heraus. — Baktrien, so wie Medien und Persien, kommen unter dem Namen der Lichtländer vor. In der That wölbt sich über diese

Länder ein ewig klarer Himmel; kein Land hat so viele Naftaquellen aufzuweisen, die hier zahlreich aus dem Boden hervorlodern. Turan hingegen ist ein Land der Nebel und grimmen Kälte, dessen Einwohner als wild, roh, schrankenlos, ohne Zucht und Gesetz lebend, geschildert werden, die rastlos sich bemühen, in friedliche Gebiete einzubrechen, sie zu unterjochen, so zwar, daß die Baktrier die Ansicht festhielten, die ganze Welt trage das Gepräge eines feindlichen Gegensatzes und Kampfes des Guten und des Bösen an sich. Unter dem „Guten" begriffen sie ihr Land und sich selbst; Turan hingegen mit seinen Bewohnern war ihnen der Inbegriff des Bösen. Wie aber in den Kämpfen dieser Länder beiderseits Anführer nöthig waren, so bildete sich bei den Baktriern die Sage eines guten und eines bösen Weltelementes, je mit einem guten oder bösen höchsten Wesen an der Spitze; Aufgabe eines Jeden sei es nun, gegen dieses Böse anzukämpfen. Diese Sage knüpften sie an den Namen Hom. Wir wissen nicht, ob dieser Name eine historische Person oder einen Zeitraum bezeichnet; es heißt nur, Hom hätte die ursprüngliche Ordnung eingeführt, die Bestimmung dem Menschen vorgezeichnet, und geboten, Licht, Wärme und Feuchtigkeit zu verehren und sie in ihren Wirkungen, d. h. in Licht und Reinigkeit, nachzuahmen. Stille stehen sei gegen die Bestimmung. Demgemäß finden wir bei den Baktriern keine Tempel, keine Priester; denn Hom lehrte, das Göttliche sei in der Natur, in der Sonne und in den Gestirnen zu verehren.

Wir müssen nun einstweilen unsern Blick von den Zendvölkern (die sich selbst Arii, d. h. die Herren, die Besseren, nannten, und — im Vorübergehen bemerkt — mit den Indiern Eines Stammes sind, nur daß sie nicht wie diese mit andern Nationen sich vermengt hatten) hinwegwenden, und ihn auf den Süden, Westen und auf das vordere Asien richten. — Da finden wir zweierlei Völker, die zuerst unserer Betrachtung aufstoßen. Vor Allem sind es die Araber. Man begreife aber unter diesem Namen nicht allein die Völkerschaf-

ten im Südwesten Asiens, die eigentlichen Araber, sondern überhaupt alle semitischen Völker, also die Phönizier, Hebräer, Babylonier, Chaldäer 2c. Ihrem Stamme gehörten auch die Hyksos an, von denen wir wissen, daß sie in Egypten eingebrochen sind, dies fruchtbare Land erobert hatten und nach fast sechshundertjährigem Besitze durch die ermannte Thatkraft der frühern Einwohner daraus wieder verdrängt worden sind, und die egyptische Cultur in weitern Kreisen verbreiteten. — Sehen wir hierbei zuerst auf die Araber im eigentlichen Sinne. Es ist dies ein Volk, das nicht allein dadurch merkwürdig ist, daß es auf dem Boden der Weltgeschichte als das einzige dasteht, das unbesiegt und ununterworfen treu in seinen Urformen sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat (selbst der allgewaltige Alexander der Große vermochte es nicht zu überwinden), sondern auch schon seines romantischen Charakters (im edeln Sinne) wegen unser Interesse fesselt. In den ältesten Zeiten war es ein Nomadenvolk, das in viele Stämme mit Stammesfürsten gegliedert war und ein patriarchalisches Leben führte. — Der heitere Himmel des Landes mußte zur Betrachtung der Gestirne anregen, was zu einer Religion führte, die einen sehr ausgebreiteten Gestirndienst hatte. Von den Gestirnen mußten Sonne und Mond vor Allem auffallen. — Demnach wurde die Sonne unter dem Namen Urotat, der Mond unter dem Namen Alilat göttlich verehrt. Einem Volke, das stets im Freien lebte, konnte es bei der Betrachtung des Himmels nicht entgehen, daß einige Gestirne ihre Stellung zu den andern behaupten, während andere umherschweifen. — Solcher wandernder Sterne kann das unbewaffnete Auge fünf unterscheiden. Diese fünf Planeten, ferner Sonne und Mond, waren die Hauptgottheiten der Araber. Jedem Tage wurde ein solches Gestirn als Führer und Hort vorgestellt, wodurch die siebentägige Woche sich bildete. Diese Wocheneintheilung zu sieben Tagen finden wir im ganzen Süd- und Vorderasien verbreitet, wo überhaupt die Siebenzahl als eine heilige angesehen wurde. Besondere

Kunstdenkmäler, Tempel oder sonstige Alterthümer (Steinkultus) haben die Araber nicht, dagegen sind sie desto mehr zur Poesie geneigt.

Denselben Volksstamm finden wir zwischen dem Eufrat und Tigris unter dem Namen der Babylonier. — Der Landesstrich zwischen diesen beiden wichtigen Strömen, welcher Mesopotamien, d. i. das Land zwischen den Flüssen, genannt wird, befindet sich in einem ähnlichen Verhältnisse mit Egypten. Wie dort der Nil durch seine Ueberschwemmungen dem Lande eine unerhörte Fruchtbarkeit verleiht, so thut es hier der Eufrat, der durch seine Schlammanhäufungen fast allen Fleiß entbehrlich macht. Natürlich wurden in diesem Lande Sonne und Wasser, Bel und Mylita, die zwei Hauptbedingungen des Lebens, göttlich verehrt. — Die Cultur dieses arabischen Volkes finden wir in Babel oder Babylon konzentrirt. Die Beschaffenheit des Bodens brachte es mit sich, daß es vom Nomadenleben zum ackerbautreibenden überging. — Mesopotamien ist aber ein Land, wo die Natur ihre Gaben im reichlichsten Maße verschwendet zu haben schien; kein Wunder, daß die Babylonier den Genuß und die Sinnenlust zum Gegenstande ihres größten Sehnens machten, hierdurch verweichlichten, sich vereinzelten, und somit leicht den eingedrungenen Assyriern unterlagen.

Die Assyrier nenne ich hier zum ersten Male und bezeichne damit jene Mischvölker, die sich in Vorderasien schon frühzeitig vorfanden. An der Grenze zwischen Asien und Europa findet sich nämlich schon in Urzeiten eben so ein Kranz von Mischlingsvölkern vor, wie im Süd- und Westeuropa. Die Assyrier, wie es Mischvölker überhaupt zu sein pflegen, waren ein ungemein thatenlustiges Volk und unterwarfen sich das verweichlichte Babylon. In dieser Gegend ist das Merkwürdige, daß in den alten Urkunden man Lande zu unterscheiden pflegte in aramäische und kanaanitische. Aram bedeutet im Arabischen: Hochland, Keenan: Niederung, Lande,

wo Weideplätze sind. Von Aram, den unfruchtbaren Ländereien, woher wahrscheinlich auch der Name Armenien stammt, drangen die Völker stets nach den fruchtbaren Niederungen, nach Keenan. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß, wie das Delta in Egypten erst später aus dem Meere hervorgetreten ist, auch diese Niederungen erst später emportauchten. Es weisen darauf die vielen Sündfluthsagen hin, die bei allen diesen Völkern verbreitet sind, so wie die Sagen, daß sie alle aus Armenien herabgekommen sind. Die Aramäer in Armenien werden als sehr thatenkräftig geschildert; natürlich, wenn wir erwägen, daß in einem Gebirgslande, wie Armenien, dessen Bodenverhältnisse zur Lebenserhaltung anstrengenden Fleiß und eiserne Beharrlichkeit erheischen, der Volkscharakter sich ungemein kräftigen muß. Auch Armenier sollen, wird erzählt, nach Babylonien hinabgezogen sein, wo die Assyrier walteten. Durch dieses frische Volk, Chaldäer genannt, richtete sich die gebeugte Kraft der alten Babylonier wieder auf, und die eingedrungenen Mischlingsvölker wurden vertrieben. Die Chaldäer kommen zuerst als Krieger, später als Wissende vor, und hießen Magier, von Mag, Priester. In diesem neubabylonischen Reiche blieben aber die Araber (die Chaldäer waren Araber) nicht mehr rein, nachdem sie mit Zendvölkern in Berührung kamen und sich mit denselben vermischten. Den Beweis für diese Behauptung liefert uns der Umstand, daß wir in den babylonischen Alterthümern neben Schriftcharakteren der Hyksos auch Zendcharaktere finden. Wir sehen dies an der hier gebräuchlichen Keilschrift, die unter allen der Runenschrift am nächsten steht. — Dann finden wir in Persien den Unterschied zwischen der alten Zendsprache, dem Sanskrit, und der Pelvisprache, welche durch eine Vermischung der arabischen und der Zendsprache entstand, und noch heutzutage die einheimische ist.

Zunächst fallen uns unter den arabischen Völkerschaften die Phöniker und die Hebräer in's Auge, zwei Völker, die wahrscheinlich erst nach der Vertreibung der Hyksos aus Egyp-

ten, als deren Glieder sie angesehen werden, zur politischen Existenz gekommen sind.

Die Phöniker ließen sich an dem schmalen Küstenstriche des mittelländischen Meeres, in einem Lande nieder, dessen Unfruchtbarkeit sie zwang, das Getreide aus Egypten zu holen. Diese Lage war aber vorzüglich dazu geeignet, das Aufblühen der Industrie zu begünstigen, deren rasch erreichter hoher Flor auf den Land- und Seehandel hinweisen mußte. Und in der That hat das Alterthum kein zweites Volk aufzuweisen, das einen so ausgedehnten Handelsverkehr, namentlich zur See, betrieben hätte. Wenn die Geschichte erzählt, daß der Egypter König Nechao eine Flotte ausrüstete, welche Afrika umschiffen und durch die Meerenge der Herkulessäulen (Gibraltar) zurückkehren sollte, so waren es vorzüglich Phöniker, die sich an diesem Unternehmen betheiligten. Es ist merkwürdig, in welche entfernte Länder dieses kühne Handelsvolk gekommen war. — Klug berechnend, wußte es durch Kolonisationen sich überall wichtige Ruhe- und Stappelplätze zu verschaffen. Die Inseln zwischen Griechenland und Kleinasien, Sicilien, Sardinien, die Nordküste Afrika's, Hispanien und Brittanien bevölkerten phönikische Ansiedler eben so gut, wie die fernsten Gestade am Pontus Euxinus.

Dieses Kolonialwesen der Phöniker ist culturhistorisch von der höchsten Wichtigkeit, da hierdurch für die Ausbreitung der Industrie ungemein viel gethan wurde. Ja, man erzählt, daß die Phöniker Kenntnisse von Ländern hatten, von denen andere Völker keine Ahnung hatten, welche Kenntnisse sie aber, nur im egoistischen Sinne ausbeutend, Andern verheimlichten; — ich weise hier auf das fabelhafte „Ophir" hin, in dem Manche sogar Amerika finden wollen.

Diese Gewerbthätigkeit der Phöniker hatte eine gänzliche Umgestaltung der Lebensweise zur Folge. — Das alte patriarchalische Leben war verschwunden, nur die alte Liebe zur Unabhängigkeit und Vereinzelung hatte sich erhalten. Jede Stadt bestand mit ihrem Gebiete für sich, und war nur durch die

Bande der Pietät, durch gemeinsamen Kultus, so wie zur Zeit der Gefahr durch Schutz- und Trutzbündnisse, an die Schwesterstädte geknüpft. — Nur insofern kann man von einer Hegemonie sprechen, die zuerst Sidon, die Fischerstadt, dann das prächtige Tyrus, die Felsenstadt, behauptete. Als die Phöniker nach der Nordküste Afrika's kamen, und daselbst das meerbeherrschende Karthago, das später den gewaltigen Weltkampf mit den Römern kämpfen konnte, gründeten, so waren es zweifellos verwandte Völker, die sie hier fanden, gleichfalls vertriebene Hyksos.

Die Hebräer hatten die Niederungen ostwärts von den Phönikern inne, von denen aus sie mit den fremdartigen Assyriern in einem ewigen Kampfe standen, der ihnen für geraume Zeiten den Sieg ließ. Das Wort Hebräer soll, wie Viele behaupten, nur ein anders ausgesprochener Name der Araber sein. In den Einrichtungen der Hebräer findet sich Vieles vor, was auf die egyptische Bildung hinweist. — Wir finden hier eine Art Nachahmung der egyptischen Hierarchie, Stämme (Kasten), einen bevorzugten Priesterstand (Leviten), Stammesoberhäupter. Das eroberte Land gehörte Gott und den Priestern an, wie bei den Egyptern. Jedes siebente Jahr mußten die übrig gebliebenen Vorräthe vertheilt werden. Alles Eigenthum war Gemeineigenthum, und es bestand die merkwürdige Einrichtung, daß jedes neunundvierzigste Jahr (7 mal 7) das Eigenthum auf den vorigen Stand zurückgebracht, das Erworbene zurückerstattet werden mußte. Kein Kauf war daher bei den alten Hebräern ein Vermögenserwerb, sondern nur eine Art Nutznießung. Die ganze Verfassung war eine hierarchische. Gott regierte, Alles geschah in seinem Namen. — Wie aber die Hebräer längere Zeit in der Nähe der Mischlingsvölker lebten, verlor sich das hierarchische Element und das politische nahm überhand. Der Richter Samuel mußte der ungestümen Forderung des Volkes, einen König zu wählen, nachgeben. Freilich stemmten sich die alten Patrioten mit aller Macht dagegen, aber der fremde

Einfluß war bereits zu groß. Der Kampf, den die sich immer geltender machenden Neuerungen hervorgerufen haben, spaltete das Reich in zwei Theile, Juda und Israel. Werfen wir auf diese zwei Länder einen culturhistorischen Blick, so finden wir einen steten Kampf zwischen Konservatismus und Fortschritt; erstern vertrat Juda, letztern Israel. Dadurch, daß Israel immer mehr fremde Elemente in sich aufnahm, verschwindet es gänzlich auf dem Schauplatze der Geschichte. Die Hebräer wurden von den Assyriern unterworfen, aber die Israeliten kehren nimmer zurück; sie vermengten und verloren sich in den Mischlingsvölkern. Seit dieser Zeit ist der Name der Hebräer verschollen; der Name der Juden hat sich geltend gemacht. Uebrigens verstehe man unter der Gefangenschaft der Hebräer nicht eine etwaige Einkerkerung; sie bestand nur darin, daß die Vorzüglichsten und Angesehensten des Volkes, welche die Einflußreichsten waren, in andere Länder versetzt wurden. Es war dies eine eigene Politik assyrischer und babylonischer Herrscher, die Völker in Abhängigkeit zu erhalten.

Erst jetzt können wir zu den Assyriern übergehen. Dies Volk erscheint in der ältesten Culturgeschichte an die Namen Ninus und Semiramis geknüpft. Wir wissen nicht, ob es historische Namen waren oder nicht; wahrscheinlich sind es nur mythische Namen, und gleichbedeutend mit Bel (Sonne) und Astarte (Gewässer), den Hauptgottheiten der Assyrier. Auch bei diesem Volke läßt sich ein Einfluß der egyptischen Cultur nachweisen, und man schließt nicht mit Unrecht, daß ein Theil der Hyksos auch hierher gekommen ist. Denn auch in Ninive galt der Grundsatz, daß das ganze Land ein Eigenthum Gottes und des Königs ist. Dies Mischlingsvolk der Assyrier war ungemein eroberungssüchtig und thatenlustig. Es grenzte einerseits mit den Arabern, andererseits mit den Zendvölkern. Daher waren die Assyrier an den Grenzen in ewige Kämpfe verwickelt, und es wiederholte sich hier die Thatsache, daß, wie ein Volk in Mesopotamien verweichlichte, es alsogleich

der Unterjochung des andern anheimfiel. — Ueberhaupt ist die ganze Geschichte dieser Länder ein unabgesetztes blutiges Ringen nach der Oberherrschaft; bald geboten Egypter, bald Babylonier, bald Assyrier, bald Meder ihren Geschicken, bis es den Persern gelang, ihre Oberherrlichkeit daselbst zu begründen. Die Herrschaft über diese Länder glaubten die persischen Großkönige nur durch militärische Gewalt, oder, wie die Geschichtsschreiber sagen, nur durch Militärdespotismus, aufrecht erhalten zu können. Jedes Land bekam Satrapen. Die nationale Eigenthümlichkeit blieb. Jeder Satrape suchte in seiner Provinz nachzuahmen, was der König that. Er ernannte die Beamten und forderte den Tribut ab. Dieses Verfahren ist Ursache, daß das kleine Griechenland dem ungeheuren Kolosse des Perserreiches in den griechisch-persischen Kriegen einen so erfolgreichen Widerstand leisten konnte. Die fysische Uebermacht der buntgemengten Völker, mit ihren verschiedenen Gebräuchen, Waffen und Streitweisen, brach sich an der kleinen, aber konzentrirten Macht und an dem heroischen Muthe der Hellenen

Während dieser großen politischen Wirren hatte sich in Baktrien, das diesen Kriegen ferne stand, der alte Kultus des Hom veredelt durch Zoroaster oder Zerduscht. Die Zeit, wann dieser Reformator lebte, können wir nicht angeben; persische Urkunden sagen, 2000 Jahre vor unserer Zeitrechnung; Andere behaupten, zur Zeit, als Baktrien von den Persern unterworfen wurde. Perser und Baktrer waren mit einander stammverwandt, beide waren Zendvölker. Deshalb war die Unterwerfung leicht, die übrigens mehr in einer Hegemonie von Seite Persiens bestand.

Es ist schon bemerkt worden, daß die alten persischen Urkunden in der Zendsprache verfaßt sind. Wir Europäer kennen sie seit dem vorigen Jahrhunderte, der Franzose Anquetil du Perron führte sie in Europa ein. Diese Zendschriften kommen unter dem Namen der Zendavesta vor und werden den heiligen Vedas in Indien gleich heilig gehalten.

Merkwürdig ist der Mythus der Baktrer, den diese Bücher enthalten. Eine Urzeit, Akerene, sei der Anfang alles Seienden gewesen, das jedoch zuerst formlos war. Diese unendliche Zeit hätte das Wort: „Ich bin", „ich will" ausgesprochen, und ein Lichtreich war geschaffen: Ormuzd, das Urlicht. Zu gleicher Zeit war damit die Urfinsterniß, Ahriman, das Gegentheil des Ormuzd, da. Ahriman ist ein Feind des Lichtes; daher das Bemühen der unendlichen Zeit, der Finsterniß Grenzen zu setzen. Sie sprach abermals: „Ich will," und es entstand die Welt der Ferver, die als vorbildliche Formen und lichte, gute Geistergestalten gedacht werden, und im Himmel ober dem Firmamente, in Gorodman, wo lauter Licht war, sich befanden. Ormuzd sprach weiter das Wort, und es entstanden Sonne, Mond und die Gestirne, und zwar 6400 große und 24,000 kleine, nach den verschiedenen Weltgegenden geordnet (ein Zeichen, daß zur Zeit der Entstehung dieses Mythus schon astronomische Sternzählungen bestanden). Dies Reich der Ferver und der Gestirne war in drei Göttertagen, jeden zu tausend Jahren gerechnet, vollendet. Diese ungeheure Helle konnte Ahriman unten in seiner Finsterniß, Duzak, nicht ertragen. Er wollte das Gegentheil erzeugen, und schuf die Kometen, das Unregelmäßige, als etwas Böses. Um aber den Fervern opponiren zu können, erschuf er Wirkliches, — Turan, voll von bösen Geistern, mit allen Uebeln, schwarze Menschen im Gegensatze zu den weißen, Nebel, Wind und wilde Thiere. Dagegen schuf Ormuzd wieder die Erde, und zwar Baktrien und Persien, aber ohne Menschen, dann wirkliches Feuer, Licht und Wasser, überhaupt alles Organische, dessen Inbegriff in dem Mythus von dem Urstiere, als der Grundlage aller Entwicklung, enthalten ist. Dies geschah ebenfalls in drei Göttertagen. Auch Ahriman ruhte nicht; er gab dem Feuer den Rauch, dem Lichte den Schatten, und jedem Geschöpfe etwas Feindliches. Ja, er vermißt sich, das Reich der Ferver zerstören zu wollen, aber geblendet von dem Lichtmeere, muß er sich in eine Drachenschlange ver-

wandeln und stürzt herab. Sein Herabfallen aber ist der Tod des Urstieres. (Dies scheint eine Erinnerung an gewaltige Revolutionen in der Erde gewesen zu sein.)

Aus dem getödteten Stiere wuchsen Gestalten, Thiere, und das Menschenpaar Meschia und Meschiane, hervor. Ahriman schuf zu jedem einen Gegensatz, gegen den Hund den Wolf rc.; nur dem Menschen wußte er nichts entgegenzusetzen, macht sich aber den Gegensatz endlich durch die Lüge. Durch Lüge bethört er die Menschen, und gibt vor, er hätte die Welt geschaffen. Die Menschen, die seinen Lügen trauen, müssen nach dem Tode zu ihm hinab. Lebensaufgabe sei es, lehrt Zerduscht, daß die Weißen zusammenhalten, daß sie gegen die bösen Schaaren, die man sich in Turan verkörpert dachte, durch das ganze Leben kämpfen. Später verbanden sich mit dem Kultus der Baktrer Gebräuche der Perser, Opfer und Gebete. Seinen Willen ließ Ormuzd durch Zoroaster kundgeben. — Die Menschen, so lehrte er, sollen gegen das Böse kämpfen, aber auf der Welt werde es immer schlechter werden; das Reich des Ahriman werde 3000 Jahre dauern, dann aber werde das Ende der Leiden kommen; Ormuzd werde einen Soliosch senden; dieser wird Alle zum Guten zurückführen, die alten Sitten werden wiederhergestellt werden. Dann werde Ormuzd die Todten auferwecken, ein Gericht über sie halten, die Guten zu den Fervern senden, die Bösen aber zu Ahriman und seinen Geistern hinabstürzen. Da werden sie aber nicht auf immer bleiben, sondern nach abgethaner Buße und Läuterung mit dem Ahriman zum Lichtmeere zurückkehren. Dann werde die Erde verwüstet werden und eine neue Welt werde entstehen, eine Welt des Lichtes und der Wonne in Ormuzd's Reiche.

Dreizehnte
culturhistorische Vorlesung.
Gehalten am 15. April.

(Persische Staatsreligion und die National-Götter. Mithras-Kultus. Kleinasiatische Kultur. Italien. Die Etrusker, Samniten und Latiner. Die Römer. Großgriechenland. Die Pelasger im eigentlichen Griechenland. Dorer und Jonier sind Kulturzustände desselben Volkes, nicht verschiedene Völker. Das fürstliche, aristokratische und demokratische Element in der Politik der Hellenen.)

In dem Maße, als sich der persische Staat feststellte, nahm seine Verfassung durch die Magier, ein hierarchisches Gepräge an und der Kultus des Zoroaster wurde zur Staatsreligion. Die unterworfenen Völker sollten sich demselben unbedingt fügen, was, wie wir wissen, der ältern Politik der persischen Regierung, die von den unterjochten Völkern nur den auferlegten Tribut forderte, aller nationalen Entwicklung aber freien Lauf ließ, stracks zuwiederlief. Es lag daher in dem natürlichen Laufe der Dinge, daß sich gegen die neue Forderun eine gewaltige Opposition derart erhob, daß alle Völker, die westlich von den eigentlichen Persern wohnten, sich von dem aufgedrungenen Kultus des Zoroaster losrissen und in Gefahr als Misch-Völker um jede nationale Eigenthümlichkeit zu kommen, sich ängstlich an eigene Nationalgottheiten hielten. Sie suchten sogar den neuen selbstgewonnenen Kultug durch Urkunden auch für ihre Nachkommen sicherzustellen. Bei allen Völkern in Vorderasien entstanden, um die Zeit der Verdrängnisse durch die Perser kosmogonische und historische

Schriftdenkmale (Sauchuniathon). Wie es aber diesen Völkern nicht gelang, sich politisch selbstständig zu erhalten, so geschah es auch in religiöser Hinsicht. Die eingedrungenen Elemente vermochten sie nimmer zu verbannen, und so geschah das Wichtige, daß die Religion des Ormuzd mit dem alten Beeldienste zu dem sogenannten Mithras-Kultus verschmolz. Dieser ist nichts anders, als die Verehrung des Sonnengottes, einer Art Osiris, der das Land fruchtbar macht und überall Glück und Segen verbreitet. Er war als Mensch gedacht und verehrt. Man feierte jährlich seinen Geburtstag, und zwar zu Ende des Monates Dezember, also zu einer Zeit, wo die Sonne, das Götterkind, gleichsam neues Leben gewinnt. Nun durchzieht er als Jüngling belebend und beglückend die Welt, bis auch er dem allgemeinen Lose der Menschen anheimfällt und stirbt. Sein Tod wird durch große Trauerfeste gefeiert. Leider ist dieser Mithrasdienst in seinen Grundbestandtheilen noch zu wenig erforscht. Selbst im südlichen Europa findet man Spuren und Denkmale desselben, welche letztere in dem Bildnisse eines Jünglings bestehen, der einen Stier, das Symbol der Fruchtbarkeit des Bodens, ersticht, damit aus dessen Blute Lebenskraft und Fruchtfähigkeit in die Natur quelle. Auch dadurch unterscheiden sich diese vorderasiatischen Misch-Völker von den Persern, welche keine Denkmähler und keine Abbildungen ihrer Gottheiten besitzen.

Wenden wir uns nun unmittelbar zu dem Kulturmittelpunkte des Alterthums, so fällt uns Kleinasien schon durch seinen Charakter auf. Wie diese Halbinsel mitten zwischen Asien und Europa liegt, so zeigt es auch geografisch diese Mittelbeschaffenheit. Im Oriente finden wir weit hingedehnte Ebenen, große Wüsten; Kleinasien stellt sich hingegen als gegliederter dar, keineswegs aber schon so harmonisch, wie bei Griechenland. So sind auch seine Bewohner, die Mischlingsvölker sind. Wir kennen ihren Ursprung nicht. Ihre sehr bewegte Industrie, deren Kennzeichen großartige Städtebauten sind, zielte größtentheils auf Bequemlichkeit und Luxus ab. Sie

unterhielten demzufolge ungemein ausgebreitete Handelsverbindungen. (Die Tempel waren zugleich Stappel-Plätze. Mylita und die Hierodulen. Anaitis und die Amazonen.) Zu sehr auf die Natur und die Bequemlichkeit gebunden, konnte bei Ihnen das eigentlich humane Element nicht aufkeimen; dies geschah erst, als die Hellenen sich an der Westküste festsetzten, dieselbe kolonisirten, und aus ihrem regen Geiste auch das Menschliche entwickelten. Der Mythus dieser kleinasiatischen Völker trug noch in spätern Zeiten Spuren ihrer frühern Kultur in sich. Man sprach von Telchinen, Daktylen, Kureten 2c., als von räthselhaften Wesen; die übrigens nur als Personifikationen industriell wirkender Menschenkräfte, welche die Naturkräfte zum Wohlleben wecken, anzunehmen sind. Der Name Krösus und alles was sich an ihn knüpft, gibt in kleinen ein Bild asiatischer Kulturlebens. Eigentliche Kunst und Wissenschaft findet sich bei ihnen nicht vor. Sie bestanden aus vielen kleinen Völkerschaften. Bythinier, Lydier, Mysier, Karier, Pamfylier, Isaurier, Phrygier u. s. w., die sich unaufhörlich wechselten, bekriegten, unterjochten, und das Joch wieder abschüttelten. Die Phrygier werden als die unbeugsamsten geschildert und noch heuzutage gilt die phrygische Mütze als die Freiheitsmütze. Wie überall, so entnervte das Wohlleben auch Kleinasiens Bewohner; nur die Lydier blieben dem alten Naturzustande am längsten treu und standen gleichsam als Geißel für die erschlafften Völker da, bis endlich die Perser in die Geschicke des Landes eingriffen und die Banner ihrer Oberherrschaft aufpflanzten. Den hartnäckigsten Widerstand fanden sie bei den hellenischen Kolonien, die erst nach dem angestrengtesten Kampfe zur Anerkennung persischer Oberhoheit gezwungen werden konnten.

Unverweilt gehen wir nun nach Italien über. Da haben wir nicht allein geographisch sondern auch ethnographisch ein Nord-, Mittel- und Süditalien zu unterscheiden. Oberitalien, im Westen von keltischen, im Osten von slavischen Völkerschaften bewohnt, gehört zur Kulturgeschichte der Kelten

und Slaven. In Mittelitalien aber stoßen wir auf ein eigenthümliches, räthselhaftes Volk, das unter dem Namen der Etrusker bekannt ist. Die Römer nannten es Tusker, die Griechen Tyrrhener. Es befand sich in dem heutigen Toskana, welchen Namen selbst viele Gelehrten von diesem Volksnamen ableiten wollen. Im Ganzen stellen sich uns die Etrusker als ein Kultur-Urvolk dar. Ehe noch Rom gebaut war, ein ganzes Jahrtausend früher, finden wir ihre Kulturzustände bereits festgestellt. Diese tragen viel orientalisches Gepräge an sich, woher die Meinung entstanden ist, daß die Etrusker Hyksos waren, welche nach ihrer Vertreibung aus Egypten sich in Italien festgesetzt hatten; doch blieb dies nur eine Hypothese. Sie hatten eine aristokrotisch-hierarchische Verfassung. Ein Adelsgeschlecht unter dem Namen der Lukumonen bekannt, herrschte im Namen des Gottes Tina. Ihre Bestimmungen galten als göttliche Anordnungen, denen sich Alles fügen mußte. Die unterworfenen Völker bildeten eine Art Kaste und standen in einem ähnlichen Verhältnisse zu den Siegern, wie später in Rom der Pöbel, der plebs zu den Noblen, Patriziern. Es waren diese Etrusker durch ihre este Ordnung im Leben, durch ihren Anstand und durch ihre Tapferkeit berühmt. Den Kultur-Umstand der Etrusker auf die Aeußerlichkeiten ein großes Gewicht zu legen, finden wir später auch bei den Römern. Jene heitere Auffassung des Lebens, jenes geniale Wesen, wie es die Griechen charakterisirt, mangelte ihnen gänzlich. Es lag in ihrem Wesen etwas Starres, Pedantisches, das später meist in den römischen Volkscharakter überging. Großartige Bauwerke, Kloaken, Brücken rc., finden wir schon in den ältesten Zeiten bei den Etruskern, aber eigentliche Kunstwerke nicht. Musik, Mahlerei war ausgezeichnet. Wem sollten die etrurischen Vasen unbekannt sein? Was sie für Ansichten hatten, läßt sich nicht angeben, überhaupt erscheinen sie vor Roms Gründung fast gar nicht dem Schauplatze der Geschichte. (Homer schildert sie als Seeräuber.) Nur so viel ist uns von ihnen bekannt, daß sie

glaubten, Tages, ein Weiser, sei aus der Erde entstanden und habe alle Weisheit zu ihnen gebracht. Genius, ist ein etrurisches Wort, und sie verstanden darunter eine Art Mittelwesen, die zwar sterblich waren, in der Rangordnung aber höher als die Menschen und tiefer als die Götter standen. Jede Familie habe solche Genien. Starb Jemand, so wird der Genius zum Lar, wenn die Todespflicht vollbracht wird, wo nicht, zur schreckenden Larva. Manen wurden alle Seelen der Verstorbenen genannt; Penaten hießen sie, wenn sie die Familie schützten, Lemuren, wenn sie selbe schreckten. So zeigt sich die etruskische Ansicht als eine sehr düstere, vorurtheilsvolle, abergläubische; ging als solche auch in den Charakter der Römer auf, deren Volksglaube von Aberglauben und Vorurtheilen strotzte.

An der Gränze vor Etrurien, in Süditalien, lebte ein Volk, das man mit dem Namen der Pelasger zu bezeichnen gewohnt ist. Es theilte sich in viele kleinere Völkerschaften, und wenn man unter diesen Pelasgern von Sabinern (Sabellern) und Latinern spricht, so hat man nicht etwa einen Stammesunterschied, sondern nur einen Unterschied des Kulturzustandes sich zu denken. Die Sabiner waren mehr dem Hirtenleben zugeneigt; ihre Kultur war eine rauhe; die Latiner hingegen haben sich frühzeitig zu einem regern, thatlustigen Leben gehoben, das sie durch Kriege an Tag legten. Vergleichen wir mit Einem Worte die Sabiner und die Latiner mit einander, so ergibt sich der Unterschied eines Natur- und Kulturvolkes.

Es ist nun nicht bekannt, wie es 7 — 8 Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung geschah, daß ein Theil der Etrusker Sabiner und Latiner zu dem Einen Misch-Volke der Römer verschmolz. Ueber die Gründung Roms herrschen die entgegengesetztesten Ansichten; seine erste Geschichte ist äußerst schwankend. Ja, Niebuhr sagt es geradezu, daß die ganze Königsgeschichte Roms Mythus sei, und daß seine wahre Geschichte erst mit dem Konsulate beginne. Und in der That, wenn

wir die Geschichte des Romulus und Remus bis Numa Pompilius mit seiner Nymfe u. s. f. betrachten, so können wir dem Niebuhr nur beipflichten. So viel ist sicher, daß da in der ältesten Zeit eine Freistätte eröffnet wurde, in die jeder Schutzsuchende Aufnahme erhielt, wodurch bald die Stadt erwuchs. Das alte Rom stand erstlich nur auf drei Hügeln, und daher kommt es, daß in der ältesten Zeit das Volk in Tribus, d. i. in drei Gemeinden getheilt wurde. Es gehörte lange Zeit hierzu, bis die von einander geschiedenen Bewohner (dem Stamme nach verschieden) zu Einem Volke der Römer verschmolzen; ja selbst in den spätern Zeiten wurde der Unterschied der Luceres, Ramnes und Quirites festgehalten. Von den Samnitern nahm der Römer die Heiligkeit der Ehe, von den Latinern seine Thatkraft, die ihn so groß machte. Auch ein Theil der Tusker, die um Rom herum in einem Staatenbunde von dreißig Städten unter der Hegemonie Alba longas lebten, war mit den Römern verschmolzen. Das so herangewachsene Rom, griff allmälich immer weiter um sich, bis es weltherrschend dem Erdkreise gebot.

In seiner Kultur hatten die Römer als Römer d. i. als Mischlingsvolk nichts Originelles, sondern ein bunt Zusammengefügtes; nur hatte sich das pelasgische Element als das regsamste vorzüglich durch gearbeitet. Das aristokratische Element der Etrusker bildete die Klasse des Adels, das übrige die Plebs. Die ganze Geschichte Roms ist nun ein unabgesetzter Kampf der Demokratie gegen die Aristokratie, und der Verlauf desselben ein steter Sieg des volksthümlichen Elementes. Im Ganzen zeichnete den Römer eine Kräftigkeit und Starrheit des Charakters, eine Festigkeit und Rauheit der Gesinnung und eine Konsequenz aus, der sich der ganze damals bekannte Erdkreis allmälich beugen mußte. Von humanen Elementen findet sich wenig vor.

Unteritalien war ganz pelasgischen Ursprungs und hieß sogar später magna graecia, Großgriechenland. Nur der südliche Theil führte ursprünglich den Namen Italien, oder

Vitellium, der sich allmählich über das ganze Land erstreckte.

Wir schreiten nun zum Glanzpunkte der Kultur des Alterthums, zu der Kultur Griechenlands. Wahrscheinlich war Griechenland, wie Kleinasien, erst später aus dem Meeresboden emporgestiegen. Seine ersten Bewohner erhielt es an den Pelasgern, die mit denen in Italien einerlei Stammes sind. Sie sollen von Morgen gekommen sein und sich immer mehr gegen den Süden ausgebreitet haben, je mehr dieser bewohnbar wurde. Pelasker und Hellenen sind ein und dasselbe Volk nur ist dabei der Unterschied eines ältern und eines neuern Kulturzustandes festzuhalten. Der Name der Hellenen ist neuer, als der der Pelasger; Homer kennt ihn in seiner Iliade noch nicht. Die Kultur der Pelasger bestand darin, daß sie das Land bewohnbar machten. Neuere Forscher wollen wissen, daß der Name Pelasger selbst nichts anders bedeutet als Landbebauer. Alles, was wir von den alten Pelasgern hören, zeigt diesen Charakter. Große Schutz-Bauten von großen, unbehauenen Quadern, die aber von keiner Kunst zeugen, wußten sie aufzuführen. An den Ufern gegen die Meeresströmung, als Dämme; als Wälle und Stadtumzäunungen. Diese Bauten erscheinen den spätern Griechen so eigenthümlich, daß sie selbe den Cyklopen zuschrieben, als Kräften, die das Land schützten; daher der Name Cyklopenbauten. Kaum war die Periode der Sicherstellung gegen die Natur (circa ein Jahrtausend vor Chr.) vergangen, suchten sich die Pelasger auszubreiten. Wir lesen von weiten Fahrten, von kühnen abenteuerreichen Zügen, die sie in ihrem thatkräftigen Streben schon in der ältesten Zeit unternahmen. Das ist das sogenannte Heroenzeitalter. Die Pelasger erscheinen da unter dem Namen der Herakliden. Herakles oder Herkules war nur das Ideal, das sich die Griechen bildeten, als ihre Thatenlust erwachte, und die zwölf Thaten des Herkules deuten nur auf die hauptsächlichsten Verrichtungen der Pelasger hin. Nicht alle Völkerschaften aber waren dem

steten Umherziehen gleich hold, wie das die Geschichte von der Vertreibung und Wiederkunft der Herakliden bezeugt. Die in mythisches Dunkel gehüllten Züge gegen Kolchis, Theben und Troja, die in das Zeitalter der Herakliden gehören, zeigen den, den Griechen angeborenen Drang an, um sich zu greifen und sein Hab und Gut zu vermehren. Als die Griechen erlangten, was sie wollten, traten sie wieder in den alten Naturzustand zurück, wo sie unter dem Namen der Dorier erscheinen. Dorier und Herakliden sind eins und dasselbe, nur sind die Dorier gleichsam die stillgewordenen und befriedigten Herakliden, die ihre Erwerbnisse erhalten und sichern wollen. Sie zeichneten sich durch strenge Sitten, Abhärtung und ungemeine Kriegslust aus. Ich brauche hier nur auf die Spartaner hinzuweisen, die dem dorischen Volksstamme angehörten. Aber ein Theil der Dorier begnügte sich nicht mit dem Gewonnenen; er beginnt vielmehr jene Kultur-Entwicklung Griechenlandes, welche die Bewunderung der Nachwelt in so hohem Grade mit allem Rechte erregt, und dieser Zweig erscheint später unter dem Namen Jonier. Dorier und Jonier sind ein und derselbe Stamm, nur repräsentiren die Dorier gleichsam die konservative, die Jonier die Fortschrittspartei. Derjenige Theil der Griechen, der nicht einmal den Herakliden angehörte und in der alten Pelasger-Kultur verbleibt, ist unter den Namen der Achajer und der Aeoler bekannt. Alle Griechen aber zusammen genommen, werden unter dem Namen der Hellenen begriffen. Dies ist jedoch ein Ehrenname. Jeder, der nicht geborner Grieche war und eine fremde Sprache redete, hieß Barbar. Dieser Unterschied der Achajer, Dorier und Jonier zeigt sich uns deutlich in den politischen Zuständen Griechenlands. Solange die Pelasger in Griechenland in der Kulturbeschaffenheit als Achajer blieben, dauerte das Zeitalter der Basileen oder Königsthümer. Wie aber sie sich zu Doriern entwickelten, so finden wir schon die aristokratische Staatsform eine Art Constitutionalismus. Ueberall aber, wo Jonier waren, brachen sich demokratische oder republikani-

sche Formen Bahn, so daß Griechenland, das in der ältesten Zeit von einer Menge Kleinfürsten regiert war, in etwas späterer Zeit sich fast durchweg aristokratische und endlich demokratische Verfassungen errang. — Wir müssen uns überhaupt Griechenland nie als Einen Staat, sondern in eine Menge größerer oder kleiner Staaten gespalten denken, die, wenn gleich größtentheils unabhängig von einander, dennoch das Bewußtsein der Nationaleinheit nicht so sehr durch alte Pietät und Sprachgemeinschaft als vielmehr durch die großartigen Nationalfeste und Nationalspiele erhielten, und gewöhnlich einer Hegemonie, die theils bei Sparta, theils bei Athen, und später in den Zeiten des Verfalls bei Theben war, unterstanden. Die Umwandlung der Basileen in Demokratien ging an verschiedenen Orten verschieden vor sich. An manchen kam sie ohne gewaltsameren Todeszuckungen von Seite der erstern zu Stande; an andern aber konnte sie nur auf die blutigste Weise durchgeführt werden. Nachdem die Verhältnisse gesichert waren, strebte bei fortschreitender Civilisation das Volk die Ungleichheit im politischen Leben zu beheben, und die Fürsten, die ihre Macht größtentheils ehemaligen Diensten als Feldherrn oder dem größeren Güterbesitze verdankten, zu Staats-Bürgern zu machen. Manche Fürsten fügten sich den Forderungen des Volkes und trugen dem Zeitgeiste Rechnung, wie dies z. B. Kodros that, der freiwillig von seiner Regierung abtrat, die Erblichkeit aufhob und die höchste Staatsgewalt in die Hände lebenslanger Archonten aus dem Eupatridengeschlechte legte. Der weiterschreitende Geist war mit der Lebenslänglichkeit derselben nicht zufrieden und die Archontenwürde wurde auf die Dauer von zehn, endlich von Einem Jahre beschränkt. Drako, Solon waren solche Archonten. Drako hing noch dem alten Geiste an, und gab, die Fluth des inneren regern Volkswillens einzudämmen, so strenge Gesetze, daß sie den Namen der blutigen Gesetze erhielten. Dagegen steht Solon in der Geschichte um so höher da, als er, selbst ein Kodride, mit scharfsinnigem Geiste die Anforderungen seiner Zeitrichtung er-

kannte, und durch milde treffliche Gesetze die beiderseitigen Gegensätze auszugleichen suchte.

Dem Beispiele des meist jonischen Athens folgten viele andere Staaten, nur das dorische Sparta behielt seine aristokratische Verfassung am längsten bei.

Vierzehnte

culturhistorische Vorlesung.

Gehalten am 22. April.

(Sinnigkeit ist der Culturcharakter der Hellenen. Diese schließt alles Positive aus. Schönheit des griechischen Mythus und Lebens. Sie verklären das Objektive. Mysterien. Naturauffassung, Göttervorstellungen, Volkspoesien und Nationalspiele. Kunstwerke. Wissenschaft. Hypothese der Fremdartigkeit der griechischen Cultur.)

Wir haben nun die Aufgabe, das Wesen der griechischen Cultur in Hauptumrissen zu schildern. Da offenbart sich uns denn eine Eigenthümlichkeit des Geistes, die sich am passendsten mit dem Ausdrucke Sinnigkeit bezeichnen läßt, eine Eigenthümlichkeit, die sich als der Hauptcharakter der gesammten Zustände der Griechen in allen Zweigen ihrer Cultur durchführen läßt. Unter dem Worte Sinnigkeit verstehe man aber nicht etwa Sinnlichkeit, desgleichen nicht ein Uebersprudeln der Gefühle; — sinnig ist derjenige, der das Objektive, die Außenwelt, auffaßt, aber nicht bloß so, wie es gegeben wird, sondern der überall seinen Sinn, seine Bedeutung, etwas von seinem Gemüthe hineinlegt, in dessen Seele sich das Gegenständliche in Gemüthszustände verwandelt. Die Hellenen suchten überall selbstthätig zu sein. Wir finden kein Volk, in dem sich das Bewußtsein der Menschenwürde so entwickelt hätte, wie bei den Griechen. Wir sehen dieses nicht bloß in ihrem politischen Leben, in der fortschreitenden Entwicklung zu Demokratien, sondern auch in ihren Cultur-

zuständen. Die Griechen sind z. B. das erste Volk, bei dem wir auf keine Priester stoßen, und das ist ein wichtiger Schritt in der Cultur. Der Priesterstand bildet nämlich die Klasse der Vermittler zwischen der Gottheit und dem Menschen.

Der Grieche kannte diese Vermittlung nicht; er fühlte sich in unmittelbarer Beziehung zu seinem Göttlichen. Schon Herodot behauptet, den Hellenen hätten Homer und Hesiod die Götter gemacht. Bei den andern Völkern haben die Priester die Verehrung der Götter in festen Formen bestimmt, und den ganzen Kultus als etwas Positives gegeben, wobei alle selbständige Thätigkeit des Einzelnen verschwinden mußte. Nicht so bei den Griechen. Diese hatten zwar im tiefsten Alterthume auch ihre positiven Götterformen; in dem Maße aber, in welchem sich das griechische Leben entwickelte, verschwinden selbe, und der hochsinnige Geist des Volkes verschafft sich eigene Göttervorstellungen, in denen der Hellene selbst ideal sich abbildete. Dieselbe Sinnigkeit spricht sich auch in dem fast allgemein verkannten Orakelwesen der Griechen aus. Dieses ist als ein zweifaches festzuhalten. Das eine war das uralte Orakel zu Dodona. Ein Eichenhain war es, dessen Laub durch die geheimnißvolle heilige Stille des Walddunkels rauschte. Da waren keine Tempelstätten, keine besondern Heligthümer zu suchen. In diesem Rauschen aber, in diesem flüsternden Gemurmel glaubte der Grieche verworrene Stimmen zu vernehmen, die zu ihm sprachen. Sein Streben ging nun dahin, sie sich zu deuten und in deren Deutung Antworten auf seine Fragen zu erhalten. Da zeigt sich uns diese oben erwähnte Sinnigkeit im klarsten Lichte. Das Aeußerliche dient ihm als bloße Anregung; er legt hinein, was er wünscht und was sein Gemüth am lebhaftesten erfüllt, und spricht so durch das Rauschen des Laubes zu sich selbst. So war's im tiefen Alterthume. Blicken wir aber auf Delphi hin, so ist hier das natürliche Moment des Orakels zu Dodona bereits verschwunden. Doch gab jenes zu Delphi nichts Positives, sondern gleichfalls Unbestimmtes und

Zweideutiges, nicht in Naturlauten, sondern in den Lauten der Menschenstimme. Die Pythia gab auf die Fragen in unbestimmten Sätzen Antwort, die mehrfach gedeutet werden konnten. Es ist dies eine falsche Auffassung, wie sie da gang und gebe ist, daß das delphische Orakel nur täuschen wollte; es lag dies ganz im Wesen des griechischen Geistes. Der Grieche hätte es nimmermehr geduldet, in fest bestimmten, gebietenden Sätzen Antworten von seiner Gottheit zu erhalten; er wollte nur die Anregung, die Entscheidung fand sein Geist, so nahe verbunden fühlte er sich mit dem Göttlichen.

Was den Mythus der Griechen betrifft, so finden wir in ihm keine festen allgemeinen Dogmen. Jedes Ländchen, jede Stadt hatte ihre eigenen Sagen und Mythen, und es brauchte lange Zeit, bis sich dieselben mit dem fortschreitenden Heranbilden des Nationalbewußtseins zu einem einheitlichen Ganzen gestalteten. So müssen wir auch die Iliade, die allgemein dem Homer zugeschrieben wird, nicht als das Werk eines einzelnen Dichters betrachten, sondern es ist erwiesen, daß die vielen zerstreuten nationalen Gesänge erst mit der Zeit gesammelt wurden, und daß durch spätere Einschiebung ganzer Stellen eine Art Zusammenhang erzweckt wurde, wodurch sie als ein Ganzes erscheinen. Die Göttergestalten, die in diesem Werke vor die Augen des Lesers geführt werden, stellen sich demnach als im Volke selbst entstanden dar. Sie sind nun ganz eigenthümlicher Natur. Gewiß ist es, daß jede Nation unter dem Göttlichen ein Unendliches versteht, das über jedwedes Denken und Thun des Einzelnen erhaben ist. Die Orientalen suchen es außer sich; die Götter sind Naturbestandtheile, und diesen wird göttliche Verehrung erwiesen. So waren Isis und Osiris der Egypter nichts Anderes als Egypten selbst Sehen wir zu den Griechen und nehmen wir nur den Zeus. In der ältesten Zeit war er nichts als der Gott des Gewitters und des rollenden Donners. Ja, noch im perikleischen Zeitalter, als schon griechisches Leben und nationale Cultur auf der höchsten Stufe sei-

ner Entwicklung stand, war es noch allgemein Sitte, nach dem Wetter mit: „Was macht Zeus?“ zu fragen. Aber Zeus, jener allgewaltige Donnerer des Homer, ist bald eine andere Gestalt geworden; das Roh-Physische an ihm ward kaum noch in Sagen angezeigt; er erscheint nun als edle Menschengestalt, aber in idealen Formen; das Natürliche verwandelte der Grieche zu dem, was er selbst war; er sah in seinem Gotte sich selbst. Diese Umwandlung der Göttergestalten geht so weit, daß allmälig selbst alles Außermenschliche verschwindet und die Gottheit nur in idealen Menschenformen erscheint. Der Kultus des Zeus, des Dionysos, Apollo und der Aphrodite wird immer herrschender, wodurch die Gottesverehrung zur idealen Menschenverehrung wird.

Opfer gab es in den älteren Zeiten allerdings; sie hören aber allmälig auf, und es tritt eine solche religiöse Feierlichkeit ein, die man vielleicht am passendsten den Kultus des Genius nennen könnte.

Wenn der Sieger in den olympischen Spielen eben so geehrt wurde wie ein Gott (sein Ruhm schallte durch alle Gauen von Hellas; ein Denkmal ward ihm gesetzt und sein Name mit goldenen Lettern in eherne Tafeln gegraben, um sein Andenken den Nachkommen zu erhalten), so haben wir darin nur die Verehrung des Menschlichen ausgesprochen. Bei diesen olympischen Spielen wurden nicht bloß gymnastische Geschicklichkeiten und andere körperliche Fertigkeiten, sondern auch wahre Kunstprodukte und große literarische Erzeugnisse, kurz das zur allgemeinen Anerkennung vorgestellt, worin des Griechen Cultur selbst bestand. Die Bezeichnung: „Spiele“ ist unrichtig; sie waren eine Art religiöser Festtage, eine Zeit, wo Alles ruhen mußte, wo der Grieche in seiner edlen Seite als Hellene leben wollte.

Es ist längst hergebracht, daß man die Religion der Hellenen die Religion der Schönheit nennt, im Gegensatze zu den Naturreligionen anderer Völker. Sie muß von zwei Gesichtspunkten aus betrachtet werden, einmal als die mensch-

lich organisirende Harmonie, im Gegensatze zu den Orientalen, die Alles durch rohere Massen bezeichnen wollten. Der Grieche gibt statt des Massenhaften seinem Zeus, Phöbos, seiner Aphrodite eine ideale Menschenform, und dieses Menschliche muß Alles auszudrücken im Stande sein, was der Indier durch seine Massen ausdrückt. Die zweite Seite ist: der Grieche strebt, sein Ideal, sein Göttliches, vollständig erscheinen zu lassen. Bei allen andern Nationen finden wir dagegen eine Art Dualismus zwischen dem Menschlichen und dem Göttlichen. Der Indier getraut sich nicht, seine Gottheit ganz zu verkörpern, so, daß nichts mehr im Begriffe zurückbleibt. Bei dem Griechen finden wir keine Allegorien, sein Ideal steht leibhaftig vor ihm. — Die erste Beziehung, daß der Grieche das Roh-Massenhafte, das bloß Natürliche fernhält, schlingt sich durch das ganze Culturwesen der Griechen. Wie auffallend ist es, beispielsweise, daß die Griechen in der Landschaftsmalerei und, wenn wir in's Gebiet des Literarischen schweifen, in der Naturbeschreibung gänzlich zurückblieben! Dem griechischen sinnigen Geiste war es unerträglich, ja nicht einmal in den Sinn gekommen, sich selbst zu verläugnen, bloß Natürliches zu geben, wie es ist. Ganz das Gegentheil finden wir bei uns. Wir haben Mangel an historischen Gemälden, dagegen der Landschaftsmalereien in Hülle und Fülle. Die alten Hellenen erzeugten bloß historische Gemälde. Dabei trägt alles Griechische das Gepräge einer erhabenen Einfachheit an sich. Zwar wurden in den ältesten Zeiten die griechischen Statuen bemalt, in Kleider gehüllt, ja an Festtagen in schönere und kostbarere gethan; mit der steigenden Entwicklung aber verliert sich dieses und stets einfachere Formen treten an die Stelle. Die Götterstatuen, die früher sämmtlich aus Holz, Elfenbein verfertigt, mit Gold und Silber reichlich ausgelegt wurden, wurden später aus dem ganz einfachen Marmor gemeißelt. Der Marmor mußte der Träger der erhabenen Idee des Künstlers werden, mußte vollständig ausdrücken, was in dem großen Charakter des

Griechen lag. Und in der That, die wenigen Reste der alten griechischen Statuen, die auf uns gekommen sind, rufen in uns das höchste Erstaunen hervor und zwingen uns zu der größten Bewunderung. Alle Künstler sind hierin einverstanden, daß in der Plastik die Griechen von keiner Nation erreicht worden sind, und wagen es gar nicht, die griechischen Meister nachzuahmen, weil es ihnen als unmöglich erscheint, mit so Wenigem so Vieles auszudrücken. Das zweite Moment, alles Ideale vollständig zu verkörpern, das ganze Jenseits in ein Diesseits zu bringen, zeigt sich auch darin, daß der Grieche nichts Geheimnißvolles duldet. Es könnte scheinen, daß diese Behauptung schlagend durch die griechischen Mysterien widerlegt werde. Wie man aber viel Unsinniges von dem Orakelwesen der Griechen fabelt, ist dies auch mit ihren Mysterien der Fall. Sie waren nicht etwa Anstalten, wo etwas Geheimnißvolles gelehrt wurde, sondern dem Erhalten des alten Naturkultus gewidmet. Die historischen Nachrichten sagen, Demeter und Dionysos seien darin verehrt worden, die Naturgottheiten waren. Es bezieht sich auch in den Mysterien Alles auf die Cultur des Bodens, Ackerbau und auf die Erhaltung der alten Sitte. Diese Reste erschienen den nun civilisirten Griechen als fremdartig und mysteriös. Daher der Umstand, daß die Griechen, als sie nach dem Oriente kamen, jeden Kultus, den sie kennen lernten, als Mysterien betrachteten, und nicht begreifen konnten, wie bloße Naturgottheiten dem menschlichen Geiste genügen konnten. Mit der Entwicklung der Cultur verschwanden auch die Mysterien und mit Recht sagt man, daß sie später öffentliches Geheimniß blieben. Wir dürfen hier auch den Umstand nicht übersehen, daß nicht alle Griechen gleich entwickelt da standen, daß immer Reste der Dorier, ja selbst der Pelasger zurückblieben, daher der Hellenen Culturzustände terassenförmig sich zugleich erhielten.

Wie der Grieche nichts bloß Objektives als das Mächtige anerkennen wollte, so ist er ebenfalls weit entfernt, et-

was bloß Subjektives als Erhabenes hinzustellen. Dies sehen wir daraus, daß Lyrik und Musik am wenigsten ausgebildet wurden, weil sie am wenigsten Objektives in sich fassen. Der Grieche mußte Alles thatsächlich haben. Die griechische Lyrik bestand nicht, wie bei uns, in einem Hinströmen der Fluthungen unserer Gefühle, nicht in sentimentalem Zerfließen derselben, sondern sie umfaßte heitere Gesänge, Lieder des Frohsinns, die zur Lyra abgesungen wurden. Vergleichen wir die Reste griechischer Lyrik mit dem griechischen Epos, mit ihren Dramen, ihrer Plastik und Architektur, so verschwinden sie fast wie Endliches vor Unendlichem. Homer's Ilias, was ist sie? Die alten Könige stellt sie in idealen Gestalten dar. Götter kommen zu den Menschen, leben und kämpfen mit ihnen; aller trennende Unterschied zwischen Mensch und Gott ist gefallen; Menschen sind Göttersöhne; der Mann, der Großes vollbringet, wird Heros, Halbgott, wird ihm gleichgestellt. Da sah der Grieche sich objektivirt, und solche Poesien sagten seinem Geiste zu. Daher rührt auch seine ungemeine Vorliebe zu dem Drama. Das Drama ist jene Kunstgattung, die das Ideale lebend durch Menschen selbst darstellen läßt. Eine Statue vermag das Ideale nur momentan, nach Einem Momente aufzufassen und wiederzugeben, aber das Drama äußert es in seiner vollsten Lebendigkeit. Daher ehrte es auch der Grieche mit religiöser Pietät. Es ging auch aus dem religiösen Kultus des Dionysos hervor, und gestaltete sich zur echten Kunstgattung, als es sich vom Dienste des Religiösen losgelöst hatte.

Auf diese Art suchten die Griechen alle Schätze des Menschengeistes ideal vor sich zu sehen; sie bestrebten sich, die gesammte Welt um sich zu verklären, in einer idealen und doch wirklichen Welt so heiter hinzuleben, wie ihre Götter im Olympe. Der innere Reichthum sollte sich mit dem äußerlichen so vermählen, daß eine völlige Verschmelzung unsichtbar erfolgte. Dieses Streben erscheint bei den Hellenen in einer doppelten Form, nach der Beschaffenheit des dorischen und

des jonischen Geistes. Bei den Doriern nimmt es mehr den Charakter ernster Würde, bei den Joniern den einer gefälligen Anmuth an. Dies Bestreben gibt sich in allen Zweigen des griechischen Lebens kund. Um dies im Kleinen und im Großen zu zeigen, machen wir auf den Unterschied dorischer und jonischer Säulen, und dorischer und jonischer Staatsverfassung aufmerksam. In beiderlei Formen weht aber im Gegensatze zum Orientalismus echt hellenischer Geist. Gehen wir nochmals die Stufen der Cultur durch und fangen gleich beim Untersten an. Sehen wir 1. auf die hellenische Auffassung der Natur. Der Grieche sah in dem Bache die Welle tanzend auf und nieder wogen, sie wurde ihm zur Najade; das Leben in den Bäumen wird ihm zur Dryas; die Berge bevölkert er mit Oreaden; das sinnverwirrende Tosen der Meeresbrandung wird in seiner Fantasie zur sangverlockenden Syrene. Er ist nicht im Stande, einen Blick in die Natur zu werfen, ohne das Menschliche darin zu finden. Daher finden wir bei keinem Volke wieder so viel poetische Auffassung, wie bei den Griechen. 2. Des Hellenen Göttervorstellungen sind Menschenideale. Aber das sinnig Aufgefaßte mußte Körper, mußte sinnenfällige Wirklichkeit haben und erhalten, der Grieche liebte keine Welt blos des Möglichen und Abstrakten. So lag es dem Griechen daran, seine Poesien im Munde des Volkes leben zu sehen; zur edlen Erziehung gehörte es z. B., die ganze Iliade zu kennen. Dasselbe ist bei den Nationalspielen der Fall. Hier sah der Grieche Alles verwirklicht vor seinen Augen, was anregend in seinem Geiste lag. Fremde durften sie nicht besuchen, durften nicht mitringen. 3. Blicken wir auf die Kunstwerke hin, so finden wir das Gesagte wiederholt bestätigt. Das Drama mußte sogar lebend das Ideale darstellen. Die Komödie hatte zu ihrer Haupttendenz nicht die Belustigung; ihre Hauptaufgabe war, durch Darstellung der Verkehrtheiten des Lebens auf das Ideale desselben hinzuweisen. Einzig groß steht in dieser Hinsicht Aristophanes da, der das Verkehrte im Familien- und im Staatsleben lächer-

lich machte, und auf die Veredlung hinarbeitete. Daher hatte die Komödie mit den eigentlichen Dramen gleichen Werth.

Dasselbe Streben, daß der Geist über Alles herrsche, zeigt sich auch 4. in der Wissenschaft. Die Wissenschaft ist immer eine Art Eroberung. Was wir nicht kennen, darauf können wir nicht einwirken. Die Kenntniß ist eine Macht, die sich das Fremde unterwirft. Die Griechen waren das erste Volk, das sich besonnen und tief die Fragen stellte: „Was ist die Natur?“ „Was war vor uns?“ Einzelne Männer fanden sich zwar auch bei den Orientalen vor, die ein ähnliches Streben beseelte, aber es kam nie dahin, daß das Volk als Volk an solchen Forschungen Theil nahm. Bei den Griechen aber zeigt sich dies Bemühen allgemein, sie gaben sich dem zu Folge den ernstesten Studien hin. Sie begnügten sich nicht mit bloßen Mythen, wie die Orientalen; verständig fragten sie: „Was ist die Natur? — Sind die vielen wandelbaren Formen wirklich streng verschiedene Formen, oder liegt allen Dingen eine und dieselbe Substanz zu Grunde?“ Thales gelangte in seinem tief denkenden Forschen zu dem Resultate, das Feuchte sei die Substanz alles da Seienden; dessen größere oder geringere Verdichtung gebe den Dingen ihre mannigfachen Formen. So stand es auch mit der Geschichtsschreibung. Der Grieche fühlte wohl, daß seine Zustände in der Vergangenheit wurzeln, und stellte sich daher frühzeitig die Frage: „Was war vor mir? und was ist außer mir?“ Die Orientalen haben wohl auch eine Art Geschichte, aber in so viele mythische Ausschmückungen gehüllt, daß der verständige Forscher Mühe hat, daraus den Kern der Wahrheit aufzufinden. Bei den Griechen ist es ganz anders. Wie des Hellenen Kunstwerke einfach und doch vollständig sind: so sind auch seine wissenschaftlichen Fragen und deren Beantwortungen. Wir sehen Herodot herumreisen, fremde Sitten und Gebräuche beobachten, die Zustände anderer Nationen kennen lernen. Als er nun in den olympischen Spielen seine ersten Bücher las, brach ein allgemeinre

Jubel aus. Der Grieche sah verwirklicht vor sich, wonach er schon längst ein eifrig Sehnen trug, was er zu wissen längst anstrebte. Hätten die Griechen nicht ideale Formen ihrer Götter Alle in ihrem Gemüthe gehabt, Homer hätte bei ihnen keine solche Anerkennung gefunden.

Wir finden bei den Griechen einzig in ihre Art Philosophie. Die Orientalen hatten sie zwar auch, aber in der Form der Religion. Sie suchten sich zwar auch auf die Fragen: Was bin ich? Was ist mein Zweck? rc. Antwort zu geben; aber sie konnten theils nicht weiter, theils wurde es ihnen als etwas Positives gegeben. Im vernünftigen Erkennen bildete der Grieche sich eine Welt- und Lebensansicht, und vervollkommnete sie zu einer solchen Höhe, daß nur die deutsche Philosophie der neuern Zeit sich ihr an die Seite stellen kann. Welche Tiefe finden wir bei Plato und Aristoteles! — Die Ueberreste ihrer Werke sind für uns Schätze von gleicher Bedeutung wie die Ueberbleibsel der griechischen Kunstwerke. Je mehr sie erforscht wurden, desto mehr Neues, Schönes und Wahres wurde entdeckt. Alle griechischen Wissenschaften aber, und auch die Philosophie, entwickelten sich aus sehr geringen Uranfängen. Vergleichen wir die Forschungen des Thales, der frägt, ob die Dinge wirklich der Materie nach verschieden sind, mit der Höhe des Wissens eines Aristoteles, so finden wir dabei die Endpunkte einer bemerkenswerthen Stufenleiter fortschreitender Entwicklung.

Nachdem wir jetzt dergestalt die Beschaffenheit der griechischen Cultur geschildert hatten, wird es kaum nothwendig sein, den Einwurf zu widerlegen, daß die Griechen die Grundbestandtheile ihrer Cultur von fremden Nationen entlehnt hatten; man nennt da das benachbarte Thrakien, den Orient, Phönizien. Man hielt lange Zeit an dieser Ansicht fest; heutzutage ließ man sie aber fallen und dies mit Recht, da sich das Ungereimte derselben schlagend nachweisen läßt. Es sind ja alle Urbestandtheile der griechischen Cultur so einfach, daß es als kaum möglich erscheint, daß sie aus fremden Länder-

theilen dahin verpflanzt werden konnten. Kennen wir bei den Egyptern und den Orientalen eine solche Einfachheit, wie bei dem Orakel zu Dodona? Wie einfach sind die ältesten Kunstgestalten, wie einfach die Götterformen selbst! (Hermen, Steinpfeiler). Der Ursprung lag im Volke der Griechen selbst; und wenn dieses erzählt, daß Dädalos erst die Statuen gehen gelehrt habe, d. h. daß die Künstler allmälig dahin kamen, an den Statuen Hände und Füße frei zu machen, so ist dies ein Grund mehr für unsere Behauptung. Die Dramen entstanden ja aus dem Chorgesange beim Feste des Dionysos, das zur Zeit der Weinernte gefeiert wurde. Und wie einfach erhaben ist die Geschichte des Herodot! Die Erhabenheit des Aristoteles und Plato wurzelt in der Einfachheit des Thales, andererseits in den sieben Weisen Griechenlands. Unter diesen sieben Weisen verstehe man nicht etwa Gelehrte oder gar Schulphilosophen in späterem Sinne; die Griechen nannten einen jeden Denker, einen jeden praktisch Geübten einen Sophos, einen Weisen, Wissenden, Intelligenten. Vergebens fragt man nach den Namen dieser Weisen. Nicht 7 allein, 17 finden sich vor. Sie sind Männer gewesen, die zuerst anfingen, sich vom Positiven loszulösen, und selbstständig zu forschen und zu denken. Was ist's nun, das uns von ihnen überliefert wurde? Sprüche. Diese Sprüche enthalten für uns keine besondere Weisheit und erscheinen uns als etwas ganz Bekanntes; z. B.: „Halte stets die Mitte fest," „Hilf Jedem aufladen, nicht ohne Bedenken aber abladen," „Gesetze sind Spinnweben gleich." Wir, die wir an derlei allgemeine Sätze gewöhnt sind, entdecken in ihnen nichts Neues, aber die Griechen erfreuten sich an ihnen, als den selbsterworbenen Regeln erfahrener Männer, die sie aus dem Schatze ihrer Erlebnisse abstrahirt hatten. Aber sollte an diesen Kultur-Einwanderungen, von denen uns die Geschichte erzählt, gar nichts sein? Freilich müssen wir gestehen, daß, was Gewerbfertigkeit anbelangt, die Griechen von den Fremden Manches genommen haben mochten (Telchinen-, Kureten-Mythen rc., die

in Kleinasien verehrt wurden, und die auch in Griechenland einheimisch waren, bestätigen es). Es sei auch zugestanden, daß das griechische Alphabet dem phönizischen nachgebildet worden ist: aber das eigentliche Wesen ihrer Cultur, die Sinnigkeit und die Selbstständigkeit derselben, das Schöne und Erhabene ihrer Kunstwerke, das Tiefe und Umfassende ihrer Wissenschaften, das Freie und Harmonische ihres öffentlichen Lebens haben sie nur ihrem eigenen fortbildenden Schöpfungsgeiste zu verdanken, schon aus dem einfachen Grunde, weil es sonst nirgends so in der ganzen Welt war und bisher noch nirgends ist.

Fünfzehnte
culturhistorische Vorlesung.

Gehalten am 29. April.

(Grundzüge dorischen und jonischen Lebens. Oligarchen und Tyrannen. Athenische Republik. Perikles der Olympier. Emancipation des weiblichen Geschlechtes. Bruch im hellenischen Leben. Macedoniens Oberherrschaft.)

Im politischen Leben der Hellenen finden sich alle Kulturmomente konzentrirt. Wir müssen vor Allem im Auge festhalten, daß Griechenland nie Einen Staat bildete; das Prinzip der Individualität, war auch in der Staatsform durchgeführt, so daß Griechenland in eine große Menge unabhängiger Staaten zerfiel, die nur durch das nationale Bewußtsein zusammenhingen, doch geschieden waren in den Gegensatze des dorischen und des jonischen Charakters. Der Dorische repräsentirte das Alterthümliche, das Konservative; der jonische das der fortschreitenden Bildung. Für die konservative Richtung dient Sparta, für die progressive Athen als Muster. Die spartanische Verfassung ist an den Namen Lykurgus (884 v. Chr.) geknüpft, sie dauerte durch volle 800 J. und zwar ungeschrieben als Sitte. Wir finden hier vor Allem das Volk in drei Hauptklassen geschieden; die erste war die der Sklaven. Sklaven finden wir überhaupt bei allen Völkern des Alterthums; eine totale Gleichberechtigung kannten sie nicht. In Sparta hießen sie Heloten und waren von allem politischen Leben ausgeschlossen. Die zweite Klasse war die der Periöken, die um die Stadt Wohnenden. Sie waren nur halb berechtigt; besaßen zwar eine Art Grundeigenthum; dieses war aber so gering, daß sie gezwungen waren, sich meist den Gewerben zuzuwenden. Die dritte Klasse bildeten die

eigentlichen Spartaner oder Lakedämonier. Sie waren vollkommen berechtigt. Die Volksversammlung hatte die oberste Leitung und Macht. Sie wählten aus ihrer Mitte einen Rath von acht und zwanzig Alten oder Geronten. An ihrer Spitze standen zwei Könige, diese waren Sprößlinge der Herakliden noch aus dem Heroenalter her. Im Frieden hatten sie zwar sehr wenig Bedeutung; im Kriege aber ward ihnen die vollste Macht eingeräumt. — Als Lykurgus diese Verfassung gab, zählte man zu Sparta 9000 eigentlicher spartanischer Familien. Er gab dem gemäß das Gesetz, daß das gesammte Land in neun Tausend Loose in gleichen Theilen getheilt wurde, wovon jede Familie eines bekam, nicht aber als Privat-, sondern als Nutzeigenthum; denn der eigentliche Besitzer blieb der Staat. Die individuelle Freiheit war in Sparta sehr eingeschränkt, auch rücksichtlich des Familienlebens. Nur sechs Jahre durfte das Kind in der Familie bleiben; von da an ward es Staatseigenthum und öffentlich erzogen. Schwächliche Kinder wurden ausgesetzt. So trägt Sparta's Verfassung an sich den Anstrich des Rauhen, oft Grausamen, weil Eine Grundtendenz ihr zu Grunde liegt, nämlich Alles dem Staate zu unterordnen. Daher waren die Spartaner als Krieger allerdings sehr berühmt. Es steht in der Weltgeschichte kein Staat, kein Volk da, in dem die Subordination so gehandhabt worden wäre, wie in Sparta. „Siegen oder sterben" war das Losungswort eines jeden spartanischen Kriegers. Es kam in Sparta so weit, daß öffentliche einfache Mahlzeiten gehalten wurden, damit ja Keiner von dem Andern etwas besonderes hätte. So war auch in Sparta in der ältesten Zeit das Geld verbothen; schwere große eiserne Münzen wurden eingeführt, Alles zu dem Behufe, den Verkehr mit auswärtigen Nationen zu hemmen und das nationale Element rein zu erhalten. Kein Haus durfte anders, als mit der Axt gebaut sein. So suchten die Spartaner äußerlich die Sitteneinfalt zu erhalten; um die Einfachheit ihres Innern zu weisen braucht man nur auf die einfachen sogenannten

lakonischen Antworten hinzudeuten. Sehen wir nach Athen, so weht uns ein ganz anderer Geist entgegen. Auch hier finden wir ursprünglich eine Basileia, aber die Adelsgeschlechter selbst führten den Sturz der Könige herbei. Eupatriden genannt, lenkten sie nun selbst das Volk der Athener. Diese aber besaßen zuviel Selbstgefühl, als daß sie sich einer aristokratischen Willkührherrschaft fügen sollten; sie forderten geschriebene Rechte, eine Art Charte. Die Eupatriden reichten ihnen Drakon's Gesetzgebung. Erst Solon, selbst ein athen. Eupatride, brachte ungefähr 600 J. vor Chr. eine Verfassung zu Stande, die eine Ausgleichung zwischen dem Volke (Demos) und der Aristokratie zuwege bringen sollte. Die oberste Staats-Gewalt wurde der Volks-Versammlung eingeräumt. Die Besetzung der Aemter sollte aber nicht unbedingt geschehen. Solon nahm demzufolge einen Vermögens-Census vor, nach dem er das Volk in vier Klassen theilte. In die erste wurden alle jene Bürger gereiht, die nach unserem Münzfuße etwas mehr als 1500 fl. Steuer zahlten. Diese Klasse bestand meist aus Eupatriden und genoß die meisten Vorrechte. In die letzte Klasse gehörten diejenigen, die keine Steuer zahlten, die Proletarier, welche des ungeachtet nicht ohne alle Rechte blieben. Aus den Eupatriden wählte das Volk neun Archonten, welche die Aemter getrennt verwalteten, wie einst der König ungetrennt. Auch der Areopag mußte aus den Adelsgeschlechtern zusammengesetzt werden. Er war eine Art Sittengericht, das nicht bloß die Sitten der Privaten überwachen, sondern auch für die Erhaltung der Verfassung Sorge tragen sollte. Die demokratischen Elemente der solonischen Verfassung bestanden in Folgendem: die Volksversammlung wählte einen zweifachen Ausschuß. Der erstere, der große Rath, Bule genannt, bestand aus vierhundert Mitgliedern, welche die politischen Angelegenheiten des Staates leiteten. Diese wählten aus ihrer Mitte die Prytanen, welche die laufenden Geschäfte, die Kurrentien zu besorgen hatten. Der zweite Ausschuß wurde gewählt rücksichtlich des gerichtlichen Verfahrens.

Die Archonten führten aber bei demselben das Präsidium. Im Gegensatze zu Sparta war das Familienleben der Athener frei. In seinem Hause war jeder Bürger Herr, da gab es keine Beschränkungen des Eigenthums, wie sie in Sparta stattfanden; das Eigenthum war kein Staats-, sondern Privateigenthum.

Diese in Kurzem geschilderten Verfassungen enthalten die Grundzüge aller andern griechischen Staatsformen. Es erhielte sich die dorischen meist in Großgriechenland, die jonischen meist in Kleinasien, weil im ersteren Lande Dorier, im letzteren Jonier der Mehrzahl nach ansäßig waren.

Wir dürfen nicht wähnen, daß Athen nach der Feststellung der politischen Zustände durch die Solonische Verfassung (wie überhaupt auch die andern griechischen Staaten nicht) ungestörter Ruhe genoß. Ohnehin zielte dieselbe mehr darauf ab, eine Versöhnung zwischen beiden Parteien zu bewerkstelligen; sie faßte aber des Aristokratischen noch zu viel in sich, als daß sie dem Demos ganz behagen sollte; in seinem regen Geiste strebte er nach volksthümlicherer Gestaltung derselben. Daher ist die alte athen. Geschichte ein ewiges Pulsiren zwischen diesen zwei Polen, dem aristokratischen und dem demokratischen Elemente; so zwar, daß theils die Aristokraten sich erhoben und zum politischen Uebergewichte gelangt, als Oligarchen den Demos terrorisirten, anderseits aber das niedere Volk Männer aus dem Adelsgeschlechte für seine Seite gewann, Männer welche die Sache des Volkes gegen die Uebergriffe des Adels verfochten und Demagogen genannt wurden. Warum mußte es aber ein Eupatride sein? Weil die Eupatriden den Güterbesitz in ihren Händen hatten und weil sie aus diesem Grunde die Mittel besaßen, nachhaltig zu wirken. Solche Männer, zur Herrschaft gelangt, hießen auch Tyrannen, nicht aber in der Bedeutung grausamer Wütheriche, sondern Männer, die sich durch Revolution an die Spitze des Volkes geschwungen hatten. Diese Tyrannen waren meist von allen Kultur-Momenten des griechischen Lebens umgeben. In fast königlichem Glanz

gehüllt, blüthe an ihren Sitzen Kunst und Wissenschaft. Doch schien auch dies Verhältniß dem griechischen Charakter nicht zuzusagen, daher gab sich bald das Bestreben kund, gegen die Tyrannenmacht anzukämpfen, um zu vollständigen republikanischen Formen zu gelangen. Hauptsächlich wurde dies in Athen durch Kleisthenes durchgeführt. Die aristokratischen Elemente in der solonischen Verfassung sollten entfernt werden und dies nach folgenden vier Punkten. Erstens. Der große Rath sollte vermehrt werden; an die Stelle der Vierhundert traten Fünfhundert, die von dem Volke selbst ohne Rücksicht auf Stand und Vermögen gewählt werden sollten. Hierdurch ward die Macht faktisch in die Hände des Volkes geliefert, da dieser Rath alle politischen Angelegenheiten des Staates lenkte. Zweiters. Das Volkselement sollte durch die Aufnahme der Periöken ins vollberechtigte Bürgerthum vermehr werden. Dies war ein Punkt, der später zum Verderben des Staates ausfiel, weil durch diese Maßregel immer mehrere fremdartige Bestandtheile in das Staatsleben kamen, wodurch sich der rege jonische Typus der Athener immer mehr verflachte endlich ganz erlosch. Drittens. Sollte die Gleichberechtigung Aller dergestalt durchgeführt werden, daß die Befähigung zu den Staatsämtern nicht mehr durch persönliche Wahl, sondern, durch das Loos entschieden werden sollte. Dies war ein Griff, der zuweit ging, indem er über die persönliche Tauglichkeit hinausging, der Alle auch numerisch gleich machte. Viertens. Um jedes Ueberheben von äußerer Seite zu beseitigen, führte Kleisthenes das Scherbengericht, den Ostrakismos ein. Jeder, der durch Geldmacht oder persönliche Vorzüge über die Andern hervorragte, sollte durch die Volksversammlung auf eine gewisse Anzahl Jahre verbannt werden. Doch gereichte eine solche Verbannung demjenigen, den sie traf, keineswegs zur Schande.

Den letzten Stein zu dieser demokratischen Verfassung legte Aristides, der Gerechte, dadurch, daß er die Verfügung durchsetzte, daß auch die Archonten aus der Mitte des Volke

gewählt werden durften. So ward die solonische Verfassung gänzlich in eine republikanische verwandelt. Der jonische Geist und äußere Verhältnisse waren es, die Athen auch rücksichtlich der andern griechischen Staaten das Uebergewicht in die Hand legten. Das schrankenlose Umsichgreifen der persischen Groß-könige fand an den freiheitsliebenden griechischen Kolonien in Kleinasien unerwartet den heftigsten Widerstand. Als der Hilferuf der Hartbedrängten in Hellas und im Pelopones erschallte, versagte Sparta seinen Beistand; denn es fühlte recht wohl, wie sehr der jonische Geist dem einheimischen dorischen entgegengesetzt war. Aber die Jonier säumten nicht ihren Brüdern die schleunigste Hilfe zu senden. Von den ewig denkwürdigen Perserkämpfen will ich hier schweigen. Einzelne griechische Staaten sollten zum Behufe des Seekrieges Flotten liefern. Die Ausrüstung dieser Flotten erschien aber als zu kostspielig und es wurden dafür Geldbeiträge in die Bundesgenossenkassa zu Delos geleistet. Hierdurch strömten nach Athen, das Flotten und Mannschaft hergab, ungeheure Massen Geldes, wodurch es diesem Staate leicht ward, seine Hegemonie über die meisten Staaten Griechenlands zu begründen. So war Athen sowohl innerlich als äußerlich am weitesten vorgeschritten. Aber den Höhepunkt seiner Macht, seines Glanzes und seiner Größe erreichte es unter Perikles. Dieser Mann steht in der Welt- wie in der Kulturgeschichte einzig seiner Art da. Kein Mensch hat ein so erhabenes, ein solches Götterleben geführt wie er; es nannten ihn die Griechen auch nicht anders als Perikles, den Olympier und priesen sein Zeitalter als das goldene. Und in der That, wenn wir seine Macht, seinen Charakter, die Größe und Erhabenheit seiner Absichten und Pläne, seine Staatsweisheit und seine übrigen Eigenschaften betrachten, so können wir nur beistimmen. Die gesammte griechische Kultur spiegelt sich in ihm dem Einzigen konzentrirt wieder. Er war Heros, ein lebendes Kunstwerk, ein Ideal der Menschheit, mit ungeheuerr politischer Macht ausgestattet: Monarch und Demokrat in einer

Person. Er lenkte das athenienſiſche Volk durch athenienſche Kultur. Selbſt Künſtler, umgab er ſich mit Männern, welche die Kunſtgeſchichte mit Staunen nennt. Ich nenne nur den Phidias, jenen Meiſter des herrlichen olympiſchen Zeus, von dem die Griechen erklärten, derjenige verdiene nicht gelebt zu haben, der dieſe göttliche Statue nicht geſehen habe. Wir finden unter Perikles bereits das Merkwürdige, daß die Kunſt ſeiner Zeit ſchon emanzipirt iſt vom Dienſte der Religion. Perikles fing an, ſie auf die Staatszwecke anzuwenden. Die ſtolze Burg Akropolis, (die Propyläen,) das herrliche Odeon, die zahlloſen Säulenhallen ꝛc., die er alle gebaut hatte, beſtätigen das Geſagte. Unter ihm trat die griechiſche Kunſt in ihre zweite Epoche. Der Zeitgeiſt iſt ein anderer geworden, der gebildete Grieche wurde Freidenker. Die Götter verloren ihre Bedeutung, als des Olympes Höhenbewohner, und wurden nur noch von der Seite ihrer Schönheit verehrt. Wie Phidias als Künſtler, ſo ſtand Anaxagoras als Denker dem Perikles zur Seite. Anaxagoras war der Erſte, welcher den Satz ausſprach: „Gott iſt ein Geiſt,“ die niedere Volksklaſſe, die an Bildung noch zurückgeblieben war, verſchrie ihn als Atheiſten, verbannte ihn und nur das Anſehen des Perikles rettete ihn vom Tode. Betrachten wir den Perikles als Menſchen, ſo ſehen wir an ſeiner Seite die reizende Aspaſia aus Milet. Was Perikles als Kultur-Mann war, das war Aspaſia als Weib. Das freie athen. Leben hat das weibliche Geſchlecht in Athen bereits zur Emanzipation entwickelt, wie ſie das moderne Frankreich namentlich anſtrebt. Das Familienleben, das in der älteſten Zeit, wo das Weib ohne alle Vorrechte als bloße Privatperſon in der Zurückgezogenheit lebte, hat mit dem Fortſchreiten der Kultur ſeine zwängenden Feſſeln entſtreift und das Weib erſcheint nun auf dem Schauplatze öffentlicher Kultur-Thätigkeit. Die gebildetſte Klaſſe der athenieniſchen Frauenwelt erſcheint in der Form von „Freundinen,“ „Hetären.“ Sie lebten dem öffentlichen Leben. Selbſt ein Sokrates hat es ſich als ein Glück geſchätzt, in ihrer Nähe zu

weilen. Wir dürfen hier nicht zu asketisch urtheilen. Aspasia wurde ihrer hervorragenden glänzenden Eigenschaften wegen fast ebenso geehrt, wie Perikles. Alle politischen Angelegenheiten wurden von ihnen gemeinschaftlich gelenkt. Bedenken wir nun, daß Perikles trotz dem Umstande, daß der freiheitsglühende Athener alle Bevörmundung verabscheute, sich vierzig Jahre lang an der Spitze des Staates erhielt, so können wir auf die Größe seines Geistes und auf die Erhabenheit seiner Eigenschaften schließen. Er war übrigens so sehr Demokrat, daß er, um es ja jedem Athener möglich zu machen, an den öffentlichen Staatsämtern Theil zu nehmen, den Richtersold einführte. Freilich war dies eine Seite, die bald gemißbraucht wurde und sich mit der Folge als verderblich erwies. Ja, Perikles suchte, vollster Würdigung der Macht, die dem Kunstleben zu Grunde liegt, jedweden Kunstgenuß auch dem Volke zugänglich zu machen. Damit der ärmere Bürger den Darstellungen der Dramen beiwohnen konnte, setzte er ihm ein Theorikon, ein Schaugeld, auf Staatskosten aus. Jenen streng gezogenen Vermögensunterschied des Solon suchte er ganz zu beseitigen.

Das war die blühendste Epoche des griechischen Staatslebens. Großartig steht als der Träger, als der Repräsetant seines Zeitgeistes Perikles da. Aber nach seinen Tode sank diese Blüthe mehr und mehr. Nur ein Geist, wie Perikles, vermochte die verschiedenartigen Parteien mit deren entgegengesetzten Tendenzen zusammen zu halten. Nach seinem Hinscheiden aber brachen die einander widerstrebenden Elemente los und bekämpften sich wechselseitig im verheerenden Aufruhr. Das Moment der Gleichberechtigung verflachte sich in nationale Abgestumpftheit, die Freiheit in einen niedrigen Egoismus. Während der Athener der älteren Zeit sich als das Glied seines Staates fühlte, während er Alles auf den Staat bezog, und jeden Augenblick bereit war Gut und Blut für denselben hinzugeben: strebt der Athener der nachperikleischen Zeit seinen kleinlichen Zwecken nachzukommen; das Staatsbewußtsein

verliert sich; der Privatvortheil überwiegt den Staatsvortheil, das Verhältniß kehrt sich um. Es läßt sich dieser Bruch nach allen Seiten durchführen. Die Emanzipation des weiblichen Geschlechtes verliert das Edle, das es früher in so reichlichem Maße besaß; sie wird zur Zügellosigkeit. Fremde Elemente nahmen immer mehr überhand und verdrängten mehr und mehr den jonischen National-Charakter. Sykofanten, öffentliche Zuträger, waren so zahlreich verbreitet, daß nicht einmal das innere Familienleben davon sicher blieb. Aristophanes geißelt diese eingerissenen Mißbräuche auf die eindringlichste Weise. Die Kunst widmet sich Privatzwecken. An die Stelle der alten prunklosen Wohnungen traten Privat-Prachtbauten, Kleiderluxus und Verschwendung riß immer mehr ein. Das Proletarität wurde stets mächtiger. Dasselbe Ableben finden wir auch in der Wissenschaft. Während Herodot und auch Thukydides unvergleichlich da stehen, wird Xenophon ganz ungriechisch und schildert die persischen Zustände als ideale. Vergleichen wir die Dramen des Euripides mit jenen des Sophokles, so finden wir die erstern, dem Werthe nach, gesunken. Nicht mehr weht uns daraus jener frische Geist entgegen, er ist kalten wissenschaftlichen Reflexionen gewichen. Die Komödie kam immer mehr in Mißkredit. Sie durfte nicht mehr öffentliche Personen persönlich geißeln und verlor sich in immer größeren Abstraktionen. Am deutlichsten zeigt sich dieser Bruch in der Redekunst und in der Philosophie durch die Sophisten. Sie waren getragen von der Zeit; sie sprachen: der Mensch sei das Maß von Allem, nicht das Orakel oder das Staatsgesetz. Wie der Mensch sich das Leben vorstelle, so sei es. Das Innere des einzelnen Menschen sei das Leitende, das Gesetzgebende. Sie traten als Redner auf und priesen sich, das Böse als gut, das Gute als böse schildern zu können. Da sehen wir eine Art wissenschaftlichen Egoismus, einen gewaltigen Bruch mit dem besseren griechischen Geiste. So giebt sich dieser Bruch auch im politischen Leben kund, namentlich im peloponesischen Kriege, der ein Kampf

war zwischen den griechischen Stämmen untereinander. Mit dem Schwinden des National-Bewustseins verlor sich auch die Kraft und nach der Beendigung der peloponesischen Kriege stehen nicht mehr Hellenen da; an ihre Stellen tritt eine Art noch ungegorner Mischlingsnation, die jenes herrlichen altnationalen Lebenscentrums ganz entbehrt. So war denn das benachbarte Makedonien im Stande Griechenland zu unterwerfen, jenes Griechenland, das einst in seiner stolzen Kraftfülle den Millionen orientalischer Söldner getrotzt hatte. Die Makedonier waren ein rauhes aber kriegslustiges Volk. Nur Wenige unter ihnen besaßen griechische Bildung. Ihr König Philipp (359 v. Chr.) ein Mann von großer Bildung aber von der größten Schlauheit und Hinterlist, hat längst eroberungslustig in die Gefilde von Hellas herabgeblickt. Der Staaren Zwietracht rief seine Hilfe herbei. Philipp kam, aber Griechenlands freinationales Leben war auf ewig dahin! In seiner schlauen Politik behielt Philipp den griechischen Typus republikanischer Formen bei, wußte aber unter dieser äußern Hülle seine egoistischen Zwecke nur zu wohl zu verbergen. Um dem Volk zu imponiren, verhieß er ihm den Sieg über dessen Erbfeind, die Perser, und ließ sich demzufolge zum griechischen Oberfeldherrn erwählen. Daß es erst seinem Sohne, dem großen Alexander (336 v. Chr.) gegönt war, diesen Plan auszuführen, wissen wir aus der Geschichte. Bevor wir jedoch dieser Wendung der Dinge, welche in dem ganzen Kulturleben der meisten damals lebenden Völker eine ungeheure Veränderung hervorbrachte, nähere Aufmerksamkeit schenken, müssen wir noch einen Blick auf die Römer werfen.

Sechszehnte
culturhistorische Vorlesung.
Gehalten am 6. Mai.

(Die Zeit der Gründung röm. Cultur. Uibergang des Königsthums in das Konsulat. Kämpfe der Patricier und Plebejer; des Geburts-Adels mit dem Geld-Adel, des Geldadels mit den Bureaukraten, der Nobiles mit den Populares. Marius und Sulla. Die Triumvirate. Fall der römischen Republik. Octavianus Augustus Alleinherrscher. Das Römerreich als ein Völker- und Cultur-Aggregat. Römische Culturmomente. Die römische Emancipation der Frauen. Die Kaiserzeit. Alexander und Aristoteles. Die althellenische Volkscultur soll im Oriente Weltcultur werden und wird Hof-Cultur. Der Hellenismos. Culturbedeutung der punischen Kriege mit Rom. Fall Karthago's und Korinth's. Aeußere Größe des Römerreiches.)

Die schöne Zeit der Kulturgeschichte, wie sie sich in Griechenland vor unsern staunenden Augen aufgerollt hatte, haben wir schon längst verlassen als wir mit Alexander dem Gr. den hellenischen Boden verließen. Auf orientalischem Boden kamen wir in Perioden kriegerischen Ernstes und traurigen Nationalunglückes, wie wir sie in der Geschichte immer wieder finden. Schon die Begebenheiten des römischen Reiches sind ernst und entbehren ganz jenes heiteren Widerscheins, wie er uns in der Betrachtung der griechischen Volkszustände entgegengeglänzt hatte. So großartig, so welterschütternd auch jene auftauchen mögen, so wehen sie uns, auf dem Staatspunkte kulturhistorischer Betrachtung kalt und düster an. Ich will hier der großen Kriege Roms um die sogenannte Weltheerschaft gar nicht erwähnen und nur die Aufmerksamkeit

auf die innern Kultur-Kämpfe des römischen Staates hinleiten, weil sich aus denselben auf das Wesen der römischen Kultur am sichersten schließen läßt. Wenn wir uns mit der Zeit der Gründung Roms orientiren wollen, so finden wir, daß sie ungefähr hundert Jahre nach Lykurgos und hundert Jahre vor Solons Gesetzgebung stattgefunden hatte. Auch in Rom schlingt sich als Hauptmoment des innern Staatslebens ein fast unabgesetztes Ankämpfen der Volkspartei gegen das aristokratische Element durch den bei weitem größeren Theil seiner Geschichte fort. Wohl wurde das röm. Königthum wie die griechischen Basileien in Republiken verwandelt, wohl wußte die Plebs ihren Prinzipien immer größere Geltung zu verschaffen; wohl gelang es ihr, sich gleichberechtigende Institutionen im Familien- und im öffentlichen Leben zu erringen: aber zu jener Freiheit, wie sie der darnach glühende Grieche zu erstreben wußte, hat sie sich niemals aufgeschwungen. Es lag schon in dem Charakter des Römers ein innerer Widerspruch. Der Grieche war gleichsam aus Einem Guße geformt; er fühlte sich als reinen Hellenen und entwickelte aus seinem kräftigen Nationalgeiste die herrlichsten Kulturblüthen. Dieser Begünstigung hatte sich der Römer, zu dessen Dasein verschiedenartige Volks-Elemente gleich Anfangs beigetragen hatten, nicht zu erfreuen. Sein pelasgischer Antheil stand dem etruskischen kulturhistorisch weit nach, wodurch es denn geschah, daß dieses in dem römischen Staatsleben Anfangs entschieden vorwaltete, und die Veranlassung zu der bevorzugten Klasse der Patrizier bildete, der sich die Klasse der Plebs unterwerfen mußte. Das pelasgische Element ist aber in der Kulturgeschichte darum so wichtig, weil es einzig in seiner Art nach der Geltendmachung individueller Freiheit von Innen aus strebt. Es war bei dem entstehenden Römerreiche die allgemeine Kulturfähigkeit, das etrurische Element aber allerdings schon Kulturwirklichkeit, aber eine erstarrte, unlebendige. Darum war schon hierin ein beständiger wechselseitiger Kampf ausgesprochen, der auch in der

Geschichte als Kampf zwischen der Plebs und der Aristokratie auftrat. Er erstreckte sich nicht allein auf das Ringen um die politische Gleichberechtigung, sondern er zielte auch auf die Religion und das Familienleben, das durch Untersagung des Konnubiums unter beiden Parteien streng geschieden war. Das pelasgische Element ruhte auch nicht, bis es seine Zwecke erreicht hatte. Schon die Könige Roms (Servius) versuchten eine Ausgleichung zwischen beiden Parteien dadurch zu Wege zu bringen, daß sie das nationale Element in das Element des Vermögens zu verwandeln suchten. Von Tullius Servius wird berichtet, daß er zu dem genannten Behufe einen Census eingeführt habe, nach dem er das Volk nach Maßstab des Vermögens in sechs Klassen theilte, in deren erste der meistbesitzende, in der letzten aber die vermögenslose Theil gereiht wurde. Dadurch aber, daß den ersten Klassen ungleicherweise die meisten, den letzteren die wenigsten Stimmen in den Volksversammlungen eingeräumt wurden, wodurch die ersteren offenbar die entscheidende Majorität in den Händen hatten, stand das Uebergewicht ganz auf der Seite der Reichen. Das Ganze, was Tullius durch diese Maßregel herbeiführte, war, daß an die Stelle des Geburtsadels nun eine Geldaristokratie trat. (Das Wort: „klassisch“ rührt noch aus dieser Zeit her, da die Bürger der ersten Klasse classici hießen, welchen Ausdruck man später auf alles Bevorzugte oder Ausgezeichnete auszudehnen sich gewöhnte.) Diese Umwandlung der Geburtsaristokratie in einen vorragenden Geldadel vermochte nicht das gewünschte Resultat der beiderseitigen Ausgleichung herbeizuführen. Als natürliche Folgen mußte sich hier ergeben, daß der Besitzlose in Abhängigkeit von dem Begüterten kam. Bittere Wechselfälle schwerer äußerer Kriege wälzten auf die ärmere Klasse eine unerschwingliche Schuldenlast, die bald einen so ernst bedrohlichen Charakter annahm, daß der Staat zu künstlichen Mitteln greifen mußte. Die Geldaristokratie mußte nachgeben; die Schulden wurden nachgelassen und eine Güterverteilung wurde vorgenommen.

Hierbei blieb es aber nicht stehen. Der Aermere wußte sich den Weg zu den Staatsämtern breiter und breiter zu bahnen, bis es endlich dahin kam, daß die angesehensten Würden, wie die eines Pontifex Maximus und das Consulat dem Plebejer ebenso gut zugänglich wurden, wie dem Patrizier. Aber auch das führte noch nicht zu dem gewünschten Ende. Der Geldadel verwandelte sich, je mehr sich Rom staatskünstlerisch organisirte, in einen Beamtenadel. Die Reichsten hatten die meisten Ehrenstellen in den Händen und wurden Nobiles genannt. Hiemit zeigt sich von nun an im römischen Staatsleben das büreaukratische Element als das vorwaltende und die früheren Privilegien in sich vereinende. Diese Nobiles stehen schon an der Gränze, unrömisch zu werden. Es riß bei ihnen das Gelüste ein, das Griechenthum ähnlicherweise nachzuäffen, wie vor wenigen Jahrzehenden noch bei uns der größere Theil Europa's den Franzosen in allen nachzuahmen suchte. Der beamtete und dadurch nobel gewordene Römer fing an, auf Griechenland als auf ein Ideal hinzublicken; er bestrebte sich, griechische Bildung zu der seinen zu machen, kam aber nie weiter, als sich bloß das Aeußerliche derselben anzueignen; denn das römische Volk hatte nur so viel des pelasgischen Elementes in sich, daß es nur negativ Kraft genug hatte, nach Gleichberechtigung zu ringen, keineswegs aber die diesem Elemente inwohnenden Kulturkeime zur selbstständigen Entfaltung zu bringen. Das Griechenthum wurde sogar so sehr Mode, daß griechische Bücher zu kennen, sie bibliothekenweise zu besitzen, die Kinder griechisch (durch griechische Sklaven) erziehen zu lassen, so gut zu dem Hause eines Nobilis gehörte, wie eine luxuriöse Badeanstalt, die dem vornehmen Römer als unumgänglich nothwendig erschien. Das Griechenthum sollte den äußern Schmuck hergeben, wodurch das arme Innere verhüllt werden sollte.

Dieser Unterschied zwischen den gräcisirten Nobiles und den älteren Römern trat auch im politischen Leben hervor. Wenn ich hier Sulla und Marius nenne, so habe ich diesen

Gegensatz schroff ausgesprochen. Marius gehörte seiner Geburt nach dem niederen Stande an. Aus der Klasse der Proletarier hat er sich zum Heerführer und zum Konsul Roms aufgeschwungen, und tritt in seinem Kampfe gegen Sulla als der Repräsentant des der neuen Richtung widerstrebenden alten Römerthums auf. Sulla war ein Patrizier und hatte hellenische Bildung genossen. Marius unterlag. Dieser war auch der Erste, der in das römische Heer auch Proletarier aufnahm; denn bisher war diese Klasse von der Kriegführung ausgeschlossen, da der römische Staat an dem Grundsatze festhielt, daß wer nichts besitze, auch um die Erhaltung und Vergrößerung des Staatsgebietes sich nicht bekümmere, weil er nichts zu verlieren habe. Aber die Zeit des Marius ist auch die Zeit des Unterganges der römischen Republik; sie rieb sich an dem Widerstreite der alten Richtung gegen den neuen Umschwung ab. Der Hellenismus siegte vollständig, und Rom ging zu Grunde.

Der alte Ernst schwand. Das Starre aber Kräftige wenngleich Rauhe des röm. Charakters hüllte sich in die griechische Schminke, so daß dieser kein Kern zu Grunde lag. Mit dem Schwinden des nationalen Elementes durch hellenische Kultur und häufige Aufnahme Fremder als Staatsbürger sank auch das republikanische, bis es durch die Uebergangsformen der Triumvirate ins Kaiserthum überging. Pompejus, Crassus und Cäsar werden als die ersten Triumvirn genannt. Crassus war nur eine Nebenperson, eine Art äußeren Verbindungsmittels zwischen Pompejus und Cäsar. Er ging im Kampfe gegen die Parther unter und es blieben nun Pompejus und Cäsar auf dem Schauplatze allein übrig. Es lag aber im Charakter dieser zwei Männer zu viel Widerstreitendes, als daß sie einig Einen Weg und Ein Ziel verfolgen konnten. Pompejus, der sich hohe hellenische Bildung angeeignet hatte, war durch und durch Aristokrat; Cäsar, zwar auch hellenisirt, hielt es mit dem Volke. Des Pompejus Widerstand brach sich an der Geistesüberlegenheit seines energischen Gegners;

er ging unter, und überließ die höchste politische Stelle des Staates den Händen eines Einzigen. Aber Roms republikanisches Element war noch nicht ganz gesunken; es war noch mächtig genug, den hochstrebenden und großsinnigen Cäsar (durch Mord) aus dem Wege zu räumen.

Die Auflösung des ersten Triumvirats gebar ein zweites; Octavianus, Antonius und Lepidus theilten sich in die oberste Staatsgewalt. Wie aber dort Crassus unbedeutend war und nur die Absichten seiner Collegen bemänteln sollte, so war es hier auch Lepidus. Octavianus und Antonius waren gleichsam schon Monarchen dem Willen und dem Streben nach. Sie wußten sich des Lepidus durch eine Art geistlicher Pensionirung zu entledigen, indem sie ihm die Würde eines Pontifex Maximus übertrugen. Das Glück wollte es, daß in dem Bürgerkampfe zwischen Octavian und Antonius der erstere siegte. Er schwang sich als Imperator an die Spitze des Staates. Mit Ausnahme Philipps von Makedonien gibt es vielleicht in der Geschichte keinen so gebildet klugen und heuchlerischen Charakter. Octavian war Schauspieler sein ganzes Leben hindurch und spielte seine Rolle vortrefflich. Zwar besaß er große hellenische Bildung und viel regen Sinn für Wissenschaft und Poesie, aber dabei eine nicht geringe Falschheit. Er wußte es sehr geschickt dahin zu bringen, daß ihm die höchsten Ehrenstellen Roms gesetzlich gleichsam als eine Last übertragen wurden, wodurch er faktisch alle Macht konzentrirt in seinen Händen hielt, ja er trieb diese Heuchelei so weit, daß er sich (27 vor Chr.) so stellte, als wollte er von seinem hohen Posten abdanken, wodurch er sich scheinbar nöthigen ließ, die Kaiserwürde anzunehmen. Er war übrigens so klug, die alten republikanischen Namen zu belassen, aber der republikanische Geist war längst dahin geschwunden.

Hierbei muß bemerkt werden, daß die Macht des Römerreiches, im Anfange wohl nicht, doch später ungemein rasch stieg. So lange in Rom innere patricisch-plebejische Käm-

pfe wütheten, blieb es eine unbedeutende Macht; als aber der Staat im Innern die verschiedenen Stämme durch gegenseitige Ehen und gleiche Rechte zu Einer kräftigen Nation verschmolzen hatte und dadurch selbst gekräftigt seine Macht nach Außen wenden konnte, wurde er bald von allen Nationen ringsumher gefürchtet. Er wuchs so heran, daß er in anderthalb Jahrhunderten ein Weltstaat wurde. Als aber der Hellenismus überhand nahm, fing die römische Nationalität und mit ihr der Staat zu sinken an; er vergrößerte sich nicht mehr organisch, sondern aggregatmäßig. Römer reiben im Romanisiren keltischer, germanischer und slawischer Stämme ihre eigene Nationalität ab und schwächen sie noch dazu durch stätige Aufnahme fremder Völkerschaften in den engern Staats-Verband. Der Römer-Staat wurde hierdurch nicht mächtiger, im Gegentheil wurde der Ballast, je größer, desto schwerer und drückender. Als solches Völker-Aggregat hatte er in der Kulturgeschichte freilich eine große Bedeutung, denn es rieben sich durch die enge Anschmiegung die Nationalitäten immer mehr und mehr ab, wodurch für die Zukunft die Keime zu neuen Kulturnationalitäten gesäet waren. Diesen Charakter des Aggregatmäßigen hatte Rom auch in seiner Religion. Hatte es schon in seinem Ursprunge fremde Gottheiten, so mehrte sich die Zahl derselben um ein Bedeutendes, da der Gebrauch herrschte, daß mit der Unterwerfung der Völker auch deren Götter angenommen wurden und gleichsam das Bürgerrecht erhielten. Daher gibt Rom in der Weltgeschichte das merkwürdigste Schauspiel, daß sich in ihm die Gottheiten der ganzen damals bekannten Welt versammelten. (Das römische Pantheon.) Dies Alles geschah aber bloß äußerlich und das religiöse Element durchdrang nicht Herz und Sinn. Cicero sagt ja, daß zwei Priester, die einander begegnen, sich nicht anblicken können, ohne zu lachen; und gibt hiermit das Zeugniß ab, wie sehr die Religion leere äußere Sache war und blieb. Wir sehen auch ein solches Aggregat in Beziehung der Künste. Die Römer beneideten gleich-

sam die unterworfenen Völker um ihre Kunstgebilde, aber sie waren nicht fähig, sie nachzuahmen; ja sie vermochten es nicht, sich auf den Standpunkt zu erheben, selbe gebührend zu achten. Sie plünderten die Kunstschätze und schleppten Statuen und Denkmäler in Menge nach Rom, nur um sie zu haben. Aber dadurch verloren Diese mit ihrem Ursprungs-Orte und den Kultur-Umständen ihre historische Bedeutung nicht nur, sondern auch ihre ästhetische, da sie geschmacklos neben einander gereih't wurden. Die Römer waren nicht bloß so egoistisch, daß sie selbe raubten, sie waren sogar so gefühllos, daß sie nicht einmal bemerkten, daß die eigentliche geistige Bedeutung verloren ging. Wahren Kunstsinn besaßen sie nicht. Die Dramen entwickelten sich nie bei ihnen zu schätzenswerther Bedeutung. Originell ist der Römer rücksichtlich der Poesie darin, daß er vielen Sinn für Satyre besaß; doch trat dieselbe nie in der Form auf, wie sie Aristophanes in seiner Komödie gegeben hatte. Der Grieche war zu sehr Mann, als daß er die auf die Bühne hingestellte Lächerlichkeit öffentlicher Zustände und politischer Personen nicht ertragen hätte; das aber vermochte der Römer nicht. Olympische Spiele kennt der Römer nicht. Dagegen ergetzte sich dieser an den grausamen Thierhetzen und Thierkämpfen, an den Spielen der Gladiatoren. Das war es, was seinen Sinnen die liebste Weide war. Es gab Zeiten, in denen gegen 3000 Sängerinnen und Tänzerinnen in Rom öffentlich erhalten wurden. Diese Betrachtung läßt uns einen Blick in den Unterschied hellenischen und römischen Kultur-Geistes werfen. Originell sind die Römer meist im Praktischen, was namentlich ihr Kriegswesen anbelangt, da waren sie Meister, und der Schrecken, der den römischen Legionen voranging, half oft mehr große Siege erfechten, als die wirkliche Thatkräftigkeit. Originell ist der Römer ferner als Redner, Staatsmann, Rechtslehrer und als Geschichtsschreiber; in den Künsten nur in sofern, als sie auf den Nutzen abzweckten. Stolze Bauten: Straßen, Kloaken, Wasserleitungen rc. wurden mit

ungeheuren Aufwande und auf eine großartige Weise aufgeführt. In der älteren Zeit herrscht noch das Massenhafte hervor; später verschwand es zwar, aber die römische Bauart kam doch nicht zur edlen Einfachheit der hellenischen Kunst, die vollkommen ihr Inneres im Aeußern zeigte. Der Römer pflegte in seinen Bauten listig die kaltverständigen Baustützen hinter angebrachten Verzierungen zu verstecken. Poesie und Musik war wenig entwickelt. — Merkwürdig ist bei den Römern auch das Verhältniß zwischen den Patronen und den Klienten gewesen, das in Privatleben eine Art mittelalterlichen Lehenswesens abgab und den Beweis lieferte, daß der Charakter selbstständiger Freiheit noch nicht genug allseitig entwickelt war. Auch in Rücksicht des weiblichen Geschlechtes herrschte bloß die Kultur-Aeußerlichkeit vor. Es kam zwar auch eine Zeit, wo sich das Weib des Römers zu emanzipiren anfing, aber zu den schönen Formen der griechischen Hetären-Kultur kam es nicht und es versank die Emancipation in eckle Gemeinheit. Ein thierisch ungebundenes Leben galt den römisch-emancipirten Furien, worunter auch Kaiserinnen sich vorfanden, für genial. Zur Zeit der Kaiser versank auch die alt römische Kulturrauheit so weit, daß an die Stelle der republikanischen Gesinnungs-Geradheit die niederträchtigste Heuchelei und Kriecherei trat. Die Kaiserbildnisse wurden in Götterformen zur Mode, die Kaiser selbst nach dem Tode unter die Zahl der Götter versetzt und mit den Beinamen: „Divinus“ belegt. Selbst Männer von hervorragenden Geisteskräften waren von dieser Schmeichelei nicht ausgenommen, und es reicht wohl hin hier nur den Namen: Horaz zu nennen. Der in in seinen Oden oft als gemeiner Schmeichler auftrit. Die Zeiten der römischen Kaiser und zwar schon des ersten, Octavianus, der den Beinamen Augustus erhielt, sind analog mit dem Sittenverfall im Volke und dadurch merkwürdig, daß er der Erste war, der Censurgesetze für jede zu veröffentlichende Schrift einführte. Bis auf seine Zeit war auch die Rechtspflege öffentlich und unter freiem Himmel gehandhabt, er weis sie in Ge-

bäude, doch wagte er noch nicht, die Oeffentlichkeit derselben ganz aufzuheben; dies Meisterwerk vollbrachte einer seiner Nachfolger, Diocletian. — In diesen wenigen Zügen mag der Charakter des röm. Volkes angedeutet sein.

Wir kehren gegen Osten zurück und versetzen uns in eine Zeit, die wir schon oben berührten, in die Zeit der Zertrümmerung des Perserreiches durch Alexander den Großen. Wir wissen, daß sich Philipp von Makedonien, 300 Jahre vor der römischen Kaiser-Zeit von den Griechen zum National-Heerführer gegen die Perser erwählen ließ, unter dem Vorwande, diesen alte Schulden zurückzuzahlen und den Urfeind griechischer Bildung und griechischen Namens zu züchtigen. Er starb aber, bevor er zur Ausführung dieses Vorhabens schreiten konnte, und sein Sohn Alexander tritt epochemachend in der Weltgeschichte auf. Er genoß durch den an Kenntnissen der mannigfachsten Art, ungemein reichen Aristoteles die sorgfältigste griechische Erziehung. Philipp hätte wohl das morsche Gebäude des Perserreiches auch erschüttert, gestürzt, aber weiter hätte er nichts gethan; aber Alexanders Zug nach Asien war kulturhistorisch von unberechenbarer Bedeutung. Aristoteles, der die großen Gaben des Heldenjünglings erkannte, hat ihm die hohe Bedeutung der Aufgabe, die er zu lösen hatte, klar gemacht. Die griechische Kultur erschien dem Aristoteles nicht bloß als eine nationale, sondern als die allgemein menschliche; sie sollte Kultur aller Völker der ganzen Welt werden. Wir werden diese Ansicht des großen Griechen natürlich finden, wenn wir erwägen, daß zu seinen Zeiten der Begriff eines eigenthümlichen nationalen Hellenenthums längst dahingeschwunden war. Der Grieche hatte aufgehört in seinem Nationalbewußtsein und in seinen Sitten Hellene zu sein, die Aufnahme Fremder in den Staatsverband und das Sinken innerer Kräftigkeit stumpfte seine Nationalität ab. Dem Gedanken der Allgemeinheit hellenischer Kultur, Helleno-Mensch zu sein, hat Alexander in seinem vollsten Umfange erfaßt, und er war es, der ihn durch sein gan-

des thatenreiches Leben leitete. Sein Heer bestand nicht aus bloßen Kriegern, sondern Gelehrte, Künstler und Naturforscher begleiteten ihn auf allen seinen Zügen. In jedem neu unterworfenen Lande wurden griechische Kolonien errichtet, denen die Aufgabe fest gesetzt ward, neben eigener möglichst weiter Ausbreitung die Elemente griechischer Kultur fortzupflanzen. Alexander gleicht da einem Säemanne, der ausging, um menschliche Bildung in den bisher wenig gepflegten Boden zu pflanzen, damit selbe frisch empor sproße, und sein Streben war auch zu diesem Behufe dahin gerichtet, die Gegensätze der orientalischen Nationalitäten möglichst zu verwischen, und das allgemeine Menschliche hervortreten zu lassen. Klar hat diesen Gedanken Aristoteles in seinem Werke: „Die Politik" ausgesprochen. Er sagt unter Anderm: Den asiatischen Völkern fehlt es nicht an Thätigkeit des Geistes und Kunstgeschicklichkeit, doch muthlos leben sie in Unterwürfigkeit und Knechtschaft, während die Hellenen kräftig und regsam in Freiheit lebend und gut verwaltet, wären sie zu Einem Staate vereint, alle Barbaren beherrschen würden. Was bisher die größten und berühmtesten Staaten in der Kulturgeschichte nur nach Einer Seite hin darstellten z. B. die Hyksos im Kolonienwesen, die Fönizier in der Schifffahrt, die Römer in erobernder Staatsausbreitung, die alten Hellenen in Kunst und Wissenschaft, das sollte im Alexandrinischen Reiche vereint erscheinen. Alexander erscheint gleichsam als Centrum aller damals vorhandenen Kulturmomente. Aber diese riesige Aufgabe überstieg die Kraft des Einzelnen. Alexander kam in den Orient, und glaubte seine Persönlichkeit in der schönen Mäßigung und Selbstbeherrschung hellenischer Kultur erhalten zu können, vergaß aber dabei gänzlich des übermächtigen Einflusses äußerer Umstände. Er unterlag dem orientalischen Hofprunke, mit dem er sich umhüllen zu müssen glaubte, um die daran gewöhnten orientalischen Völker fester an sich zu ketten; statt wie Perikles, der lenkende Einheits-Punkt eines freien Volkes zu bleiben, wurde er zum prunk-

umgebenen Despoten unterworfener Völker und seiner nähern Freunde. Hellenische Sinnigkeit schwand aus seinem Charakter und an die Stelle griechischer Lebensfreudigkeit trat orientalische Sinnenlust, sinnliche Genüsse des orientalischen Lebens rieben den Heldenjüngling auf (278). Mit seinem Tode wurde auch sein großer Plan, der ohnehin an einem innern Widerspruche litt, halb ausgeführt, zu Grabe getragen. Nach seinem Tode zerfiel das von ihm gegründete Reich, das sich bis zum Indus erstreckt hatte, und blieb nach mannigfachen blutigen Kämpfen endlich unter drei seiner Feldherrn getheilt, die sich mit der Würde und dem Glanze selbstständiger Könige umgaben. Zweihundert Jahre hatten die Kämpfe um die Herrschaft gedauert. Nicht bloß, daß Alexander des Großen Universal-Kultur, die im Widerspruche mit den Volkseigenthümlichkeiten der Orientalen und mit den Gesetzen menschlicher Entwicklung dadurch stand, daß sie von Außen, durch Unterwerfung gegeben werden sollte, nicht zur universellen Kultur ward, zertrümmerte sie und die Kämpfe seiner Generäle die übriggebiebenen Reste der Kultur orientalischer Völker so, daß im Allgemeinen die Kultur immer mehr zurückging. Alexanders Kulturkolonien verschwinden meist spurlos aus der Geschichte. Drei oder vier Hauptpunkte bleiben noch, an denen der Hellenismos (denn so nennt man das Gemenge griechisch-orientalischer Kultur der damaligen Zeiten,) zusammenfloß: Syrien unter den Seleukiden; Egypten unter den Ptolemäern, Makedonien mit Griechenland und später das pergamenische Reich in Kleinasien. Aber auch sie sanken in der Kultur immer mehr, weil diese nur auf eine künstliche Weise vom Hofe festgehalten wurde, ohne daß das Volk selbst daran Theil nahm; sie war einzig auf die hellenisirten Höfe der Könige verbannt. Hier haben wir ein Beispiel von Kulturzuständen wie es noch nie in der Kulturgeschichte da war. Die Volkskultur des alten Hellas wird Hofkultur im Oriente und erscheint als äußerer Prunk, wie die zahlreiche Dienerschaft der Höfe.

Nur der Name Hellenismos, den sie erhielt, mahnet

noch an die Kultur der Hellenen; aber diese ist sie nicht mehr sie ist bereits in vielen Punkten der Gegensatz zur hellenischen Kultur geworden, da bei ihr die größere Menge an Intelligenz und politischer Freiheit immer mehr sinkt. Jemehr auf diese Art die herrliche Kultur und der Glanz des alten Griechenlands sank, destomehr erhob sich Rom. Wenn man sich erinnert, daß 300 Jahr vor Chr. Rom noch Gesandte nach Griechenland sendet, um daher Normen für geschriebene Gesetze zu hohlen, so fassen wir einen Begriff wie sehr Griechenland den Römern vorangeeilt war in seiner Kultur. Rom fängt an zu steigen als Griechenland zu sinken beginnt; erst 388 v. Chr. wurden die Latiner vollends unterworfen; 264 wurden die großen punischen Kriege gefochten, die in der Geschichte auch schon darum sehr wichtig sind, weil hier zwei verschiedene Völkerracen um die Weltherrschaft kämpften. Die Punier waren Phönizier, diese semitische Araber. Wäre es ihnen gelungen, über Rom und damit über die indo-europäischen Völkerstämme zu siegen, so wäre heut zu Tage die Kultur in Europa eine ganz andere. Dieser Kampf war es auch, der den politischen Haß Rom's und Griechenland's auf die entscheidende Spitze trieb. Der geniale Heerführer der Kathager, Hannibal (247 — 183) den die Stärke der Römer nicht minder als politische Parteien in seiner Vaterstadt Karthago (195) aus seinem Vaterlande vertrieben hatten, machte den Herrscher Makedoniens und Syriens auf die wachsende Macht Roms aufmerksam und wies auf die große Gefahr hin, die allen Völkern von dieser Seite drohte. Wohl griffen Makedonien und Griechenland zum Kriege, doch sie unterlagen. Man kann annehmen, daß Karthago (164) und Griechenland namentlich Korinth (148) zu derselben Zeit fielen. Die Römer hatten aber nebenbei den ungeheuern Vortheil gewonnen, daß sich ihnen mit Griechenland und Nord-Afrika zwei feste Ausgangspunkte zu fernern Unternehmungen gegen Asien darbothen. Es säumte Rom auch nicht, diesen Vortheil zu benützen und von beiden Seiten über den Orient loszubrechen. Es breitete sich auch

nun in staunenswürdig kurzer Zeit so sehr aus, daß ihm in der Weltgeschichte nur wenige Staaten der äußern Größe nach an die Seite gestellt werden können. (Einmal der Chinesen ungeheueres Reich, wie es namentlich zur Zeit der römischen sogenannten Universalmonarchie bestand. Später war es das Reich der Mongolen unter Dschingis-Chan, dann jenes große spanische Reich Kaisers Karl V. von dem man sagte, daß in ihm die Sonne nie unterging; endlich ist in unsern Tagen es Rußland, das an Größe noch das römische übertrifft.) Allein diese Zeit der äußern Größe Roms war auch die Zeit seines innern Verfalles.

Siebenzehnte culturhistorische Vorlesung.

Gehalten am 13. Mai.

(Charakter des Hellenismus im Einzelnen und im Allgemeinen. Verhältniß des Stoicismus zum Hellenismus. Kulturzustände geschwächter Nationalitäten. Verfall des Römerreiches. Das Christenthum. West- und oströmisches Reich. Lateinische und griechische Kirche.)

Das Ziel Alexanders des Großen, den Orient und durch ihn die übrige Welt zu hellenisiren, wurde nicht erreicht; es erwuchs nur aus den Thaten dieses Heldenkönigs ein eigenes Zwittergebilde, das in der Kulturgeschichte unter dem Namen des Hellenismus auftritt. Unsere Aufgabe ist es nun, diesen Kulturzustand zu charakterisiren. Von Alexander angebahnt, von den Erben seines Reiches gepflegt, erreichte er endlich zur Zeit des römischen Weltreiches eine solche Ausdehnung, daß ihm nicht nur der gesammte Orient huldigte, sondern daß auch Europa dergestalt in seinen Kreis gezogen wurde, daß außer Italien auch Gallien, Großbritanien, ja selbst ein Theil Germaniens an seinen eigenthümlichen Kulturgestalten theilnahm. Seinen Grundcharakter kann man aber mit Kurzem dahin angeben, daß er in Sitten, Litteratur und Politik gegen alles Individuelle, gegen alles einzeln selbstständige gerichtet war. Während sich durch die ganze alte Kulturgeschichte bis zu Alexander dem Großen die Haupttendenz fortschlingt, in Griechenland die Kultur zu koncentriren und darin das Individuell-Menschliche zur Herrschaft

zu bringen: gewahren wir bei der Expandirung griechischer Kultur über nicht hellenische Staaten eine entgegengesetzte Kultur-Wendung, in der das Allgemeine zur herrschenden Geltung gelangt. Augenfällig aber ist es, daß sich die bisherige Berechtigung des Einzelnen nicht mit Einem Male hinweglöschen ließ, sondern gegen den mächtig sich verbreitenden Hellenismus in Opposition trat, und mit aller ihr inwohnenden Kraft dem Aufgeben der Selbstständigkeit widerstrebte. Doch wurde dieser Gegensatz in seiner Kräftigkeit immer mehr im Zeitenverlaufe abgestumpft, so zwar, daß mit einer allgemeinen Entnationalisirung auch allgemeine Kulturzustände entstanden, in denen sich die bisher großartige Verschiedenheit der Völker-Unterschiede abschwächte. Die größten Reiche zerfielen und aggregirten sich zur römischen Weltmonarchie. Als Gegensatz gegen den alles allgemein nivellirenden Hellenismus heben wir die Richtung hervor, im äußerem Prunke besondere Auszeichnung zu suchen. Nicht bloß Monarchen, selbst Einzelne suchten im blendenden Glanze, und äußeren förmlichen Ceremonielle Ehre und Ansehen über die Menge zu erhalten. Bei der großen Masse aber sehen wir eine stets steigende Armuth, wir finden ein immer mehr zunehmendes Proletariat. Mit dem Prunke verband sich überwiegende Neigung zum sinnlichen Leben: Genuß wurde als die Hauptaufgabe des Lebens gesetzt. Selbst der religiöse Kultus, das Opferwesen wurde von den hellenisirten Völkern nach der Seite betrachtet, von welcher es eine sinnliche, Genuß gewährende Färbung hatte, wobei man sich theoretisch als Freigeist benahm. Die größere Menge aber sah in der Zerstörung der altreligiösen Ansichten, in dem Verfalle seines Ceremonienwesens das Unglück der damaligen Welt, es fühlte sich in seinem Abfalle von dem Alten sündig und suchte durch Selbstpeinigung, durch asketische Uebungen und durch Entsinnlichung sich zu entsühnen und von den alten Kultus-Formen zurück zu retten, was nur möglich war, wobei man sich dem Entnationalisirungdrange der Zeit willig hingab.

Die kräftigere Seite sah in den neu entstehenden Kulturzuständen ihr Nationalunglück, und namentlich die Freigeister ergriff das Streben, die althellenische Kultur ungemengt mit der orientalischen zu erhalten. Sie hielten sich für so weise und in Vergleich mit der immer mehr verdummenden Menge für so gebildet, daß sie sich den Namen der Sophisten gaben, denn der Name der Philosophen erschien ihnen als zu geringfügig. Mit königlichem Prunke reisten sie umher, und kramten an öffentlichen Orten in hochtrabenden Reden ihre Weisheit aus. Einer von ihnen, ein Phönizier, war so unverschämt, den Athenern auf öffentlichem Markte zu sagen, er sei gekommen, ihnen zum zweiten Male die Kultur aus Phönizien, woher sie ihre erste geholt hätten, zu bringen. Die Unwissenheit des Volkes war bereits so groß, daß er sich leicht übertäuben ließ. Solche Sophisten erwarben sich ungeheuere Reichthümer, wie dies schon ihre Reisen und ihr glanzumstrahltes Auftreten zur Genüge beweisen. Der größere Theil des Volkes aber suchte, wie gesagt, in der Restauration der alten Sitten und Gebräuche sein Heil. Die Höfe strebten zwar auch das Althellenische zu wahren, denn die althellenische Kultur war zu schön, als daß das Bemühen nicht wach bleiben sollte, selbe zu bewahren. Sie erhilt sich auch in der That, aber in einer Art Gelehrsamkeit, die man am Besten Gedächtnißgelehrsamkeit nennen könnte. Das Vorhandene zu sammeln, zu zertheilen, zu ordnen, das war ihr Hauptcharakter. Daher ist das Zeitalter des Hellenismus das Zeitalter des Sammelns der überlieferten Kunst- und Literaturschätze. Museen und Bibliotheken wurden errichtet, was in dem alten Griechenland nur äußerst selten statt gefunden hatte. Es traten bei solchen Museen und Bibliotheken ganz eigenthümliche Gelehrte auf, die unter dem Namen der Grammatiker bekannt sind. Diese suchten die Sprache zu ordnen und nach grammatikalischen Grundsätzen in feste Formen zu bringen, ein Bemühen, das wir, so lange noch die griechische Sprache in ihrer Lebensblüthe standen, nicht wahrnehmen. Es

ist dies gleichsam eine mumienhafte Aufbewahrung des Hingeblichenen, gleichsam ein Seciren des Erstorbenen. Nur die Naturwissenschaften fanden bei solchen Hof-Museen z. B. in Alexandrien ihr Gedeihen, weil es ihr Grundcharakter ist, durch Aufzählung und Sammlung des Einzelnen, durch Induktion anzuwachsen. Nehmen wir die Naturwissenschaften selbst im weitesten Sinne, als Physik, Astronomie &c., so finden wir in dieser Zeit in der That eine bedeutende literarische Thätigkeit herrschend. Das Alte aber, die hellenischen Literaturschätze namentlich, waren dem neuen Zeitgeiste nicht mehr angemessen; denn es wehte darin ein zu naturkräftiger und freier Geist, es war zu sehr auf die Selbstständigkeit der Individualität gerichtet, daher begann eine höchst unbarmherzige Verstümmlung. In keiner Zeit ist so viel verfälscht worden, als 300 J. vor und 300 J. nach unserer Zeitrechnung. Aber diese Gelehrsamkeit fand sich nur an den Höfen vor, das Volk schmachtete fort und fort in der tiefsten Unwissenheit. Ja der Sophisten wurde es sogar immer weniger, die da noch einigermassen eine Art lebendiger Opposition gegen dies starre Anhäufen der Wissensschätze gebildet hatten. Um die Wissenschaft nicht ganz sinken zu lassen, sehen wir, zum ersten Mahle in der Geschichte, die Herrscher sogar die Gelehrten besolden, wodurch diese zu einer Art Beamten wurden. Es entstanden förmliche Akademien, gelehrte Gesellschaften, welchen die Aufgabe von obenher gesetzt wurde, die alten Wissenschaften zu pflegen. Solche Akademien finden wir nicht bloß in Alexandrien, Pergamon, in Italien zur Zeit der Kaiser, sondern selbst in Nordafrika, das damals noch eine bedeutend hohe Kultur besaß. Ja in Spanien, Gallien, von Marseille bis Trier entstand unter den römischen Kaisern eine Reihe solcher Akademien. Die römischen Kaiser säumten nicht, sobald sich irgend ein Mann durch ungewöhnliche Gedächtnißgelehrsamkeit einen ausgezeichneten Ruf erworben hatte, ihn für sich zu gewinnen und an solchen gelehrten Anstalten anzustellen. Selbst viele Sophisten lockte die Geldgier dahin. Das aber war gleichsam

ein Nothruf der antiken Menschheit, die Intelligenz durch künstliche Mittel zu erhalten. Es gleicht daher auch nur dem Fortleben der Pflanzen in den Herbarien und in den Treibhäusern. Die Bedingung echter einheimischer Kultur, ein freies nationales Leben war ja dahin. Die Römer waren so unrömisch geworden, daß schon z. B. ein Seneka, Lukanus, Martial, Quitilian, Columella u. A. keine geborenen Römer mehr, sondern geborene Spanier, Gallier ꝛc. waren. Ueberhaupt ist diese Zeit die Periode einer allgemeinen Entnationalisirung und Völkervermengung, die nur die kräftigen Eigenthümlichkeiten abschwächte, ohne sich noch zu neuen nationalen Formen gestaltet zu haben. Die römische Sprache war der Rest des Nationalen geblieben. Namentlich galt dies von dem westlichen Europa, Osteuropa hielt an dem Nationalen noch krampfhaft fest. Im Westen (Gallien, Hispanien und einem Theil Germaniens, auch in Nordafrika) herrschte die lateinische Sprache; in ihrer eigentlichen Heimat, Italien war sie bereits verfallen, und die griechische war nur Gelehrtensprache. Darin schon sehen wir den spätern Bruch des Orientes und des Occidentes angedeutet, und wenn Theodosius die Trennung des Reiches aussprach, so war dies nur der Ausspruch des bereits faktischen Risses. Für uns ist dieser Bruch von der höchsten Bedeutung, denn er war es, der uns für mehrere Jahrhunderte das Griechische ganz entfernte und uns dafür im Vergleiche mit den griechischen Kunst- und Literaturschätzen sehr mangelhafte Reste der römischen Kultur zum geistigen Erwärmen vorsetzte.

Die Gegensätze der hellenistischen Kultur einten sich aber darin, daß Reich und Arm, Gelehrt und Ungelehrt, Prunkende und Asketen, Altkonservative und der neuen Richtung Huldigende darin übereinkamen, daß sie an der Weltgestaltung ihrer Zeiten verzweifelten. In keiner Zeit war die Menschheit so unglücklich, wie in jener. Man sah den Verfall von uralten orientalischen Reichen, die für Ewigkeiten gebaut zu sein schienen; man sah das weltherrschende Rom von dessen

Macht erst der ganze Erdkreis gezittert hatte, in seinem Innern faul und morsch, seinem Untergange rasch entgegeneilen.

Die Menschen standen auf einem durch und durch unterhöhlten Boden; sie lebten wie unter Todten, ein wahrhaftes Mumienleben. Dieser allgemeine Verfall erregte in den Lebenden sogar den Gedanken eines baldigen allgemeinen Weltunterganges; und dieser Gedanke war es, der in Verbindung mit der überall gelähmten Selbstthätigkeit des Einzelnen im öffentlichen Leben das Gefühl einer Unseligkeit des Lebens hervorrief. Blicken wir zurück auf die Lebenslust der Egypter oder gar auf die Perikleische Zeit, wo noch dem Menschen das Leben als das Höchste galt, so tritt uns dieser Gegensatz um so schroffer entgegen. Wir finden allgemein den Wunsch zu sterben um von der Welt, einem grausenhaften Jammerthale, nichts zu wissen. Das Selbstgefühl und der Lebenstrieb äußerte sich höchstens darin, daß der Gedanke entstand, es könne solch ein qualdurchdrungenes Leben unmöglich ewig währen, es müsse einst die Zeit eines Bessern kommen. Daher der Gedanke an ein Jenseits allgemein wird in dem Hellenismus. Bei den Griechen finden wir den Gedanken an ein künftiges seligeres Leben nicht; die Seelen der Abgeschiedenen führen das Leben bloßer Schatten, und Homer läßt den Achilleus in der Unterwelt zu Odysseus sagen; er wolle lieber das Feld als Taglöhner bestellen, lieber erblos und in Dürftigkeit leben, als die sämmtliche Schaar der hingeschwundenen Todten beherrschen.

Im Hellenismus aber sehen wir das Umgekehrte: der Gedanke der Nichtigkeit des diesseitigen und der Seligkeit eines jenseitigen Lebens herrscht vor. Das Selbstbewußtsein des Unglückes jener Zeiten findet seinen Uebergang auch in der griechischen Philosophie. Zur Zeit des Sinkens der griechischen Freiheit und Selbstständigkeit finden wir die stoische Philosophie am meisten ausgebildet. Diese ist eine Philosophie der Verzweiflung und hatte nicht mehr die Tendenz, Antwort zu geben auf die Frage: „Was ist um mich? — Wer

bin, was soll ich?" sondern sie lehrte: „Willst du weise sein, so bleibe stark, mag auch die Welt zu Grunde gehen." Die Stoiker suchten sich aus der äußeren zerfallenden Welt in das Innere zu flüchten, um da Rettung und Befriedigung zu erspähen. Die Filosofien, die im Zeitalter des Hellenismos meist auf orientalischem Boden stehen, verzweifeln aber entweder an jeder Erkennbarkeit, oder es wird ihnen die innere Welt der Stoiker zur jenseitigen; denn sie fanden weder in der innern, noch in den äußeren Welt die ersehnte Befriedigung und setzten selbe in das Jenseits. Diese orient. Philosophien unterscheiden sich auch dadurch, daß sie Geheimlehren sein sollten. Sie werden im Gegensatze zu den altgriechischen, die zum Ziele hatten, allgemein zu werden, als höhere, als göttliche Erleuchtung ausgegeben, die nicht jeder Einzelne begreifen könne. Sie lehrten, nicht durch Vernunft, sondern durch Entsinnlichung komme man zur wahren Freiheit und Tugend. Sie suchten diese Welt der Ideale näher zu charakterisiren. Es gebe eine zweifache Welt, sagten sie; die hiesige sei nur ein Nachbild; die Musterbilder liegen in einer idealen Welt. Plato schon hatte diesen Gedanken freilich auch schon zur Zeit des Bruches des griechischen Lebens angebahnt; und Aristoteles hatte sich vergeblich bemüht, diesen Gedanken zu widerlegen. Die orientalischen Filosofien machen diesen Gedanken nun ausschließlich zur Grundlage ihrer Welt- und Lebens- Anschauung, und was bei Platon oft nur dichterisches Symbol war, wird in der vorherrschenden Fantasie der Orientalen zu wirklichen Dingen. Der Uranfang der idealen Welt sei ein Urlicht, es strahle aus sich die Weltgestalten aus, die jemehr sie sich vom Urlichte entfernen, desto matter und lichtloser werden sie, bis sie endlich lichtlos geworden, das finstere Reich des Materiellen geben, das der Abfall vom Urlichte, das Böse und Unselige ist. So ward auch im Hellenismos die Filosofie das denkende Abbild des Zeitgeistes.

Diese Ansicht der philosophischen Lehre äußerte sich in mehreren Formen und an verschiedenen Orten, so in der Form

des Gnosticismus, der jüdisch alexandrinischen Weisheit, der Kabala, vereint aber in der Form des Neuplatonismus. Das politische Leben sank immer mehr; Rom wand sich unter den abscheulichsten Gräuelthaten der Kaiser; das Nationalgefühl und der Gemeingeist ging immer mehr und mehr verloren: dies Alles begünstigte eine rasche Verbreitung der hellenistischen Gedanken. Sobald aber das nationale Element verloren geht, so steht der Mensch ohne natürliche und politische Verwandtschaft zu seines Gleichen und abgeschwächt in seiner Eigenthümlichkeit, als ein bloß Einzelner, als bloßer Egoist da, denn Gemeingeist und geselliges Leben setzen laut Thatsachen der Geschichte eine nationale Färbung voraus. Ehe sich aber aus abgeschwächten und unter einander vermengten Nationalitäten neue Nationalitäten hervorbilden, dauert das Unglück der Einzelnen und der Staaten fort und fort. Das römische Reich zeigte auch seine innere Ungenügsamkeit. Von Außen war es beständigen Anfällen ausgesetzt. Im Westen hatte es mit den keltischen und germanischen, im Osten mit den slavischen und asiatischen Völkerschaften zu thun. Je schwächer aber ein Staat wird, destomehr gibt sich von den Auswärtigen das Bestreben kund, sich auf Kosten des hinsiechenden zu bereichern. Dieses Hinsiechen und somit auch das Andrängen aber beförderte die Entnationalisirung, denn wenn wir die Hauptpunkte der Kultur Italien und Griechenland, betrachten, so finden wir sie von einem immer mehr anschwellenden Kranze von Mischlingsvölkern umgeben. Theodosius konnte dem Bruche nicht länger Einhalt thun; er sprach die Trennung des Reiches in das ost- und west- römische aus, indem er selbes unter seine beiden Söhne Honorius und Arkadius theilte. (395). Das griechische Rom hielt sich noch fast ein Jahrtausend, und gab hierdurch den Beweis, daß es nur die griechische Intelligenz war, welche die Anfälle von Außen und was noch schädlicher war, die gränzenlose Verdorbenheit und Schwäche des Hofes überdauerte; denn es wäre bei dem furchtbaren Sittenverderbniß des griechischen Hofes nicht möglich ge-

wesen, das Reich zusammen zu halten, wenn nicht die inneren noch kräftigen Reste griechischer Intelligenz seinen Lebensnerv ausgemacht hätten. Desto elender sah es im weströmischen Reiche aus. Losgetrennt von der griechischen Intelligenz, die Ostrom zusammenhielt, zerfällt es nach einigen Jahrzehenten in mehrere Reiche, aufgebaut auf vielen einzelnen Mischlingsvölkern und Nationalitäten. Auf dem weiten Boden des zerfallenen Römerreiches in einer solchen politischen und Kultur-Weltlage verbreitete sich das Christenthum schnell. Die alte Zeit und in ihr das Heidenthum endete mit einer allgemeinen Entsittlichung; das Christenthum tritt als ideale Sittenanstalt auf. Wer in früherer Zeit nicht Bürger von Athen oder von Rom war, genoß keine vollen Menschenrechte. Das sollte nun aufhören. Schon in den Zeiten des römischen Konsulats wurden tausende Sklaven zu römischen Bürgern erklärt; und als Griechenland seine Selbstständigkeit verloren hatte, verlor sich die Bedeutung des Bürgerthums ganz. Das Christenthum war es nun, das die gesunkene Menschenwürde zu ihrer vollen Geltung wieder erheben wollte, indem es den großen Grundsatz aussprach: „Alle Menschen sind vor Gott gleich". Es sprach aber auch den Grundsatz aus: Alles sinnenfällige Einzelne ist unwahr; ein anderes Leben ist das eigentlich wahre, das Leben des Jenseits.

Nicht das irdische Vaterland, nicht die Stadt, in der ich geboren bin, nicht das Land, das mich großgezogen hat: das Jenseits ist meine eigentliche Heimat. Das gab dem gesammten Kulturleben eine ganz andere Richtung. Es hatte sich binnen 300 Jahren (748 — 750 nach Erbauung Rom's) im röm. Weltstaat das Christenthum so sehr verbreitet, daß Konstantin der Große, derselbe, der Byzantion zur Hauptstadt des Reiches, es auch zur Staatsreligion erhob. Auch hier mußte sich natürlicher Weise eine gewaltige Opposition erheben. Die gesammten Reste des erschlafften Heidenthums rafften sich empor; antike Priester und Sophisten so wie alle, denen die Erhaltung der alten, ehemaligen Kulturwelt am Herzen lag

wie z. B. Kaiser Julianus, Lukianus und Andere, scharten sich um dessen Banner, um mit dem Aufwande der letzten Kräfte den Kampf auf Leben und Tod zu beginnen. Es war dies der Kampf nicht des Hellenismus, sondern der antiken Kultur gegen das Christenthum, die sich schroff entgegenstanden und daher nur mit der Vernichtung der einen oder der andern Richtung enden konnte. Die antike Kultur vergötterte das Natürliche, das Christenthum lehrte nur Uebernatürliches als Gott verehren, der antiken Kultur war das Diesseits einziges und volles Dasein, das Christenthum wies auf's Jenseits hin, die antike Kultur schwelgte in dem heitern Genuße der Natur- und Kunstschönheiten, das Christenthum lehrte die Erdenfreuden geringschätzen. Die Hauptpunkte, in denen sich das Christenthum besonders festsetzte, waren Antiochia, Jerusalem, Rom und nun Byzanz, (Konstantinopel, Stambul).

Der Kultur-Gegensatz zwischen Rom und Griechenland war so groß, daß er seine Wirkung auch im Christenthume äußerte. Es sind die griechischen und die lateinischen Kirchenväter in Sprache und Ansichten wohl zu unterscheiden. Ja, als unter dem Kaiser Theodosius der Bruch des Reiches vollständig zu Stande kam, lag darin auch ein förmliches Losbrechen der griechischen Kirche von der lateinischen für die Zukunft vorbereitet. Man setzt diesen Bruch der beiden Kirchen freilich in die Entzweiung des Patriarchen von Byzanz mit dem Papste (1053), aber der in die Fäden des damaligen Völkerlebens tiefer Eingeweihte wird einsehen, daß eine so nachhaltige, aller Vereinigungsversuche spottende Lostrennung nie vor sich hätte gehen können, wenn sie nicht schon faktisch in dem damaligen Zeitgeiste gelegen wäre.

Achtzehnte culturhistorische Vorlesung.

Gehalten am 17. Mai.

(Die Rugier und Ostgothen in Italien. Der Beginn neuer Nationalitäts- und Kulturanfänge durch griechische Exarchen gestört. Die Päbste werden römische Reichsverweser und rufen die rechtgläubigen Franken zu Hilfe. Die fränkischen Hausmeier kommen zur königlichen Macht. Karl d. G. wird vom Pabste zum römischen Kaiser gesalbt. Kulturbedeutung des neu-römischen Reiches. Kämpfe der Päbste und Kaiser. Gregor VII. und Heinrich IV. Kulturdualismus in Politik und Hierarchie, politisches und hierarchisches Lehenswesen. — Die Verhältnisse zwischen Staat und Kirche in den östlichen Reichen. Die griechischen Kaiser rufen die Russinen zu Hilfe. Großfürst Wolodimir im Verhältnisse zur griechischen Religion und Kultur. Russische Metropoliten anfangs unselbstständig, dann selbstständig, verschwinden endlich in der Person des russischen Car's. Die russische Kultur als Erbin der byzantinischen. — Die Hyksos leben in den Arabern unter Mohamed und den Chalifen wieder auf. Verhältniß der Araber und Türken in Kultur und Politik. Das Wesen der griechisch-indischen Hofkultur der Araber. Die Araber kultiviren Europa. Ignoranz im Mittelalter. Astrologie, Alchymie und Magie. Die Klosterschulen. Die scholastische Filosofie.)

Die Kulturgeschichte hat uns gezeigt, daß der Orient, Griechenland und Rom durch Griechenland-Macedonien für eine Zeit äußerlich zusammengehalten wurden; aber auch nur für eine Zeit; denn wir sahen das Reich Alexanders mit seinen bunt zusammengeworfenen Kulturunterschieden zerfallen, das Römerreich in ein Ost- und ein Westrom sich auflösen und die Kirche in eine morgenländische und eine abendländische sich

zerspalten. Das oströmische Reich strebte zwar allerdings sich den Orient unterworfen zu halten; aber alle derartigen Bemühungen scheiterten und der Orient löste sich von Europa allmählig wieder ganz los. Gehen wir nun zu dem Kultur-Punkte über, der uns Westeuropäer am meisten betrifft, zum weströmischen Reiche, so sehen wir selbes kurz nach der Trennung nichtig in sich zusammenfallen. Die Einfälle fremder, namentlich germanischer Völker wurden mit solcher Kraft fortgesetzt, daß die römische Nationalität (wenn man ja jetzt noch diesen Namen anwenden kann) in Gefahr war, gänzlich germanisirt zu werden. Im fünften Jahrhunderte 476 sehen wir den unternehmenden Häuptling Odoaker mit seinen Heruler- und Rugierscharen, siegreich über die Römer seine Herrschaft in Italien begründen. Achtzehn Jahre später erscheint der Ostgothenkönig Theodorich, überwindet die Rugier und mit ihnen Italien und schlägt seine Residenz zu Verona auf. (Kommt namentlich bei den Alten auch unter dem Namen Dietrich von Bern vor.) Seine Regierungs-Periode ist in der Geschichte sehr wichtig. Die abgeschwächte Nationalität Italiens fängt dabei nämlich an, eine festere Färbung zu erhalten; indem dessen buntes Völkergemenge mit den überwiegend germanischen Elementen zusammen zu schmelzen anfing. Dadurch wurde diese Zeit die Periode eines nochmaligen Aufflakerns des erlöschenden Kulturlebens im Abendlande. Als aber die griechischen Kaiser das Umsichgreifen und sich Krystallisiren der Germanen in Italien sahen, glaubten sie ältere gegründetere Ansprüche auf dies Land geltend machen zu können; und so entbrannte ein hartnäckiger Kampf zwischen den Ostgothen und den byzantinischen Kaisern um den Besitz desselben, der mit der Besiegung des germanischen Elementes endete. Rom wurde ein griechisches Exarchat und bekam einen griechischen Statthalter (Exarchen) an die Spitze der Regierung. Wir haben aber schon bei den Kulturzuständen der alten Germanen gesehen, wie deren Wanderzüge nicht mit Willkür, sondern mit einer gewissen inneren Kultur-Nothwen-

digkeit unternommen und wiederholt wurden. So sehen wir auch das griechische Exarchat schon nach einem Zeitraume von hundert Jahren, als die Longobarden, ein germanischer Stamm, der unter dem Könige Alboin (568) in die italienischen Gefilde herabgestiegen war und sich vorzüglich in Oberitalien festsetzte, unterliegen. Die Römer, erbittert über die drückenden Erpressungen der Exarchen, vertreiben im offenen Aufruhre den letzten derselben, Basileios, und übertrugen die Obergewalt des Staates dem Pabste als Bischof von Rom. Das ist der eigentliche Uranfang der weltlichen Herrschaft des Pabstes, der übrigens, aus der Wahl des Volkes hervorgegangen, gleichsam noch provisorisch und nur im Namen der Stadt das Amt versah. Den Römern, wie überhaupt dem nationalen Elemente in Italien drohte nun neuerdings die Gefahr von dem kräftigen longobardischen Volkselemente verschlungen zu werden. Rom verkannte die Größe derselben nicht. Bangend blickte es um sich, Hilfe und Rettung auszuspähen. Wo sie aber finden? — Das despotische Griechenland, das eben aus Italien verdrängt worden war, anzuflehen, dazu war der Römer, in dem das Selbstgefühl und das Streben nach nationaler Selbstständigkeit wieder zu erwachen begann, zu stolz. Außer Byzanz war aber Italien nur von Völkern keltisch-germanischer und slawischer Abkunft umgeben, die eben zur Stärkung der italienischen Nationalität nicht günstig schienen. Aber nicht bloß politische, auch kirchliche Interessen drängten. Das Christenthum nämlich war damals in der Form des Arianismus sehr weit verbreitet. Dessen Stifter war Arius, der lehrte, Christus wäre nicht einerlei Wesenheit mit Gott; er sei wohl von Gott gesandt, aber nicht selbst Gott.

Dieser Richtung der christlichen Lehre huldigten nun neben vielen gothisch-germanischen Völkern auch die Longobarden, in denen auf diese Art von Seite Roms ein doppelter politischer und religiöser Gegner bekämpft werden mußte. Da fielen die Blicke des Pabstes auf die bei der römischen Kir-

che treu verharrenden nicht arianisch-gesinnten Franken in Gallien, die bereits ein mächtiges, weithin gefürchtetes Volk geworden waren.

Den Namen der Franken, d. i. Freien, legten sich alle germanischen Völkerschaften bei, die nicht, wie die Sachsen, ansäßig in ihrem Lande blieben, sondern ausgingen, um in fremden Ländern Güter und Länderbesitz zu erwerben. Schon seit dem fünften Jahrhunderte 486 gelang es dem Stamme der gallischen Franken, sich von der römischen Herrschaft loszureißen und ein selbstständiges Reich in Gallien zu gründen. Nun aber gestaltete sich ein eigenes Verhältniß zwischen den Königen und den Herzogen oder Kriegsanführern des Landes. Die Könige hatten die Obergewalt im Frieden inne, die Herzoge Duces hatten sie faktisch im Kriege. Sie sind in der spätern Geschichte unter dem Namen Majores domus, Hausmeier bekannt. Die vielen Kriege, welche das Franken-Reich, besonders Anfangs fast unabgesetzt führen mußte, hatten die Gewalt in den Händen solcher Majores domus konzentrirt, so zwar, daß die Königsmacht bald zu einem Schatten herabsank, endlich ganz verschwand und 752 an die Majores domus überging. An diese wandte sich nun der Papst Stefan, persönlich nach Gallien reisend und sprach ihre Hilfe in einer zweifachen Beziehung an: einerseits, um das longobardische Element politisch zu verdrängen; anderseits, um den Arianismus zu unterdrücken. (Daher rührt der Titel der fränkischen Herrscher: allerchristlichster König, rex christianissimus.) Es gelang den Franken Rom 756 zu befreien. Ihr König (Pipin) wurde Schutzherr oder Patricius Rom's und bestätigte den Pabst in seiner Herrschaft, setzte ihn aber zu sich in das Verhältniß eines Lehensträgers; wie wir überhaupt in diesen Zeiten, wo durch äußere Macht die Grundlagen zu neuen Staaten gelegt werden, allgemein dem Umstande begegnen, daß der Eroberer in jedem eroberten Lande sich als den unbeschränkten, als den eigentlichen Eigenthümer von Grund und Boden ansah, allen andern Besitzern aber, den

ihnen ergebenen Vasallen, nur ein Nutzeigenthum einräumten. — Von diesen fränkischen Majores domus ist Karl der Große (742 — 814) in der Kulturgeschichte darum wichtig, weil es ihm erst gelang, der Longobarden völlig Herr zu werden (774.) Der Pabst sah ihn als so mächtig an, daß er in ihm ein Abbild der ehemaligen römischen Kaiser erblickte und ihn im Einverständnisse mit den Römern 800 zum römischen Kaiser im Namen Gottes salbte. Es sollte nach der Ansicht des Pabstes und des neugewählten Kaisers das neue römische Reich für die Welt durch das Christenthum das werden, was nach Alexanders des Großen Ansicht Griechenland durch hellenische Kultur für den Orient hatte werden sollen. Das Christenthum und seine Kultur sollte sich siegreich über ganz Europa verbreiten und dergestalt allgemein giltig werden, daß die gesammte weltliche Macht in der Person der römisch-fränkischen Kaiser, die geistliche aber in seiner, des römischen Pabstes zusammenfließen sollte. Diese beiden Personen sollten die Hauptangelpunkte der ganzen Macht Europas, ja, der Tendenz nach, der ganzen Welt werden. Die Päbste bleiben aber dabei nicht stehen, sondern strebten im Widerspruche mit ihrer innern geistigen Bedeutenheit in dem neu-römischen Reiche, in dem sie die Seele sein sollten, wie die Kaisermacht der kräftige Leib, dahin, sich von der weltlichen Oberherrlichkeit der römischen Kaiser loszureißen. Die ganze Welt sollte diesen unterworfen sein, nur die Päbste und Italien nicht. Die Kirche sollte einen auch politisch selbstständigen Körper erhalten. Diesen offen ausgesprochenen Tendenzen aber traten die Kaiser entschieden entgegen, und so sehen wir in dem neurömischen Reiche einen innern Bruch entstehen, indem diese beiden Weltgewalten, kaum entstanden, schon feindselig einander gegenüberstehen. Auch die Kaiser verloren ihre ursprüngliche Aufgabe im neuen römischen Reiche. Statt friedlich das Christenthum als eine Sittenanstalt zu verbreiten, um die Welt mit Humanität zu erfüllen, zwingen sie dasselbe mit Blut und Brand inhuman den unvorbereiteten Völkern auf,

und die entstandenen christlichen Staaten waren dieß im öffentlichen Leben nur dem Nahmen nach, indem in ihnen statt der christlichen Brüderlichkeit aller Menschen slavische Unterordnung, statt christlicher Milde rauhe Fehden, statt christlicher Freiheit der Lehendespotismus u. dgl. m. vorherrschte. Die Päbste hatten aber die christliche Kirche in ihrer weltlichen Tendenz zu einer despotischen Hierarchie umgestaltet und traten so als Weltmacht der Weltmacht der Kaiser entgegen.

Die großen Kämpfe zwischen den Kaisern und den Päbsten um die Weltmacht wollen wir jedoch hier nicht erwähnen, denn sie sind nur zu gut bekannt; nur das Verhältniß zwischen dem Pabste Gregor VII. (Hildebrand) unter welchem die Kirchengewalt auf einer bisher noch nie gesehenen Höhe stand, und zwischen dem Kaiser Heinrich IV. soll hier beispielsweise berührt werden.

Hildebrand, ein Benediktiner Mönch, lebte im 11. Jahrhundert 1020 — 1085. Seine ungeheuere Macht äußerte sich in dem Banne, den er über Heinrich IV. aussprach und dem zu Folge alle Unterthanen des Kaisers von ihrer Treue gegen ihren Regenten losgelöst werden sollten. Was die Macht der gewaltigsten Kriegesheere nicht vermocht hätte, das brachte der religiöse Einfluß des ausgesprochenen Kirchenfluches zu Stande. Heinrich IV. kam in eine so große Noth, daß er sich demüthigen und auf dem Schlosse zu Canossa in Italien sich der schmälichen Buße, die ihm der stolze Kirchenfürst auferlegt hatte, unterziehen mußte. Im Januar 1077 stand der Kaiser im päbstlichen Schloßhofe zu Canossa drei Tage lang in der Winterkälte barfuß und barhaupt als Büßender hungernd und dürstend! — Aber vom Banne losgesprochen und wieder zu der vorigen Macht gelangt, warf er die angenommene Maske ab, setzte den Pabst ab und ließ einen Gegenpabst erwählen. Gregor VII. vergalt Gleiches mit Gleichem; erklärte durch einen wiederhohlten Bannstrahl die Macht des Kaisers für erloschen und ließ im Einverständnisse mit den deutschen Fürsten einen Gegenkaiser erwählen. Ein Glück

für Heinrich IV. war es, daß sein Gegenkaiser frühzeitig starb. Rasch eilte er gegen Rom und belagerte seinen heftigsten Gegner, vor dem er einst barfuß und reuig in Canossa stand, in der Engelsburg. Der stolze Gregor mußte sich flüchten und starb bald darauf in Unteritalien. Damit war Gregor gestürzt; aber nicht der Päbste Prinzip; die Kämpfe dauerten fort. — An diese beiden Personen läßt sich eine kurze Charakteristik des Lehenwesens und der Hierarchie der damaligen Zeit knüpfen, als deren wichtigste Repräsentanten sie erscheinen.

Das im höchsten Grade entwickelte Lehenswesen dieser Zeiten machte einen Unterschied zwischen Mensch und Mensch. Eigentlich frei war nur der Kaiser (oder strenge genommen nur der Pabst); die Freiheit aller Andern war von ihm abhängig; jeder einzelne Freie war Lehensträger oder Vasall. Unter diesen selbst wurde dualistisch unterschieden: Vasallen, die sich später als der höhere Adel ausbildeten und welche dem Kaiser näher standen — und Vasallen, die nach dem Maßstabe kleinerer Güterbesitzer den niedern Adel bildeten. Den ersteren bildeten die Fürsten und Grafen, den letzteren die freien Herren oder Barone. Erst die unaufhörlichen Kriege und der mit ihnen verbundene Reiterdienst brachte den Ritterstand hervor, der aber nur eine Art Schößling des Baronenstandes war. Außer diesen war Alles leibeigen und mußte frohnen. Frohndienst bezeichnet nichts anderes als Herrendienst, da das altdeutsche Frohn soviel als Herr heißt. Diese Leibeigenen oder mittelalterlich christlichen Sklaven genoßen keine Selbstständigkeit und mußten nur für die Zwecke des Herrn arbeiten, und waren theils Troß, d. i. Dienerschaft ihrer Herren bei Krieg und Turnieren, theils Landbebauer, woher sie auch glebae adscripti, die der Scholle zugeschriebenen hießen.

Am ausgebildetsten war die Leibeigenschaft — die Nachtseite des Lehenswesens, in den germanischen Ländern und kam auch durch die Eroberungen der Germanen in slavische Ländereien. Christliche Germanen machten aus ihren christ-

lichen Slavenbrüdern — Sklaven! Und alle germanischen Geschichtsschreiber gestehen selbst ein, daß die slavischen Stämme z. B. in Meklenburg, Holstein, Pommern, Preußen und der Lausitz die Leibeigenschaft am härtesten empfanden.

Auch die päbstliche Hierarchie schied, namentlich durch das Eheverbot oder den Cölibat der Geistlichen, welches namentlich Gregor VII. auf dem Concil zu Rom (1074) in aller Strenge wieder einführte, Alle ohne Ausnahme, selbst den Kaiser inbegriffen, in Kleriker und Laien. Sie sollten sich zu einander verhalten wie Himmel und Erde. Der Klerus repräsentirte den Himmel, das Laienthum die Erde. Aber selbst die Kleriker schied die Kirche dualistisch in Welt- und Klostergeistliche oder Mönche. Die Mönche und die Nonnen galten in den Zeiten des Mittelalters als Ideale der Menschheit. Wie sie, sollten alle Menschen sein. Sie mußten alles Sinnliche abstreifen. Keine Rücksichten der individuellen Freiheit, des Geschlechtes, des Güterbesitzes durften walten; nicht den eigenen Willen sollten sie haben, sondern sich ganz verläugnen und sich den Befehlen der Obern unbedingt fügen. Dies Alles findet sich in den Mönchs-Gelübden der Armuth, Keuschheit und des Gehorsams, die solche Geistliche ablegen mußten, ausgesprochen. Es waren also nach diesen Ansichten Mönch und Nonne die eigentlichen und einzigen wahren Christen; die andern Bekenner der Christuslehre waren auch Christen, aber mit weltlichen Schwächen beladen. Daher geschah es auch, daß im Anfange dieser Richtung die meisten Päbste aus den Mönchsorden hervorgingen.

Die unbedingte Unterwerfung der Mönche und Nonnen unter ihre Obern und dieser unter die Päbste auf der einen Seite, so wie anderseits die Unterwerfung der Laien unter die Geistlichen überhaupt und unter die Mönche insbesondere erzeugte — als Gegenbild der politischen Lehensmacht des Kaisers, eine hierarchische Lehensmacht des Pabstes.

Blicken wir von diesen Kulturzuständen des westlichen

Europa's nach dem Osten des einstigen römischen Weltreichs, so sehen wir dort ein anderes Verhältniß zwischen griechischem Staat und griechischer Kirche sich entwickeln. Im Westen ging der neu-römische Staat gewißermaßen aus der Kirche hervor, um ihr bald als Feind gegenüberzustehen, im Osten besteht während dem noch immer der alte oströmische Staat, ohne daß ihm die Hierarchie so gegenüber tritt wie im Westen, ja es übergeht dort später sogar die hierarchische Macht an das Staatsoberhaupt, wie es in Folgendem ersichtlich wird. So wie das weströmische Reich meist von germanischen, so ward das oströmische von slavischen und mongolisch-tatarischen Stämmen bedrängt, welche durch ewige Einfälle und zeitweise Niederlassungen eine immerwährend steigende Mischung der Nationalitäten und Abschwächung des althellenischen Elementes im Reiche bewirkten. In den asiatischen Reichsbestandtheilen werden die mongolischen, in den europäischen die slawischen Volks-Elemente die überwiegenden. Unter diesen europäischen Völkerschaften spielen besonders die Bulgaren eine große Rolle, ein Volk, welches ursprünglich einem skythischen, hinter der Wolga seßhaften, Stamme angehörig durch die Einwanderung in die von Slaven bevölkerten Niederdonaugegenden mit diesen verschmolzen war und slavische Bildung und Sprache so angenommen hatte, daß sie in dem Kampfe mit dem griechischen Kaiserthume schlechtweg schon als Slaven erscheinen. Unter Anführung ihrer Caren (Csaren, Cäsaren, vom griechischen *Καισαρ*) bedrängten sie das griechische Reich in so gefahrdrängender Weise, daß der Kaiser Nikeforos (963 — 969), wie einst der Pabst die Franken, zu Hilfe die Russen anrief, welche von denselben bereitwillig und im ausgiebigsten Maße gewährt wurde. Sie kamen unter Swätoslaw und setzten sich nach Besiegung der Bulgaren und Eroberung ihrer Hauptstadt Preslawa (967) in den untern Donaugegenden fest, aus welchen sie nimmermehr in ihrem politischen Einfluß wichen. All' diese Kämpfe hatten ein fast gänzliches Unterliegen und Verschwinden der

griechischen Nationalität zu Folge, während der slavische und insbesondere der russische Einfluß immer wuchs, so daß über den ganzen Peloponnes (Morea) bis in Kleinasien slavische Städtchen zu finden waren und auch dem Namen nach noch heut zu Tage zu finden sind. Es sollen sogar nach der Meinung einiger Gelehrten die heutigen Griechen durchweg slavischer Abkunft sein. (Falmereyer's Hypothese?) Leicht hätte zwischen Rußland (und zwar unmittelbar zwischen den russinischen Reichen im Süden Rußlands) und Konstantinopel sich dasselbe Verhältniß bilden können wie zwischen Rom und dem Frankenreiche; Rußland war nahe daran, gewissermassen die Erbschaft des oströmischen Reiches in Empfang zu nehmen, als der russische Großfürst Wolodimir die Macht der griechischen Sprache für die slavisch-russische Sprache und Nationalität fürchtend, durch die Einführung der slavischen Sprache als Staatssprache, eine Scheidewand zwischen das politische und Kulturleben des einen und des andern Volkes treten ließ. (989). Zu Wolodimir schickten schon ein Jahr früher Mohamedaner, Christen und Juden Gesandte, um ihn vom Heidenthume ab- und ihrer Religion zuzuwenden. Wolodimir entschied sich für das Christenthum, in dessen Schoß er sich nach den Gebräuchen der griechischen Kirche aufnehmen ließ. Wir finden in Rußland bald darauf einen russischen Metropoliten in Kiew, der jedoch Anfangs dem Patriarchen von Konstantinopel untergeordnet war. In der Mitte des 15 Jahrhundertes (1453) sank das griechische Kaiserthum in Konstantinopel ganz und im 16. Jahrhundert kurz nach dem Fall Konstantinopels, hat Rußland schon einen eigenen Patriarchen, bis sich im 17. J. der russische Car für Kaiser und Pabst d. i. für die höchste politische und griechische Macht zugleich erklärt, und im Gegensatz zum zerklüfteten Westen die unbedingte Herrschaft über Seele und Leib, über die geistigen und fysischen Personen in Einer mächtigen Hand vereinigt.

Trotz der Erklärung der russischen Sprache als der Staatssprache seit Wolodimir's Zeiten finden sich in der russischen

Kultur noch immer Spuren der einstigen engen Berührung mit dem Griechenthume vor. Die Schrift der Russen, welche unter dem Namen Kyrilica bekannt ist, hat einen wesentlich griechischen Charakter, indem die Buchstaben vom Apostel Kyrill, der diese Schrift zusammen stellte aus dem Griechischen entlehnt, und nur für jene Laute, welche der slavischen Sprache eigenthümlich sind und durch griechische Buchstaben nicht ausdrückbar waren, eigene Bezeichnungen hinzugefügt wurden. Aber auch die byzantinische Baukunst, welche uns in den ältern russischen Bauwerken begegnet, hat sich selbst bis heutigen Tag daselbst in Geltung erhalten, ja es wird geradezu die russische Baukunst und Mahlerei als die Fortsetzung der byzantinischen von den Kunstkennern angesehen. Ob die Russenmacht sich nicht auch politisch zur Erbin der Ländereien des ehemaligen griechischen Kaiserreiches im Süd-Ost Europas ausdehnen wird, wird vielleicht schon die nächste Zukunft zeigen. Blicken wir noch weiter ostwärts, nach Asien hinüber, so bietet sich auch dort ein eigenthümliches Schauspiel dar in den Verhältnissen der weltlichen zur geistlichen Macht. Wir sehen dasselbe Volk, welches schon einmal unter dem Namen Hyksos durch Verbreitung der ägyptischen Kultur wichtig geworden, das arabische unter Mahomed zum zweiten Male mit der welthistorischen Aufgabe betraut: eine ihm fremdartige Kultur sich anzueignen und über drei Welttheile zu verbreiten. Mahomed tritt gleich im Anfange seiner Macht auf als weltliches und geistliches Oberhaupt seiner Glaubensgenossen. Die von ihm gelehrte Religion ist ein buntes Gemisch von Heidenthum, Judenthum und Christenthum, doch ohne von dem letztern den geistigen Charakter zu entlehnen, welchem die Vorstellungen von Himmel und den Freuden der Seligen, als rein sinnlicher Natur, vielmehr gerade entgegen laufen. Mohomed's Nachfolger hießen Chalifen, was nichts Anders bedeutet als eben: Nachfolger, Stellvertreter. Es ist bekannt, wie unter der Herrschaft der Chalifen der Orient sich neu belebte. Die Erobe-

rungen der Mahommedaner waren obschon kriegerischer Natur, meist unblutige, und das that der Ausbreitung des Islams großen Vorschub, daß seine Bekenner von den unterworfenen Völkern nicht das Aufgeben ihrer Nationalität, sondern bloß die Annahme des Glaubens an Mahommed und die Zahlung eines Tributes verlangten. Auf diese Weise breitete sich ihre Herrschaft nach und nach selbst über Afrika nach Spanien aus und reichte sogar nach dem südlichen Gallien hinein. — Die Chalifen hielten sich eine Leibwache von Seldschucken, einem skythischen oder tatarischen Stamme. Die ewigen Kriege brachten nun hier ein ähnliches Verhältniß hervor, wie es im Westen zwischen dem Majordomus und dem fränkischen König sich zeigte; hier war's der Anführer jener seldschuckischen Leibwache, welcher zu einem solchen Ansehen gelangte, daß die Gewalt der arabischen Chalifen dagegen in den Hintergrund trat, und zur bloßen geistlichen Herrschaft wurde, ohne jede politische Bedeutung. Interessant ist hiebei der Vergleich, wie im Morgenland die geistliche Gewalt vor der weltlichen verschwindet, während die erste im griechisch-russischen Reiche mit der weltlichen identificirt wird, im Abendlande aber sich verstärkt, und sich so Manches über die letztere herausnimmt. Im Oriente tritt (1060) die weltliche Macht nun auf in der Person der türkischen Sultane, von denen der erste, Togrul Beg, sich schon den Herrn der Welt von Aufgang bis zum Niedergange nennet. Doch sinkt, seit dieser außerkaukasische Stamm zur Herrschaft gelangte, die arabische Macht und mit ihr die arabische Kultur zusammen; die letztere läßt jedoch wichtige Spuren zurück in allen Ländern und Wissenschaften.

Die Araber und zwar die Chalifen haben in den Zeiten des Beginns des Mittelalters im Morgen- und Abendlande das gethan, was die griechischen Fürsten, die auf Alexander folgten, in den Zeiten des Hellenismus im Morgenlande gethan haben. Wie bei diesen, war auch bei jenen die Kultur nur eine Art Hofkultur; wie einst die Höfe von Se-

leucia, Alexandrien, Pergamum Mittelpunkte für die Bildung der Zeit, Sammelplätze der Gelehrten und Künstler, und Bildungsanstalten für die Jüngern waren, so waren es jetzt die Höfe der Chalifen, an welchen sich die Kultur der Araber konzentrirte. Es ist staunenswerth, wenn man liest, was für Anstrengungen die Chalifen machten um antike Literaturschätze zu erwerben, förmliche Bibliotheken und Akademien werden gegründet, um die alten Schriftsteller zu übersetzen, und nicht ohne Erfolg. Anfangs versuchte man dieß mit Hilfe des Syrischen, welches, als Sprache eines Volkes dessen ursprünglicher Kern arabisch, dessen Bildung aber griechisch war, am meisten geeignet war, die Annäherung an eine fremde erhabene Kultur zu vermitteln. Sie übersetzten also Anfangs aus dem Syrischen, in welchen sich aus den Zeiten der Seleuciden die griechischen Originalwerke übersetzt vorfanden, dieselben in's Arabische, bis sie sich endlich an die Originalwerke selbst wagten. Unter Allem wurden aber vorzüglich die medizinischen und Naturwissenschaften (Astronomie, Fysik, Mathematik,) aber auch Filosofie kultivirt. Welchen Fleiß die Araber auf die Aneignung der antiken Kulturreste verwendeten, zeigt das Beispiel des Filosofen Alfurabi, von welchem dieses für alle fremde Kultur so empfängliche, doch in eignen Schöpfungen wenig originelle Volk nichts Ruhmvolleres zu sagen weiß, als daß er die Fysik des Aristoteles 40 mal, seine Rhetorik aber 200mal durchstudirt habe. Wenn wir hören, daß solche arabische Akademien, wie sie oben geschildert wurden, in Spanien zu Granada, Almeria, Toledo, Sevilla, Valencia, Murcia, Malaga, bestanden, wohin Jüngerschaaren nicht nur aus ganz Europa, sondern selbst aus dem fernsten Asien pilgerten, so ist dieß ein Beweis für die Höhe der damaligen Kultur. Die Kultur, die durch die Araber verbreitet wurde, ist aber nicht allein hellenistisch, viele und wichtige Momente enthält sie aus der alten indischen Kultur, mit der sie bei ihrer Ausbreitung in nahe Berührung kam. Doch diese Kultur war nur eine künstliche Hofkultur, nicht

vom Volke getragen; sie ging unter mit dem Ansehn der Chalifen, das nicht nur durch Stiftung mehrerer einander bekämpfender Chalifate in Asien, Afrika und Europa, sondern auch dadurch immer mehr sank, daß die Erben der politischen Macht der Araber die rauhen kulturlosen Türken, mongolischen Stammes wurden (1258, 1269). Die arabische Kultur verschwand mit den Arabern aus dem westlichen Europa, welches seither in immer größere Finsterniß versinkt.

In keiner Zeit wurde Kunst und Wissenschaft so wenig geschützt und betrieben, als in derjenigen, welche auf die Vertreibung der Araber aus Europa folgt. In Ländern Europa's, wohin die arabische Kultur nicht hindrang, findet sich schon seit dem 7 Jahrhunderte ein gränzenloser Mangel an Kunstsinn und Entwicklung der Intelligenz als natürliche Folge des politischen und hierarchischen Lehenwesens. Ersteres legte in sinnlich rauhe Thatkräftigkeit, letzteres in der Vorbereitung zum nichtsinnenfälligen Jenseits allen Werth.

In der Kunst tritt das äußere Moment mit dem innern, idealen in gleicher Berechtigung auf, es ist darin Eins mit dem innern, das Geistige offenbart sich im Aeußern, während die Kirche eine vollständige Vergeistigung und Verläugnung alles Sinnlichen forderte. Die ältesten Kirchenväter lobten noch das Studium der Natur, aber schon nicht der Wissenschaft wegen, sondern bloß um daraus die Größe Gottes und die Weisheit und Allmacht der Vorsehung zu erkennen. Später verliert sich auch diese Spur wissenschaftlichen Interesses, und es heißt der Sünde verfallen, wenn man an die Natur sich hingibt.

Die Aerzte in den damaligen Zeiten sind durchgehends Araber und Juden, die letztern, den Arabern in Sprache und Abstammung verwandt, hatten viel von der arabischen Kultur unter sich erhalten, durch sie bekamen die Scholastiker die Werke griechischer Schriftsteller, namentlich des Hippokrates, Platon, Aristoteles; aber in einer entsetzlich verstümmelten Gestalt. Denn wer die Schwierigkeiten kennt, mit welchen

man zu kämpfen hat, um den Geist eines Werkes in einer Uebersetzung wiederzugeben, der mag ermessen, wie viel von dem ursprünglichen Geiste der griechischen Klassiker in den lateinischen Uebersetzungen gefunden werden konnte, nachdem sie aus dem Griechischen in's Syrische, dann in's Arabische, endlich in die Sprache der Juden übersetzt worden war, in der sie die christlichen Geistlichen erhielten, welche ihnen erst das lateinische Gewand liehen. Daher kommt es, daß z. B. als Lehren Platos und Aristoteles im Mittelalter häufig das Gegentheil von dem vorgetragen wurde, was sich nachher aus den Originalwerken wirklich als seine Lehre zeigte. Es kam in diesem Zeitraume so weit mit der Verwahrlosung aller Kultur, daß Schreiben und Lesen auch bei den Hochgestelltesten eine seltene Fertigkeit wurde, und die Schönschreibekunst als ein Handwerk betrieben wurde. Die Fürsten, Bischöfe hielten sich solche Schreiber. Aus jener Zeit stammt auch das sogenannte Signiren, welches man fälschlich für gleichbedeutend für Unterschreiben nimmt; es bedeutet vielmehr zeichnen, indem die des Schreibens unkundigen Herren irgend ein Zeichen meist das Kreuzzeichen unter die Schrift malten, wozu vom Schreiber der volle Name erst geschrieben wurde, mit dem Beisatze „propter ignorantiam literarum.“ (Aus Unkenntniß des Schreibens). Bücher wurden eine ungeheure Seltenheit, die reichsten Familien besaßen keine, die vornehmsten Klöster waren froh, Ein Meßbuch zu besitzen; doch läßt sich dieß sehr leicht erklären, wenn man bedenkt, daß erst im 11ten Jahrhunderte unser Papier entdeckt wurde. Und selbst die wenigen Reste jenes Wissens, das, aus dem arabischen Morgenlande gekommen war, verwandelte sich in den Händen der wenigen Besitzer in die abenteuerlichsten Gebilde, welche mit der größten Aengstlichkeit als Geheimniß bewahrt wurden. Die Astronomie ward zur Astrologie, (Horoskope, Nativitätsstellen) die Fysik zur Alchymie (die Kunst Gold zu machen, den Stein der Weisen zu finden), die Naturwissenschaften zur Magie (Zauberei); jede Wissenschaft ging in ihr Zerrbild

über. Es war dieß eine Zeit der unbewußten Karikatur menschlicher Intelligenz und Kunst. Bei jener Verfinsterung der Geister wurde alles Außergewöhnliche für Zauberei erklärt, von übernatürlichen Kräften, (vom Schwarzen selbst) hergeleitet. Viele, welche so unglücklich waren, auf dem Gebiet des Wissens einen Fund zu thun, wurden von der Hierarchie verketzert, Manche sogar verbrannt. Die wenige, noch übrige Gelehrsamkeit suchte man schon seit den Zeiten Karl des Großen in den Klosterschulen zu erhalten, worin in einem zweijährigen Kurse, Trivium und Quadrivium genannt, die spärlichen Elemente der Grammatik, Rhetorik und Logik — Musik (Kirchengesang) Arithmetik, Geometrie, Astronomie, später unter dem Namen der sieben freien Künste genugsam bekannt, vorgetragen wurden, natürlich von Geistlichen und für Geistliche. Aus diesen Klosterschulen ging auch die sogenannte Filosofie des Mittelalters, die ihren Ursprungsnamen trägt: die Scholastik hervor. Diese scholastische Filosofie, trägt schon in Innern einen Widersprnch in sich. Die Mönche, welche sie zumeist pflegten, hielten an dem Satze fest: alle Wahrheit sei in der Kirche bereits gegeben, der menschliche Verstand habe nichts weiter zu thun, als etwa nach Klarheit und logischer Begründung der kirchlichen Wahrheiten zu streben, sie in's Detail zu analysiren und dialektisch aus dem Gegebenen die Konsequenzen zu ziehen. Sie kamen aber selbst auf diesem Wege ihrer Forschungen soweit, daß sie auf Ansichten stießen, die mit Grundsätzen der christl. Lehre im offenen Widerspruche standen. So stellte diese formelle Filosofie nothgedrungen endlich den Satz auf, es gebe zweierlei Wahrheiten; die eine werde filosofisch von der Vernunft gebilligt, theologisch aber negirt. Also sollte die Wahrheit sogar doppelt sein: eine filosofische und eine theologische! und die Vernunft in sich selbst entzweit! —

Einen bedeutenden Wendepunkt in der westeuropäischen Kultur brachte die religiöse Begebenheit der Kreuzzüge (1095, 1291) und das politische Ereigniß des Sturzes des längst

morschen oströmischen Reiches im fünfzehnten Jahrhunderte (1453) hervor. Von diesem Zeitpunkte datirt sich das Wiederaufleben der Wissenschaften in Europa; und wir werden in der nächsten Vorlesung zeigen, wie von diesem Wendepunkte angefangen bis auf unsere Tage nur eine Kultur-Periode geht, die nämlich: sich in den Besitz der verloren gegangenen Kulturgüter zu setzen, und auf der Grundlage derselben weiter zu bauen, wobei die Tendenz überwiegt, die individuelle Freiheit des Menschen wieder herzustellen.

Neunzehnte
culturhistorische Vorlesung.
Gehalten am 20. Mai.

(Das Mittelalter im Gegensatze zur individuellen Freiheit. Die Kreuzzüge sind keine vereinzelnte Erscheinung, sondern nur eine Aeußerung des Kirchenverbreitungs-Princip's. Die geistlichen Ritterorden. Die Judenverfolgungen. Privilegien der Kreuzfahrer. Das griechische Kaiserthum gegen die Kreuzfahrer. Die Kulturfolgen der Kreuzzüge für die Privaten, für Staat und Kirche. Aufblühen des Bürgerstandes und des Städtewesens. Die Zeit der Entdeckungen und Erfindungen. Opposition der Kunst gegen die Hierarchie. Die gothische Baukunst. Die Bauhütten. Malerei und Musik emancipiren sich aus dem Kirchendienste. Die Volkskultur, namentlich die Volkspoesie beginnt selbstständig-nationale Fortschritte zu bilden. Die Todtentänze. Die Troubadours und Minnesänger. Die romantische Poesie ist antihierarchisch. Dante-, Petrarca-, Boccacio; französische, englische, deutsche Poesie im Kampfe gegen die mittelalterliche Hierarchie. Die Wissenschaft in Opposition mit der Hierarchie. Die Universitäten. Volksschulen. Naturwissenschaften. Der Realismus und der Humanismus sind gegen das Mittelalter. Die Flucht der Gelehrten aus dem durch die Türken eroberten Griechenlande. Auch Päbste werden Hellenofilen. Das Zeitungswesen. Das verpönte Studium des Griechischen und Hebräischen. Die Bibelgesellschaften. Roger Bakon und Bakon von Verulam. Die europäische Filosofie im Kampfe gegen mittelalterliche Principe. Die Ketzereien in der Kirche. Viklife und König Heinrich VIII. Die Waldenser. Huß. Savonarola. Martin Luther. Die Jesuiten. Wissenschaftliche Ketzereien von Reuchlin angefangen bis auf Max Stirner. Das junge Deutschland. Opposition der Privaten und der Staaten gegen die mittelalterliche Hierarchie. — Opposition gegen die mittelalterlichen Staatsformen Seitens der Industrie, des Handels, der Kunst und Wissenschaft. Machiavelle. Die Staatsrechtslehrer. Die deutsche Filosofie. Die Nationalitäten im Verhältniß zum mittelalterlichen Staate. Das sociale Leben im Kampfe mit den mittelalterlichen Staatsformen. Geheime Gesellschaften z. B. Fehmgerichte, Freimaurer. Politische Verschwörungen älterer und neuerer Zeiten. Politische Revolutionen älterer und neuerer Zeiten. Schluß.)

Wir haben in dieser letzten Vorlesung die Kulturbewegungen, die sich seit den Zeiten des Mittelalters sowohl gegen die päpstliche Hierarchie als auch gegen den Feudalstaat auflehnten und die Keime einer bessern Zukunft in sich enthielten, im Kurzen anzugeben. Alle diese Kulturbewegungen gehen nach den beiden Polen: Befreiung von der hierarchischen und Befreiung von der politischen absoluten Bevormundung hin, doch sollte nicht etwa Christenthum und Staat an und für sich, sondern nur die Form derselben negirt werden, die gegen jede freie individuelle Entwicklung feindlich auftrat. Es sind die Zeiten des Mittelalters in der That die Zeiten der Kulturgefangenschaft der westeuropäischen Menschheit: nur Einer, der Papst sollte frei, alle Andern, auch Kaiser und Könige sollten dem unterworfen sein, welcher als Stellvertreter Dessen auf Erden auftrat, der da einst aussprach: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! —

Zwei Begebenheiten sind es namentlich, eine kirchlicher die andere politischer Natur, welche diese Bewegungen, wenn auch nicht hervorbrachten, so doch zum Ausbruche brachten: die Kreuzzüge im 11. 12. und 13. Jahrhunderte und die Eroberung Konstantinopels durch die Türken im 15. Jahrhunderte. Die Kreuzzüge stehen in der Geschichte nicht als etwas Zufälliges, als etwas Vereinzeltes da: sie sind nur die Konsequenz des Prinzipes der Päpste, die Kirche auch äußerlich über die ganze Erde zu verbreiten, welches Prinzip der sichtbaren Kirchenverbreitung die Päpste förmlich und offen äußerten, seitdem das römische Reich durch sie in den fränkischen und später in den deutschen Regenten wieder erstanden war. Das römische Reich sollte nämlich das Schwert des Christenthums sein, das weltherrschend der Religion Christi bei allen Völkern des Erdkreises den Weg bahnen sollte. Wie schon Karl der Große diese Aufgabe aufgefaßt hat, wissen wir; Tausende von Wenden und andere Slaven ließ er in die Flüsse treiben, damit sie in den Fluthen derselben die Weihe der Taufe erhielten. Wir sehen dasselbe Prinzip der

Kirchenverbreitung auch in den heldenmüthigen Kämpfen der westgothischen Ritterschaft gegen die mohammedanisch-arabische Herrschaft in Spanien, wir sehen dies in den vernichtenden halbhundertjährigen Kriegen der deutschen Ritterschaft und früher der Schwertbrüder in dem slavischen Preußen und Litthauen 1283, eben so, wenn auch nicht so großartig, wie in den Kreuzzügen, die wir also aus demselben Prinzipe hervorgehen sehen. Dieses Prinzip äußerer Kirchenverbreitung erzeugte im Mittelalter auf dem Boden der Kirche sogar als Mittelglieder zwischen Mönch und Ritter die geistlichen Ritterorden, deren Zwecke, so verschiedenartig sie auch waren doch darin übereinkamen: gegen die Ungläubigen unausgesetzt zu kämpfen. Die Zeiten der Kreuzzüge ließen am meisten solche Orden aufsprießen, da in ihnen die vereinzelten Bemühungen um die äußere Kirchenherrschaft in der Christenheit sich koncentrirten.

Nicht mit Unrecht wird diese Zeit der Kreuzzüge das Heroenzeitalter der christlichen Kirche genannt, weil wirklich die ganze christliche Mennschheit diesem ideellen Zwecke huldigte. Alles was Nicht-Christ war, schien verabscheuungswürdig und nicht werth, daß es die Erde trüge. In den südlichen Ländern Europa's gab dieser Gedanke die Veranlassung zu den grausamsten Judenplünderungen und Judenverfolgungen, wodurch tausende von Juden gezwungen waren, sich in das östliche Europa (Polen, Rußland, Moldau) im 13. Jahrhunderte zu flüchten. Dazu kam es noch, daß auch da der Gedanke allgemein verbreitet war, die Welt sei ihrem Untergange nahe; es sei daher eine höchst verdienstliche Handlung, ja die Hauptaufgabe der ganzen Christenheit, jene heiligen Stätten, an denen der Weltheiland gewandelt hatte, dem gefährlichsten Feinde des christlichen Namens zu entreißen. Die Kaiser und die Päpste ertheilen daher allen Theilnehmern an diesem heiligen Kampfe die außerordentlichsten Privilegien, legten aber dadurch selbst den Grundstein zur neuen Zeit zur freiern individuellen Bewegung. So erhielten alle Kreuz-

fahrer die Rechte der Geistlichen, indem sie der damals gangbaren weltlichen Gerichtsbarkeit entnommen wurden. Dies ist der Anfang der Befreiung von der so entwürdigenden Leibeigenschaft. Jeder Kreuzfahrer durfte, ohne erst seinen Lehensherrn zu fragen willkürlich sein Vermögen verkaufen; und da sehen wir die Lehensherrn schon in ihren wesentlichsten Rechten angegriffen, denn durch die freie Verfügbarkeit wurde das Lehn d. i. das geliehene Gut zum Allod d. i. zum vollen Eigenthume. Kein Kreuzfahrer durfte wegen Schulden verfolgt werden, Jedem derselben mußte Geld ohne Zinsen geliehen werden. Diese und andere politisch kirchliche Emancipationen der Kreuzfahrer sind nicht unbedeutende Gründe, um einzusehen, wie durch volle zweihundert Jahre West-Europa in eine so gewaltige Bewegung gegen Ost- und Süd kam, wie in den Kreuzzügen. Natürlich waren es die griechischen Kaiser, welche aus politischen und aus religiösen Bedenken gegen diese Kreuzfahrten gewaltig protestirten. Die Spaltung der Kirche dauerte ja noch und die ewigen Züge erschütterten das ohnehin morsche Reich in allen seinen Grundfesten. Wir sehen es daher soweit kommen, daß als die griechischen Regenten thätlichen Widerstand zu leisten begannen, ihr Reich zum Theil und zeitweise gestürzt und in ein lateinisches Kaiserthum in Konstantinopel und in ein griechisches in Trapezunt umgewandelt wurde. Aber der eigentliche Zweck der Kreuzfahrer, Palästina zu erobern um es dauernd zu behalten, wurde nicht erreicht. Vergeblich waren die mühsamsten Anstrengungen; fruchtlos wurden zu diesem Behufe die heldenmüthigsten Kämpfe gekämpft und das Blut von Tausenden verspritzt: aber die Folgen der Kreuzzüge waren für die Kulturentwicklung außerordentlich. Bedenken wir, daß, nachdem die Menschheit seit dem Falle Athens und Rom's durch fünfzehn bis achtzehn Jahrhunderte in den drückendsten Fesseln individueller Unthätigkeit geschmachtet hatte, sie nun plötzlich zu einer zweihundertjährigen unbeschreiblichen Selbstthätigkeit erwacht. Im Gegensatze zur damaligen Sitte, der zufolge sich Jeder im Wissen

und Wollen seinem Höhern fügte und von diesem den Zweck und die Mittel seiner Thätigkeit bestimmt erhielt: finden wir bei den Kreuzzügen in fremde unbekannte Länder den Laien so wie den Geistlichen, den Knecht so wie den Ritter, den Armen wie den Reichen, das Weib so wie den Mann nur auf seine eigene Einsicht und Tapferkeit gewiesen und aus ihr allein, somit nicht aus Standesunterschieden mehr, sondern aus der kräftigen Individualität alle Ueberlegenheit entspringen. Das Selbstgefühl erwachte und faßte in jedweder Brust immer festere Wurzeln.

Nach den Kreuzzügen erst befestigen sich erst innerlich und äußerlich die einzelnen Staaten, die sich zum Theil nie von dem römischen Kaiserreiche, wie es beabsichtigt war, hatten absorbiren lassen, zum Theile sich von dem allgemeinen Boden desselben selbstständig ablöseten, als etwa Frankreich, England, Italien, Dänemark, Norwegen, Schweden. Es sind dieß Staaten, die, was nicht zu übersehen ist, sich nationel abgränzten und einen immer bestimmteren Volks-Charakter annahmen. Ihre Entstehung selbst ist schon eine großartige politische Erscheinung des allgemein in Europa rege gewordenen und gegen (das Individuelle und Nationale abschwächende) Universalmonarchien jeder Art thätig gerichteten Zeitgeistes.

Die Zeit der Kreuzzüge, namentlich die Errichtung des lateinischen Kaiserthums in Konstantinopel, machte das Abendland mit den großen Schätzen der alldort sich noch befindlichen alten griechischen Kunst und Literatur bekannt. —

Die Schreibekunst, die in Griechenland noch immer blühte, im Abendlande dagegen fast ganz verschwunden war, gewann nun auch hier eine immer größere Ausdehnung. Ja, als die Kreuzfahrer nach dem Oriente kamen, sahen sie das einfache, heitere und natürliche Leben der dortigen Völker. Das was den vom Oriente und dem Osten-Europa's abgesperrten West-Europa in der Kultur am meisten fehlte: das Gefühl der Lebensfreudigkeit, der Schönheits-Anschauung und des Besitzes von Literaturschätzen: das sahen und fanden die Kreuzfahrer

im Oriente und im griechischen Staate noch wirklich. Sie fanden auch, daß die Ansichten, welche sie bisher von den orientalischen Völkern hatten und denen zu Folge diese in der gräuelvollsten Roheit und Barbarei lebten, irrig waren. Dazu kam es noch, daß im Oriente Gestalten und Charaktere, wie ein Saladin, ihnen Achtung einflößten. Sie kamen mit ganz andern Ansichten in die Heimat wieder, als mit denen sie ausgegangen waren. Ja die Wenigen, welche ihre Heimat sahen, fanden diese bereits bedeutend geändert. Wir haben schon oben gesagt, daß die Erlaubniß, seine Besitzgüter auch ohne Erlaubniß des Lehensherrn zu verkaufen, das Lehenswesen bedeutend gelockert hatte.

Ganze Adelsgeschlechter waren in den 200 Jahren der Kreuzzüge (1095 — 1291) zu Grunde gerichtet. Die Größe der Reisekosten und Unfälle mannigfacher Art haben das Vermögen vieler derselben geschmälert und damit deren Macht und Ansehen geschwächt. Das Lehenswesen sinkt und das Feudalsystem geht in festere monarchische Formen über. Es war darin nicht etwa das Verhältniß von Vasallen und Untervasallen mehr, sondern es waren nationell gruppirte Vereine, die als Monarchien und zwar Anfangs in der Form des Absolutismus auftraten. Freilich war in den absoluten-nationell-abgegränzten Monarchien noch kein sociales Verhältniß der Freien zu Freien, aber es war doch schon das Verhältniß der Unfreien erleichtert. Denn eben die Schwächung der mächtigsten Vasallen machte es dem Monarchen möglich, während und nach den Kreuzzügen mit absoluter Herrschergewalt aufzutreten. Die Vasallen oder Adelsgeschlechter traten aber nun vereint gegen ihren gemeinsamen Herrn, gegen den Monarchen als einst ihm Gleiche, als Pares, Peers, Pairs auf, wodurch die absolute Macht einerseits paralysirt, anderseits aber angewiesen war, im Volke den Unterstützungspunkt gegen die Adelsgeschlechter (die höhern Stände) zu suchen. Darin liegt der Grund, daß die nationalgefärbten Monarchien jener Zeiten theils durch das Ständewesen, theils sogar durch demo-

kratisch-konstitutionelle Elemente, wie es z. B. die Städteprivilegien waren, eingeschränkt waren, obschon sie die Tendenz der absoluten Monarchie hatten. In der nationalen Abgränzung dieser Monarchien und in dem Umstande, daß das Volk lieber mit Einem Herrn, dem Monarchen, als mit seinen vielen Zwingherrn hielt, liegt schon faktisch die Tendenz der Volks-Befreiung der spätern Zeiten von den höhern Ständen angedeutet. Alle solche Tendenzen hatte auch der Streit der Kirche mit dem Staat bedeutend unterstützt. Der Staat strebte nach individueller Selbstständigkeit, die Kirche auch. Die hieraus sich entwickelnden steten Kämpfe dienten aber dazu die absolute Macht der Monarchen zu schwächen und das Volks-Element zu heben. Ja noch mehr. In der Kirche selbst gab es Zwistigkeiten. Im fünfzehnten Jahrhunderte (1414) finden wir drei Päpste auf einmal auf dem römischen Stuhle. Das Concil zu Kostnitz setzte alle ab und erklärte sich vom Papste als selbstständig und ihm übergeordnet. Dadurch aber sank die Autorität des Papstes und der Kirche; die Macht des Staates dagegen hob sich so zwar, daß später in Analogie mit dem Kostnizer Concil, der deutsch-römische Reichstag zu Frankfurt sich unabhängig erklärte, indem er die Krönung des gewählten Kaisers durch den Papst als überflüssig und entbehrlich darum ansah, weil die Kaiserwürde unmittelbar von Gott stamme. Seit dieser Zeit nennen sich auch die deutsch-römischen Kaiser von Gottes Gnaden, früher hießen sie von Gottes und des Papstes Gnaden.

Ueberall dringt auf diese Art das Prinzip der Selbstständigkeit oder Freiheit durch und selbst die mittelalterlichen Institutionen der Kirche und des Staates, die doch ihrer Natur nach das Prinzip der Unterordnung des Einzelnen — sei nun dieser ein Mensch, eine Nation, ein Staat — verfechten, sind nicht frei von diesem Befreiungs-Prinzipe und tragen zu seiner Verwirklichung unwillkürlich bei. Es ist dieß Befreiungs-Prinzip nichts Anderes als das Zeichen neu keimenden Menschenlebens der gekräftigten Nationalitäten, in denen und durch

die auch die Einzelnen im Volke erstarken. Das neue Kulturleben wendet sich daher auch nach allen Richtungen gegen solche mittelalterliche Institutionen, die dessen Gedeihen hinderlich waren und auch unser gegewärtiges Zeitalter ist noch der Kampf beider entgegengesetzten Kulturprinzipe: das Mittelalter das Prinzip der Allgemeinheit und Unselbstständigkeit des Einzelnen, die neuere Zeit das Prinzip der Individualität und Freiheit. Betrachten wir nun diese Kämpfe in ihren Grundzügen nach den einzelnen Kultursfären.

In Produktion, Industrie und Handel machte sich die Sorgfalt für das Natürliche und für leichte ungezwungene Bewegung der Industrie und des Handels geltend. Das Städtewesen kommt auf. Dies aber ist für die Kultur von der größten Wichtigkeit. Das Bürgerthum, welches in den Zeiten des verfallenden Lehenswesens entstand, nahm neben der Geistlichkeit und der Ritterschaft eine solche Stellung ein, die jede freie Richtung ungemein beförderte. Ein Beweis dafür ist, daß seit dieser Zeit auch die Kultur in allen ihren Beziehungen eine ungewöhnlich rasche Entwicklung nahm. Es erwuchs der Bürgerstand theils negativ durch das in den Kreuzzügen erlahmte Adelswesen und des erlangten vollen Eigenthumsrechtes, theils durch das erwachte Bedürfniß nach industriellen Gütern und nach dem Handel. Der Einzelne fühlte sich für sich allein zu schwach, er reihte sich an Diejenigen, die gleiche Arbeit und Bedürfnisse hatten, wodurch Gewerbe, Innungen, Gilden, Zünfte u. dgl. entstanden. Verschiedene Innungen hatten zusammen doch stets das gleiche Ziel, sich in ihrer Selbstständigkeit von den Resten des Lehenswesens, des Adels zu erhalten, ihr Beisammenwohnen ließ Städte entstehen, in denen sie geborgen, Bürger waren. Die ausschließliche und lebenslängliche Beschäftigung der Bürger mit Gewerben und mit Handel brachte sie in Opposition mit der mittelalterlichen Hierarchie, der die ausschließliche Beschäftigung mit Natürlichem, Sinnlichem, Gräuel und Sünde war. Durch seinen Lebensberuf war der Bürger gezwungen, das

Erdenleben und dessen Güter nicht für nichtig anzusehen, da er ja die Gewinnung, Veredlung und Verbreitung derselben zu seiner Lebensaufgabe machte. Das politische Leben unterstützte die Bürger, denn die Regenten selbst fanden sich nicht selten gezwungen, gegen den oft übermächtigen und hierdurch übermüthigen Adel in Bündnisse mit den an Macht und Wohlstand zunehmenden Städten zu treten, und deren materielle Hilfe in Anspruch zu nehmen.

Hierzu waren große Privilegien, Freiheiten (Freistädte) nöthig, welche die Macht und das Ansehen des Bürgerstandes noch mehr hoben. Der Bürgerstand trat durch seine Thatkraft und politische Macht — die Hansestädte z. B. (im J. 1364 — 77 an Zahl) hatten bewaffnete Mannschaft, sendeten Gesandte ab — in die bisherige Wirkungssfäre des Adels — so wie durch die zu Gewerben und Handel nöthige Intelligenz in die Wirkungssfäre der Geistlichen und glich einem Kulturkeile, der zwischen die bisher einzig berechtigten Stände drang. Von dieser Zeit geht auch die Geschichte der Entdeckungen und Erfindungen ununterbrochen bis auf unsere Tage fort. Bis zum 11 — 15 Jahrhunderte schliefen gleichsam die Völker; nun aber ist es, als ob ein elektrischer Funke alle ergriffe, der einen Feuereifer und eine Thätigkeit anfachte, als gälte es gleichsam das Versäumte, das Verschlafene, nachzuhohlen, als wollte man die bisher unbeachtete Erde, das Meer und die Gestirne im Wissen und in der That gewinnen. Im vierzehnten Jahrhunderte (1302) wurde der Kompaß erfunden für die Schifffahrt, und durch sie für Handel, Geografie, Menschenkunde von unberechenbaren Folgen. Im vierzehnten Jahrhunderte (1350) kam das Schießpulver auf, wodurch das gesammte Kriegswesen eine ganz andere Gestalt annahm und die Bedeutung der Ritterschaft gänzlich vernichtet wurde. —

Sollen wir die ungeheuern Folgen der Buchdruckerkunst für Verbreitung der Intelligenz, Aufklärung und des unzerstörbaren allgemeinen Bündnisses aller denkenden Geister der Mit- und Vorwelt aufzählen, welche Kunst im fünfzehnten

Jahrhundertet erfunden wurde? (1440). Ein neuer Seeweg nach dem reichen Ostindien (1498), eine neue Welt, Amerika (1492), wurden entdeckt, wodurch der Welthandel zur See erst eigentlich entstand und das für die Kultur so wichtige und merkwürdige Kolonialwesen gegründet wurde. Jede Kolonie ist aus alten hergebrachten Formen und Verhältnissen herausgenommen und auf sich, auf ihre eigenen Kenntnisse und auf die eigene Thatkraft angewiesen, jede Kolonie ist ein neugebornes Glied der Menschheit, ein neues selbstständiges Individuum der Anlage nach. Alle diese Veränderungen in Industrie und Handel, alle Erfindungen und Entdeckungen liefen dem mittelalterlich-kirchlichen Interesse in sofern zuwider, als hiedurch der menschliche Sinn sehr auf das Irdische und Materielle, auf das Diesseits gebannt wurde, wo hingegen die mittelalterliche Kirche eine gänzliche Lossagung von dem Sinnlichen und ein stetes Aufblicken in das Reich des Jenseits forderte. — Ein gleiches Streben, sich von derlei mittelalterlich-hemmenden Schranken zu befreien, das Diesseits zu gewinnen und dem Werthe des Natürlichen zu huldigen, sehen wir auch in der Kunst. Die Kunst begann ihre Emancipation von den mittelalterlich-kirchlichen Formen durch die Rückkehr zur Antike (und namentlich zur hellenischen) und durch den erwachten Sinn für Naturformen. Namentlich war es Italien, wo die Reste der antik-hellenischen Kunst aufgesucht und mit wahrer Kunstpietät geachtet wurden. Solche Reste antiker Kunst wurden seit den Kreuzzügen in West-Europa stets bekannter; und als das politisch-schwache oströmische Reich der thatenkräftigen Macht der Osmanen unterlegen war, fanden sie hier eine willkommene Aufnahme, liebeheiße Pflege, so wie die tiefste Achtung und Bewunderung. Was also dem griechischen Kaiserthume zum Verderben diente: die Aufpflanzung des Halbmondes statt des Kreuzes an der Sofienkirche zu Konstantinopel (1453), das diente Westeuropa zum Heile seiner Kunst, so, daß diese Periode die Periode des Widerauflebens eines regen frischwe-

henden Kulturlebens im Allgemeinen und des Kunstlebens im Besondern wird. Das mittelalterliche Christenthum war überhaupt nicht einer selbstständigen Kunstentwicklung günstig. Es legte auf das Aeußerliche nicht nur keinen Werth, sondern sah es sogar verächtlich an und doch besteht das Wesen der Kunst in einer Gleichsetzung des Aeußeren (der Form) mit dem Inneren (dem Ideale). Daher die Erscheinung, daß die Anfänge der christlichen Kunst noch antike Kunstwerke z. B. Basiliken und ihre Endpunkte schon moderne Kunstwerke sind (z. B. die Gemälde Rafaels). Der Charakter der eigentlich christlichen Kunst: die Innerlichkeit und Gemüthlichkeit (Subjektivität), der ihr den Namen der romantischen Kunst verschaffte, ließ dieselbe meist in den subjektiven Kunstformen der Musik und Lyrik (Choral, Hymnen) sich auszeichnen. Die objektiven Kunstformen: Baukunst, Skulptur und Mahlerei sinken immer mehr, je mehr sich die Kirche mittelalterlich ausbildet. So schwindet z. B. in den Mahlereien die Natürlichkeit gänzlich. An die Stelle der schönen, vollen menschlichen Gestalt, treten lange hagere Menschenhüllen. Der für die antike und die Natur-Schönheit erwachte Sinn seit den Zeiten der Kreuzzüge und der Eroberung Konstantinopel's tritt nun in Opposition mit der mittelalterlich-christlichen Kunstrichtung. Diese neue Richtung wird so mächtig, daß selbst die Kirche sich der Macht der neuen Richtung nicht entziehen konnte. Wir sehen z. B. den Dom zu Skt. Peter in Rom, den stolzen Bau der Päpste, ganz nach antik-heidnischen Mustern gebaut.

Die gothischen Bauten z. B. die Dome, dienen keineswegs dazu das Gesagte zu widerlegen, denn die Ansicht, daß sie symbolisch durch ihr aufstrebenden Pfeiler den Blick des Betenden nach Oben lenken und durch den geringen Durchmesser derselben die Materielosigkeit der christlichen Ansicht andeuten sollen, ist längst als eine romantische nachgewiesen worden.

Der Blick ward darin durch die Pfeiler allerdings hin-

auf, aber nicht zum freien Himmel, sondern zu dem kalt berechneten System der Quer- und Kreuz-Gurten des Gewölbes und durch den organischen Zusammenhang desselben mit den Pfeilern auf diesen wieder hinabgeführt, was den Eindruck der vollendet innern Einheit dieser Architekturart und weiter nichts gibt. Der dünne Durchmesser der Pfeiler ist Resultat kaltverständiger arithmetisch-mechanischer Ausmessung um auf der geringsten Masse das Schwerste tragen zu können. Dieß geht bis ins Uebermaß und die Strebe-Pfeiler, die außerhalb angebracht werden, müssen das Minus der Dünnheit der innern Pfeiler ersetzen. Durch die gothische Baukunst geht das kühne Streben hindurch: Eins zu werden mit der Skulptur oder Bildhauerkunst: die Mauern verschwinden in den Pfeilern und den hohen Fenstern so sehr: daß der Baumeister der gothischen Bauten zugleich zum Steinmetzer wird. Auf diese Art ist es ersichtlich, daß die gothische Baukunst allerdings kirchlichen Zwecken diente, keineswegs aber aus christlich-kirchlichem Gefühle hervorgegangen ist. Schon der Name: gothische Baukunst, zeigt, daß gleich im Anfange dieselbe nicht für eine christliche, sondern für eine nationale erklärt wurde, denn die Italiener selbst gaben ihr diesen Namen (für den man heut zu Tage den Namen: germanisch wählt), um damit ihren Ursprung von Fremden, Barbaren zu bezeichnen. Sie ist so wenig christlich-kirchlich, daß wir eben so gut im Mittelalter Dome, wie Rathhäuser, Privatwohnungen der Bürger, Handels-Gewölbe, Brunnen im gothischen Style erbaut finden. Ja noch mehr, es sind die Erbauer gothischer Dome oft, sehr oft, so unkirchlich, daß sie Karrikaturen von Mönchs- und Nonnen-Gesichtern so wie andere Scheusale in den Skulpturverzierungen anzubringen pflegen. Auch liegt im Gegensatze der geringen Intelligenz des kirchlichen Mittelalters der gothischen Baukunst eine so staunenswerthe Menge von theoretisch-wissenschaftlichen Kenntnissen und praktisch künstlerischen Fertigkeiten zu Grunde, daß ihre Werke aus förmlichen Künstler-Zünften, Bauhütten genannt,

mit einem obersten Meister an der Spitze ausgingen. Der äußerst zusammengesetzte Plan solcher Bauwerke, der die strengste geometrische Regelmäßigkeit mit der ausschweifendsten Manigfaltigkeit der Gebilde in sich auf eine wunderbare Weise einet: blieb nicht etwa bloß ein Geheimniß des Baumeisters: sondern ist es auch bei fast ausgebauten Werken in dem Grade, daß es bei Reparaturen oder völligen Ausbauversuchen den neuern Zeiten nie gelingen will, vollständig Herr des Planes und der Ausführung zu werden. Das Handwerk, der wissenschaftliche Geist, die Kunst und die Genialität sind darin unnachahmlich vereint verwirklicht und diese Wunderwerke mittelalterlichen Bauens nicht auf hierarchischem Boden: sondern auf dem Boden des zünftigen Bürgerthums und Städtewesens entstanden. Die Bauhütten hatten ein ungemeines Ansehen und bedeutende Privilegien, sie standen z. B. weder unter kirchlicher noch staatlicher Gerichtsbarkeit, sondern unter der eigenen ihres obersten Meisters. Als auf der einen Seite das Zunftwesen durch die überhandnehmende Selbstständigkeit der Individuen verfiel, auf der andern Seite aber der sinkende Kirchengeist nicht die ungeheueren Mittel zur Fortführung schaffen konnte: erlahmte auch die gothische Baukunst mitten in ihrem Wirken: die meisten gothischen Dome sind unausgebaut. Die wiedererwachte Kunst am Ende des Mittelalters sucht sich allmählich aus der kirchlichen Dienstbarkeit loszulösen und selbstständig dazustehen. Natürliche Gegenstände z. B. werden mit der nämlichen Sorgfalt gemahlt, wie einst Begebenheiten der h. Geschichte, das Mythologische lebt neu wieder auf, ja sogar das kirchlich so verpönte Nakte der Menschengestalt.

Schon im J. 1200 hatten griechische Maler eine Malerschule in Venedig gestiftet. Und wenn auch geniale Maler jener Zeiten noch kirchliche Motive malten z. B. ein Rafael (1483 — 1520) die herlichen Madonnen: so sind sie dabei schon auf ästhetischem und nicht mehr kirchlichem Gebiete. Denn seine Madonnen erregen allgemeines Wohlgefallen bei Christ und Nichtchrist und ihre Aufstellungsorte sind auch nicht

bloß Kirchen, sondern allgemeine Kunst-Anstalten: Bildergallerien! Ein Beweis, daß bei solchen Gemälden das Verhältniß zwischen Kirche und Kunst sich in das Gegentheil verwandelte, da dabei die Kunst nicht mehr der Kirche dient, sondern umgekehrt, kirchliche Motive künstlerischen Zwecken dienen. Der Dienst der echten Kunst ist stets nur scheinbar und geheuchelt, jedes vollendete Kunstwerk fordert um seinetselbstwillen unbedingte Anerkennung, es stellt sich dem Schönheitssinne als Selbstzweck dar. Je mehr die Päpste die Kunst beförderten, destomehr beförderten sie unwillkürlich die Emancipation der Kunst und den Sinn für das schöne Aeußerliche Natürliche, Irdische.

Noch auffallender zeigt sich dieser Kulturproceß in der Geschichte der Kirchenmusik. Der einfache und würdige Choralgesang überging durch die Orgelbegleitung in die Instrumentalmusik, und zwar auf eine Art, daß man im Allgemeinen selbst in den edlen Kompositionen eines Haydn und Mozart mehr weltliche als kirchliche Motive durchhören will, während die Kirchenmusik unserer Tage fast allgemein schon als Opermusik gilt. Diese Opposition zur Kirche entsteht aber nicht bloß durch einzelne Künstler: auch das ganze Volk erhebt sich in seinen Volkspoesien dagegen. Das ist auch bei andern Kunstgattungen, namentlich bei der Malerei ersichtlich, da Kunstschulen mit nationalen Namen entstanden z. B. die italiänische, die niederländische (Todtentänze, Holbein), die deutsche, die spanische (Murillo) u. s. w. Ueberhaupt ist in der Kulturgeschichte damaliger Zeiten ein bemerkenswerther Zug nach selbstständigem Leben im Volke bemerkbar. Je mehr die kirchliche Hierarchie und das Feudalwesen die Einzelnen in ihrem starren Systeme zu nichtssagenden Exemplaren zu machen sich bemühten: destomehr zeigte sich seitwärts das gedrückte Volksleben, es trieb Seitensprossen, die zu mächtigen Bäumen heranwuchsen. Die sich befreiende Volkspoesie ging sogar überall der Kunstpoesie voran und die Volksbücher und Volkspoesien aller Völker sind ein Beweis, wie sehr sich das Volk außer-

halb den engen Gränzen, die ihm Hierarchie und Feudalwesen im Leben setzen, eine neue Welt bald aus seiner kräftigern, oft heidnisch-mythischen Vergangenheit (Libušin soud, Zaboi, Cestmir — die Serbenlieder, das Nibelungenlied u. s. w.) bald aus der antiken Vergangenheit, soweit sie noch im Westen Europas nachklang (der Trojaner-Krieg, die Alexandreis, Alexandreida u. s. w.), bald eine Welt der Mährchen, in der die Schranken der wirklichen zauberhaft gehoben waren, bildete und in ihr beseligt lebte. Es sind diese Poesien keineswegs nur spielende Traumgebilde: sondern sie geißeln oft mit unerwarteter Kraft selbstbewußt die damaligen Zustände der Hierarchie und des Lehnwesens wie z. B. das schon im 10 Jh. entstandene Reineke Fuchs-Gedicht, das Göthe so bedeutend fand, daß er es eine Weltbibel nannte. („Dieß Büchlein zeigt um guten Kauf, der Welt und ihrer Bürger Lauf, wers fleißig liest und recht versteht, sieht, wie's in allen Ständen geht.") Ein solches Volksbewußtsein ist auch in den sogenannten Todtentänzen malerisch dargestellt. Schon das J. 1312 kennt sie und spricht in ihnen nicht bloß die Gleichheit Aller, sondern auch die Nichtigkeit der damaligen Ständeunterschiede oft satyrisch genug aus Der Tod, ein satyrisches Menschengerippe tanzt seinen Reigen mit Päpsten und Kaisern, mit Rittern und Ritterfräulein so gut, wie mit dem geringsten Bauer und Bettler. Einen Uebergang, von kirchlich-oppositionellen Volkspoesien in die Kunstpoesien Einzelner bilden die Gesänge der Troubadours und der Minnesänger. Durch christliche Kämpfe (gegen die Mauren in Spanien und die Osmanen in Palästina) angeregt, werden sie allmählich so antikirchlich, daß Liebe und Frauendienst zum Hauptgegenstande derselben werden, der mit aller Gluth der Sinnlichkeit besungen wird. Die Troubadours und Minnesänger waren nicht vereinzelnte Erscheinungen unter Rittern und Fürsten, sondern es wurde diese Art Poesie zum herrschenden Zeitgeiste unter dem romanisch-germanischen Adel der damaligen Zeiten und setzte sich auch bis auf unsere Tage in einzelnen Dichtern unter dem Namen der

romantischen Poesie, ja sogar in einzelnen Denkern als romantische Weltanschauung, als Romantik fort. So wie die ritterlichen Abenteuer, ja das ganze Leben damals ein Ausnahmszustand und etwas Ungewöhnliches waren: so hat die romantische Poesie eine Zauberwelt der Gefühle der gewöhnlichen wirklichen Welt entgegen gesetzt: so daß sie gegen die Antike sowohl als auch gegen die Natürlichkeit im gleichen Gegensatze steht. Und so wie die romanischen Toubadours in sentimental-lyrischen Gemüthsergüssen über Frauenschönheit und Liebesglück sich ergehen, so ist auch dem frühern und spätern Nachfolgern derselben, den Romantikern, die Sentimentalität und Gemüthlichkeit des Lebens in einer wunderbaren unergründlichen Zauberwelt das Erste und Höchste. („Mondbeglänzte Zaubernacht, die den Sinn gefangen hält, wunderbare Mährchenwelt, steig auf in der alten Pracht!"). Solche Kulturzustände schweben in dem Halbdunkel zwischen Fantasterei und Sinnlichkeit. Wir erinnern hier aus dem Alterthume an die romanischen Tableaux, deren Romantik oft bis ans Obscöne gränzt und aus unsern Zeiten an den Romantiker Fr. Schlegel, welcher zugleich Verfasser der sinnlich glühenden Lucinde als mystisch-romantischer Gedichte ist, um unsere Behauptung zu rechtfertigen. Solche Kulturzustände stehen aber nicht bloß Seitens ihres sinnlichen Moments seit jeher in Opposition mit den mittelalterlich-kirchlichen Zuständen: so sehr sie auch durch diese das Christenthum zu fördern vorgaben und noch vorgeben. Denn die mittelalterliche Hierarchie forderte feste Einordnung in ihre Institutionen im Leben und verständige Unterordnung unter die kirchlichen Dogmen und die ideale Welt und Humanität des Christenthums ist vom Grund aus eine andere als die Zauberwelt der Romantiker und ihre in Gefühlen zerfließende Sentimentaliiät. Das Christenthum gibt eine bestimmte, positive, ideale Welt dem wirklichen Menschen; die Romantik aber läßt die wirkliche Welt und den wirklichen Menschen in einer Nebel-Welt untergehen, die sich jeder Ro-

mantiker nach Willkühr zauberhaft färbt und darin mit dem wirklichen Menschen auch die wahre Humanität verliert („Unten gehn Fontänen im Garten spazieren, Engel hängen in den Wolken, Abendröthe und Mondschein gehn durcheinander indem erwacht mit dem Morgen die Vernunft, (und frägt:) wo ist mein lieber Mensch?“—) Die Verbindung und Theilnahme der Romantik mit und an der mittelalterlichen Hierarchie ist und war stets nur scheinbar und geheuchelt: denn die Romantik nimmt nie das Positive in den gegebenen Formen, sondern formt es und legt es sich nach den subjektiven Gesetzen der Gefühle und der Fantasie zurecht, es ist die Romantik der Ausfluß der individuellen Freiheit der Gefühle und der Fantasie der Einzelnen. Nie wird und kann die mittelalterliche Kirche z. B. die romantisch-visionäre Wanderung Dante's (1265 — 1321) durch Hölle, Fegefeuer und Himmel in seiner Divina commedia als Erläuterung ihrer Dogmen ansehen, es ist Willkür in der Auffassung und in sofern Abfall von den kirchlichen Dogmen. Auch tritt Dante in eben dieser Komödie (und in andern Werken) gegen den Papst zu Gunsten des Kaisers als Ghibelline auf. Daß solche Auffassungen Sache des Zeitgeistes seit vielen Jahrhunderten sind, beweiset z. B. der Umstand, daß diese Divina commedia seit 1472 über sechzig Ausgaben erlebte. Die in der Romantik verborgene, ja oft unbewußte, Opposition gegen das Mittelalterlich-kirchliche tritt aber öfters offen auf. Aeltere Romantiker z. B. Dante, Petrarca, weisen offen auf die Nothwendigkeit der Studien des heidnischen Alterthums hin, in dem sie selbst fest bewandert waren, Dante läßt sich seiner romantischen Wanderung in der Commedia von dem Heiden Virgil und seiner Jugendgeliebten Beatrice führen.

Boccacio (1313 — 1375) schrieb, der Erste, eine Göttermythologie und kämpft geradezu in seinem Dekamerone, einer meist den romanischen Tableaux entlehnten Sammlung von Novellen gegen die mittelalterlich kirchlichen Ansichten von der Sündhaftigkeit der Liebe und andern Erdenfreuden. Sein

Manuskript wurde von der Kirche verbrannt. — Aber nicht bloß die romantische Poesie, sondern die Poesie als Kunst überhaupt und zwar bei allen Völkern tritt mit Selbstbewußtsein der mittelalterlichen Hierarchie entgegen. Dieß zeigt sich unter den Franzosen namentlich an Moliere (1621 — 1673), Voltaire (1694 — 1778), Beranger (1780) u. v. A. Voltaire, die personificirte Persiflage mittelalterlicher Hierarchie liez sich in seinem Mußeorte Ferney bei Genf durch volle 30 Jahre von ganz Europa, von Literaten und von Fürsten, vom männlichen wie vom weiblichen Geschlechte wie ein König der Freigeisterei huldigen und sah im J. 1778 als Triumfator ganz Paris zu seinen Füssen. So sehr war schon im allgemeinen Bewußtsein des Publikums die Opposition gegen die Hierarchie erstarkt. Bei den Engländern stehen auf antikirchlichem Boden Shakespeare (1564 — 1616), Swift (1707 — 1745), Byron (1788 — 1824), Schelley (1792 — 1822), u. A., unter den Deutschen z. B. Lessing (1729 — 1781), Wieland (1733 — 1813), Heinse (1749 — 1803. Ardinghello), Schiller (die Götter Griechenlands), Göthe (die Braut von Cornith), das gesammte junge Deutschland, Heine u. v. A.

In eine ähnliche Opposition gegen die mittelalterliche Hierarchie tritt wie die Kunst, so auch die Wissenschaft. Und zwar ist diese Opposition sogleich in der Sfäre der klösterlich-scholastischen Wissenschaft selbst ersichtlich. Ein Theil der Scholastiker, Nominalisten genannt, erklärte alles Allgemeine für einen bloßen Namen und sprach ihm das Sein ab. Das Einzelne, Sinnenfällige, sei allein das wahrhaft Wirkliche oder Reale. Da nun die meisten christlichen Begriffe allgemein sind z. B. Allgegenwart, Allwissenheit, allgemeine Menschenliebe, das Geistige, so wurde die Opposition der Nominalisten so arg, daß viele derselben als förmliche Ketzer erscheinen, ja sogar auch verbrannt wurden. — Diese Opposition trägt auch die Entstehung der Universitäten im Gegensatze der Klosterschulen zur Schau. Denn diese waren anfänglich Vereine von Privaten (Lehrern und Schülern), eine Art gelehrter

Zünfte, um unabhängig von der Kirche meist nichttheologische Wissenschaften z. B. Jurisprudenz, Medicin, Rhetorik, Filosofie zu fördern. Später erst kamen sie unter kirchliche, endlich unter die politische Autorität. Auch das Volksschulwesen überging allmählich aus der Hand der Geistlichen in die Hand der Weltlichen, dadurch, daß die Geistlichen selbst sich anfangs weltliche Gehilfen hielten, die allmählich zu weltlichen Lehrern wurden. — Die im Mittelalter von der Hierarchie nicht bloß vernachläßigten, sondern sogar geringgeschätzten Naturwissenschaften kommen nun immer mehr in Flor und treten in Opposition mit den kirchlichen Ansichten und nähren statt des religiösen Positivismus den Naturalismus. Nicht bloß deshalb, daß sie den Sinn der Menschen auf das Diesseits ziehen und die Erforschung desselben um seinetwillen sich zur Lebensaufgabe machen, sind sie unmittelalterlich, sondern sie sind oft auch durch ihr Resultat antikirchlich. Am meisten trifft dieß die Astronomie, Geologie und Anthropologie. Galiläi (1564 — 1642) trug in Florenz die Ansicht vor, die Erde drehe sich um die Sonne und gab (1632) Gespräche über die zwei größten Weltsysteme, das Ptolomäische und Kopernikanische heraus. Er mußte diese Ansicht vor der Inquisition zu Rom abschwören («é pur si muove») und durch drei Jahre lang wöchentlich einmal die Bußpsalmen beten. Nicolaus de Cusa (1401 — 1464) von Trier, Kardinalgesandter des Papstes an den deutschen Höfen war in seinen Werken für die Ansicht, daß die Sonne den Mittelpunkt unseres Planetensystems bilde, trug sie aber aus Furcht vor kirchlichem Anstoße nur als ein bloßes Paradoxon vor. Der Slawe Kopernik (1473) trug diese Ansicht, auf die er, wie er selbst mittheilt, durch die Ahnungen der alten Griechen davon z. B. eines Filolaos, kam, schon als ausgemachte Wahrheit vor, hielt jedoch sein Werk wegen kirchlichen Bedenklichkeiten „viermal länger als Horaz empfielt" zurück und sein Herausgeber wagt nach seinem Tode diese Ansicht nicht anders als eine gelehrte Hypothese zu nennen. Die Geologie kam häufig durch die Geschichte

der Entstehung der Erde nach natürlichen Gesetzen in Gegensatz mit der theologischen Schöpfungs-Geschichte, so wie die Anthropologie durch die Theorie der stufenweisen Entstehung der Menschheit in Form niederer und höherer Raçen im Kampf mit der biblichen Ansicht von dem Ursprunge des Menschengeschlechtes aus Einem Menschenpaare und der Verbreitung der Menschen durch Sem, Cham und Japhet. Die Hebung der Industrie und des Handels nach den Zeiten der Kreuzzüge beförderte das Studium der Naturwissenschaften wegen des wechselseitigen Zusammenhanges beider, und realistische Studien nehmen, je mehr wir uns unserer Zeit nähern, immer mehr zu, ja es ist bekannt, daß der Realismus unserer Tage mit dem Humanismus einen großen Kulturkampf kämpft, der durch Nebenordnung beider entschieden werden wird. Der Humanismus selbst, bestehend in der Vorliebe zu dem klassischen, namentlich den antikgriechischen Studien, regte sich schon längst, in Italien namentlich, kam aber zur vollen Geltung erst mit der Flucht griechischer Gelehrten aus Konstantinopel kurz vor und bei der Eroberung dieser Stadt durch die Türken (1453). Dante, Petrarca, Boccacio u. A. waren schon eifrige Hellenofilen. Boccacio verschaffte Italien zuerst wieder die Gedichte des Homer und schrieb eigenhändig viele griechische Manuskripte ab. Die Gelehrten Italiens und durch sie die Gelehrten anderer Länder sahen das Studium der Alten im Gegensatze der mittelalterlichen Kenntnisse für so bedeutungsvoll an, daß sie erst dadurch zu Menschen oder human geworden zu sein ausgaben, wodurch der Name Humanismus und Humanisten erwuchs (der noch in unsern Humanioren nachklingt). Die Entdeckung der Buchdruckerkunst griff hilfreich ein und die Alten erstanden in Schrift und Wissen von dem vielhundertjährigen Tode. Die Namen Chalkondylas, Laskaris, Theodor Gaza u. A. einerseits, so wie anderseits die Namen Pletho, Ficin, Bessarion, Niccoli, Filelfo, Kalandrino, Aretinc, Bracciolini, Beccatelli werden in der Kulturgeschichte ewig blühen. Der Eindruck des auf dem Boden des Humanis-

mus neu aufkeimenden Lebens auf die damaligen Zeitgenossen, die inwiefern sie am verrosteten Alten hingen, von den Humanisten schlechtweg Obskuranten genannt wurden, ist aus dem begeisterten Ausrufe Ulrichs von Hutten zu entnehmen: „Jahrhundert! die Studien blühen, die Geister wachen: es ist eine Lust zu leben!“ — Mit den hellenischen Studien kam in die Kenner derselben, der alte, lebensfrohe Sinn der heitern Griechen.

Die Hierarchie fühlte sich zwar durch den Humanismus tief verwundet — noch im 16. Jahrhunderte erklärten die Theologen in Paris vor dem Parlamente, daß die neuen Studien das Bestehende zu stürzen drohen — konnte ihm aber nicht wiederstehen. Während die Mediceer in Florenz mehr die antike Filosofie förderten z. B. eine Akademie für platonische Filosofie in ihrer Villa, eine Bibliothek und Kunstakademie gründeten, unterstützten Kardinäle und Päpste die hellenische Filologie z. B. Nikolaus V. Paulus II. vor Allen aber Leo X. (1475 — 1521) aus dem Geschlechte der Medici, ohne zu bedenken, daß sie dadurch einen Geist heraufbeschworen, der direkt gegen die kirchliche Hierarchie war. — Nicht bloß, daß bereits die Gelehrsamkeit aus dem ausschließlichen Besitz der Geistlichen in die Hände der Weltlichen gekommen war, entstand auch das Bemühen, das Wissen überhaupt zum Gemeingute Aller zu machen, die Wissenschaften strebten die Volksthümlichkeit an und damit die allgemeine Verbreitung. Das Zeitungswesen, anfangs nur geschrieben, kam zu erst in Venedig (1563) auf. Gregor XIII. erließ eine Bulle dagegen, aber das was im Zeitgeiste lag, der Trieb nach Befreiung der Geister von der Unwissenheit, ließ sich von nun an nicht mehr hemmen.

Die lateinische Sprache, die Gelehrten-Sprache des Mittelalters mußte nationalen Sprachen weichen, wodurch erst die wissenschaftlichen Literaturen der Völker Europas erwachten. Anhänger des Mittelalters hingen und hängen ihr auch noch an. Das Denken in der Muttersprache hob das

Denken selbst, wie die fremde Hülle abgeworfen war. Das Mittelalter hing dem Lateinischen so an, daß sogar das Studium der hebräischen Sprache angefeindet wurde. Der Dominikaner und Ketzermeister Hogstraß predigte öffentlich gegen das Hebräische und Griechische, und Erasmus und Reuchlin hatten viele Kämpfe wegen der Vertheidigung derselben mit den Finstermännern des Mittelalters zu bestehen. Die Sitte späterer Bibelgesellschaften, die Bibel in alle Sprachen zu übersetzen und darin zu verbreiten, erhielt sich trotz der Kirchenverbote. Die englischen Bibelgesellschaften haben z. B. seit dem J. 1804 bis zum J. 1839 zwölf Millionen Bibeln in 150 Sprachen verbreitet.

In allen diesen Kulturbewegungen war das Princip der neuern Zeit: individuelle Befreiung der Geister genugsam ausgesprochen, als daß es nicht auch förmlich zum selbstbewußten Principe in der Wissenschaft erhoben worden wäre. Das Studium der Alten bahnte den Weg an. Platon und Aristoteles erhielten im Mittelalter bei vielen Gelehrten eine solche Autorität, das man sie ebenso wie Bibeltexte als Beweisgründe citirte. Gegen alle Autorität in den Wissenschaften, sei es die der Alten, insbesondere des Aristoteles — oder die Autorität der Bibel trat Naturwissenschaft und Filosofie auf. Der Franziskaner Roger Bakon (1214 — 1294) trat schon dagegen auf und büßte es mit päpstlichem Verbote seiner Schriften und 10jährigem Kerker. Durchgreifender gestaltete sich dieß Princip unter den Händen des Lordkanzlers Bakon von Verulam (1561 — 1626), der Naturbeobachtung, Versuche, Induktionen geradezu als die einzigen Quellen für die Wiederbelebung der Naturkunde ausgab. Seine Erkenntnißquellen: die Sinnenanschauungen erhob dann Locke, der englische Filosof (1632 — 1704) zum allgemeinen Princip alles Wissens, wodurch er zum Vater der sensualistischen Filosofie der Engländer und der materialistischen der Franzosen im vorigen Jahrhunderte wurde. Gegen kirchlich-dogmatische Lehren traten namentlich in England die sogenannten Deisten z.

B. Toland, Tindal, Woolston, Morgan u. A. auf, die in Voltaire, Rousseau, Montesquieu, Holbach, Helvetius, Diderot, d'Alembert, Seitens der Franzosen noch bedeutendere Bundesgenossen fanden. In der eigentlichen Filosofie erhob den individuellen Denkgeist als allgemeines Erkenntnißprincip der Wahrheit Des-Cartes und den kirchlich so verpönten Zweifel als unerläßliche Bedingung, um zu festerem Wissen zu gelangen. Der das Kartesianische System konsequent durchführende Jude Spinoza trat nicht bloß förmlich aus der Juden-Gemeinde aus, sondern trat in gar keine religiöse Gemeinde ein. Nach Leibnitz's Filosofie entwickelt jede Seelenmonas ihre Erkenntnisse aus sich selbst und solche Selbstvorstellungen sind ihr so wesentlich, daß ihr von Außen, durch irgend eine Autorität gar nichts gegeben werden kann. Nach Kant, dem Vater der neuern deutschen Filosofie, bringt jeder Mensch schon mit der Geburt diejenigen Vorstellungen mit, durch die allein er die Welt betrachten kann, von Außen kann nur Unbestimmtes, Unklares dem Menschen werden, Bestimmtheit und Klarheit muß er sich von Innen durch sich geben. Auch nach Herbart ist die Seele ein Reales, auf das von Außen nichts einwirken kann und die Vorstellungen des Menschen sind nichts als Selbsterhaltungen der Seele in ihrer Selbstständigkeit.

Dem Filosofen Fichte ist das Ich nicht allein das Princip aller Erkenntniß, sondern es setzt sogar sich und die Welt. Bei Schelling ist die intellektuelle Anschauung die Quelle aller Wahrheit und bei Hegel endlich die Idee der Grund von Allem und das sich selbst Begründende. Auf diese Art geht durch die gesammte Filosofie in den verschiedenen Formen das Princip der individuellen Erkenntnißselbstständigkeit als Lebensathem hindurch: die Wahrheit soll durch die Einzelnen gesucht, aufgefunden, vervollkommnet werden, während im Mittelalter allein das Princip galt: die Wahrheit ist dem Menschen von Außen gegeben und zwar vollständig abgeschlossen gegeben. Auch bei der Filosofie ist die Entwicklung der Nationen sichtbar. Aus der mittelalterlichen Unbestimmtheit nationaler

Färbung tritt nähmlich die englische, französische, deutsche Filosofie in die Wirklichkeit.

Aber selbst gegen die Vollständigkeit und Abgeschlossenheit der mittelalterlichen Dogmen hatten sich aus der Mitte der Kirche selbst seit jeher selbst Einwände vorgefunden, die unter dem Namen der Ketzereien bekannt sind. Die Ketzereien sind theologische Revolutionen und so zahlreich und inhaltschwer, daß die mittellalterliche Kirchengeschichte mehr Geschichte der Ketzereien als Geschichte der Dogmenentwickelung ist. Die Ketzereien sind vom kulturhistorischen Standpunkte betrachtet Oppositionen individueller Ansichten gegen das Positiv-Kirchliche, obschon sie meist als Reformen des Positiven und zu dessen vermeintlichem Besten in die Erscheinung treten. Das Bedürfniß einer Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern war sogar in der Kirche selbst vom Kostnizer Koncil an (1414 — 1418) bis zum Tridentiner Koncil (1545) anerkannt. Oppositionen individuell-theologischer Ansichten mit dem kirchlichen Positiven d. i. Ketzereien finden sich zu allen Zeiten, theils bei Einzelnen, theils bei ganzen Völkern vor, und nehmen der Menge und Bedeutung nach in eben dem Grade zu, als sich die Hierarchie formell abschloß. Ja viele Ketzereien sind nur gegen die päpstliche Hierarchie gerichtet. Selbst sogenannte Kirchenväter wurden für Ketzer erklärt und Priscillian zu Trier, sogar schon im J. 385 hingerichtet. Ja die ganze Kirche zerfiel in die römisch-katholische und in die griechische, eigentlich nationale, da sie nach der Volkssprache beim religiösen Kultus in die russische, armenische, griechische u. s. w. zerfällt, wärend die römisch-katholische das sprachlich-nationale Element darin nicht aufkommen läßt, indem sie bei den sogenannten griechisch unirten Bekennern den Gebrauch der altslawischen Sprache nur ausnahmsweise gestattet. Seit den Zeiten der wiedererwachenden Künste und Wissenschaften im Mittelalter erhalten die Ketzereien mit den Kulturentwickelungen einen bedeutsamen Zusammenhang, indem sie in den kultivirtesten Ländern und Völkern erscheinen und

mit national-politischen Umwälzungen verbunden sind: So tritt schon im zwölften Jahrhunderte der Franzose Pierre de Vaux (Waldus) mit seinen Waldensern (Albigensern) auf, gegen welche die Päpste Kreuzzüge ausschrieben, der Engländer John Wiklife übersetzt im 14. Jahrhunderte die lateinische Bibel in seine nationale Sprache, der englische König Heinrich VIII. erklärt sich im Anfange des 16. Jahrhundertes an der Stelle des Papstes als Kirchenoberhaupt und hebt die Mönchsorden auf und legalisirt die nationale Bibelübersetzung, wodurch er Grund zu der Presbyterial-Kirche legte, der Čeche Jan Hus (1373) erhob seine Stimme in Prag nicht bloß gegen die Uebergriffe der Päpste, gegen die Verdorbenheit der Geistlichen, gegen das Mönchswesen, Ablaß, Ohrenbeichte, Fasten u. dgl., sondern auch gegen die Uebergriffe der deutschen Kongregationen an der Universität in Prag, deren Auswanderung zugleich die Gründung der Leipziger Universität (1409) wurde. Die Verbrennung des Hus in Kostnitz (1414) hatte die politischen Revolutionen der Hussitenkriege zur Folge und die Entstehung der böhmisch-mährischen Brüder.

Der Italiener Girolamo Savonarola gründet in Florenz eine religiös-politische Erhebung und wird 1499 verbrannt.

Der Deutsche Martin Luther verbrennt 1520 die päpstliche Bulle und gibt 1522 ein Neues Testament in deutscher Sprache heraus. Ueberall waren mit diesen Kirchenreformen auch nationale Regungen verbunden und der Jesuiten-Orden, den die Päpste gegen diese kirchlichen Revolutionen ins Leben riefen (1540), tritt überall nicht bloß zur Restituirung der mittelalterlichen Hierarchie thätig auf, sondern auch gegen jede nationale Entwicklung. Die nationalen Sprachen waren aus den Kollegien der Jesuiten verbannt und zum Hohne der frisch sich regenden Eigenthümlichkeiten der Völker sollte alle das gleichförmige mittelalterliche Joch des Lateinischen umspannen. Alle die genannten Reformationen sind theilweise auch nationale Befreiungen, mehr gelehrter Natur sind die

Kämpfe des Reuchlin, Erasmus Roterodamus, Kalvins und Zwingli's u. s. w.

Die kirchlichen Oppositionen wanderten nun aus dem Leben mehr in die kritisirende Wissenschaft, bis sie in den neuesten Zeiten durch die Schriften eines Dr. Strauß, Bruno Bauer, Ludwig Feuerbach, Ruge, Max Stirner u. A. aus der Wissenschaft ins Leben zurückzukehren scheinen, wie die Wirkungen des Leben Jesu von Strauß, Bauer's Kritik der evangelischen Synoptiker, L. Feuerbach's: Wesen des Christenthums und Religion der Zukunft, A. Ruges Hallisch-deutsche Jahrbücher und M. Stirner's der Einzige und sein Eigenthum im Volke und der populären Literatur beweisen. Dieselbe antikirchliche und zugleich nationale Tendenz hatte das sogenannte junge Deutschland, das die Befreiung von jedem mittelalterlichen Pedantismus, die Emancipation der Sinnlichkeit im Gegensatze zur mittelalterlichen Asketik und den religiösen Kultus des Genius in seinen Erscheinungen in Kunst, Wissenschaft und Politik statt einer transcendentalen Religiosität in den gebildetern Volkskreisen zu verbreiten suchte und in der That auch bedeutenden Eingang fand.

In Opposition gegen die mittelalterliche Hierarchie und ihre Doktrin trat endlich auch das L e b e n — das der Privaten und der Staaten auf. In eben dem Maaße als sich die Nationalitäten seit den Zeiten des Mittel-Alters zu kräftigen beginnen, gewinnt die antikirchliche Freude am diesseitigen Dasein, die süße Gewohnheit des Lebens, die Behaglichkeit im Genießen, die Uebertretung des Fastenverbotes, die geschlechtliche Verbindung ohne kirchliche Ehe, die Verminderung des Kirchenbesuches überhaupt also die Weltlichkeit immer mehr Boden im Leben der P r i v a t e n und religiöser Indifferentismus und die Freigeisterei der Aufklärung sind genugsam bekannte Thatsachen der Kulturgeschichte neuerer und neuester Zeiten. — Aber auch die S t a a t e n selbst traten gegen die mittelalterliche Hierarchie auf. Der größte Theil der Staaten der Welt ist noch heidnischer (buddhistischer) oder

muhamedanischer Religion, in den Nordamerikanischen Freistaaten ist die Religion ganz außerstaatlich und religiöses Gefühl für die Privaten etwa nur so wie ästhetisches Gefühl, musikalischer Sinn u. dgl. in öffentlicher Geltung. Von den europäischen Staaten ist der ganze Nord- und Süd-Ost nicht unter der Autorität des römischen Hofes, England verehrt in seiner königlichen Würde zugleich die oberste geistliche Würde, Schweden, Norwegen und der größte Theil von Deutschland ist protestantisch und erkennt die Würde des Papstes eben so wenig an, als die päpstliche Kurie den westfälischen Frieden nach dem blutigen dreißigjährigen Religionskriege, der in Prag (1618) begann und in Prag (1648) endigte und Katholiken und Protestanten politisch gleichstellte, anerkannte. Papst Innocenz X. obschon er bei diesem Frieden vermittelte, erließ sogar eine Bulle gegen diesen Frieden. Beim pyrenäischen Frieden (1659) fühlten sich die Fürsten sogar schon so selbstständig, daß sie den päpstlichen Legaten zurückwiesen. Und selbst in den wenigen Staaten West- und Süd-Europas, die römisch-katholisch sind, ist die Autorität der römischen Kurie bedeutend geschwächt.

Die religiöse Partei des Bischof Jansen (1585 — 1640), die zu einer mächtigen politischen Partei in den Niederlanden und in Frankreich anwuchs, erklärte die Lehren der Jesuiten, die des Papstes Autorität aufrecht zu erhalten suchten, selbst für ketzerisch, Papst Klemens XIV. mußte 1773 den Jesuitenorden aufheben, sein Nachfolger Pius VI. kam, um Einhalt der reformatorisch-aufklärerischen Neuerungen Kaiser Josefs II. bittend, an den Wiener Hof, ja er wurde durch französische Mächte aus dem republikanisirten Rom als Gefangener fortgeführt. Erst Pius VII. wurde von den gegen Frankreich verbündeten Mächten 1814 wieder in den Kirchenstaat eingeführt und doch protestirte er gegen mehrere Punkte des Kongresses. Der gegenwärtige Papst Pio nono mußte aus dem aufgeregten Rom fliehen, das ihn doch Anfangs vergötterte, und selbst die neuesten Reformen des österreichischen Staates erklärten die volle Unabhängigkeit des Staates und der Schule von der römi-

mischen Kirche, emancipirten die Juden und verkündigten neben der Lehr- und Lern-Freiheit — — die Gewissensf. eiheit. —

Aber das in den Zeiten des Mittelalters erwachte Volksleben kämpfte nicht bloß, wie eben in den Grundzügen dargestellt wurde, gegen die mittelalterlich-kirchliche Aut-rität, sondern auch gegen die mittelalterlichen Staatsformen. Wir hatten schon oben gehört, wie das Lehenswesen des Mittel-Alters sich in monarchische Verhältnisse umwandelte. An die Stelle des Gefolges der geschwächten Vasallen traten besoldete Heere: Soldaten, in denen jedoch das Volkselement desto mehr im Verlaufe der Zeit vorzuherrschen beginnt, je mehr durch die Kulturemancipation des Bürger- und des Bauernstandes die Privilegien des Adels eingeschränkt werden. Darin liegt der Keim einer allmählichen Umwandlung der stehenden Heere in die Volkswehr oder allgemeine Bürgerbewaffnung (National-Garden) enthalten. Wie Produktion, Industrie und Handel auf die Staatsform einwirken, ersahen wir in dem Erblühen des Städtewesens und in der Erfindung des Pulvers, welche das Kriegswesen ebenso veränderte, wie die Erfindung der Telegrafen das diplomatische Kurierwesen zu verändern im Begriffe steht und die bevorstehende Erfindung der Luftschifffahrt das bestehende Paß- und Zollwesen bedeutend verändern müßte. Am meisten kämpfte aber für die Abschaffung der mittelalterlichen Staatsformen unter allen Kulturmomenten die Wissenschaft und das Leben selbst. Denn obschon auch der Einfluß der Kunst nicht unbedeutend anzuschlagen ist, so tritt er doch gegen jenen der Wissenschaft und des socialen Lebens an Wichtigkeit zurück. Daher wollen wir hier das emancipirende Element der Volkslieder, historischer Gemälde, der Karikatur-Zeichnungen, musikalischer Kompositionen, des Theaterwesens, der politischen Poesie, der National-Trachten u. dgl. mehr nur vorübergehend nennen und es einer andern Zeit überlassen, die befreienden ästhetischen Kulturzustände historisch zu schildern. Aber auch die Einflüsse der Wissenschaft und des Lebens werden wir nur kurz berühren

können, da sie bekannter sind und uns näher stehen, als die Oppositionen gegen die mittelalterliche Hierarchie. Diejenigen, die sich im Detail über die Einflüsse der Wissenschaft und des Lebens auf die politischen Verhältnisse der Neuzeit belehren wollten, empfehlen wir die Geschichte der europäischen Filosofie überhaupt, und etwa insbesondere Biedermanns: Die deutsche Filosofie, ihre wissenschaftliche Entwicklung und ihre Stellung zu den politischen und socialen Verhältnissen der Gegenwart; Stein's: Socialismus und Kommunismus des heutigen Frankreichs; Droysen's Geschichte der Befreiungskriege und die eben erscheinenden Vorlesungen Dr. Springers über die Geschichte des Revolutionszeitalters.

Der Einfluß der Wissenschaft ist theils ein allgemeiner theils ein besonderer. Im Allgemeinen klärt jede Wissenschaft auf und erregt das Selbstgefühl der Einzelnen und das National-Gefühl der Völker, welche beide eben in dem Feudalwesen und den despotischen Staatsformen des Mittelalters erdrückt waren. Im Besondern fing die Wissenschaft theoretisch von den genannten Formen zu befreien an, als im 15. und 16. Jahrhunderte die Wissenschaften des Natur-Rechts, des Staatsrechtes und der Politik nach vielhundertjährigen Schlafe wieder zu keimen begannen. Denn in ihnen wurde das Vernunft-Recht überhaupt als das Rechts-Ideal hingestellt und dadurch die Kritik des historischen Rechtes, der bestehenden Rechtsverhältnisse eingeleitet. Machiavelle (1469—1527), rüttelte in seinem Principe die Zeitgenossen zum klaren Selbstbewußtsein über das tiefe Verderbniß politischer Zustände und Maßregeln seiner Zeit dadurch auf, daß er die Mittel beschreibend erwähnte, deren sich Tyrannen zu bedienen pflegen. Er wollte ein abschreckendes Gemälde der Tyrannei mahlen. Auf ihn folgen erst die verschiedenartigsten Rechts- und Staatstheorien von Bodin (1596), Milton (1644), Payne (1774), angefangen bis auf die rechtsfilosofischen Ansichten Kants, Fichte's, Hegel's, der hallisch-deutschen Jahrbücher, Fröbel's neuer Politik und der noch ultravagantern

kommunistischen und socialistischen Theorien der Franzosen u. A. Nicht unbeachtet darf dabei das Hand in Hand-Gehen der Freiheitsbemühungen mit den nationalen Regungen bleiben. Alles Wirkliche bewegt sich in individuellen Formen und diese sind für die Völker die Nationalitäten. Eine Nation reicht so weit, so weit ihre Sprache d. i. ihr in Worten verkörperter National-Geist reicht, die Nationalsprache hemmen heißt den Nationalgeist in seiner Entwicklung hemmen.

Die Erhaltung der Nationalitäten in ihrer Reinheit und Ursprünglichkeit reicht allerdings über die Macht der Einzelnen und unterligt den gewaltigen historischen Processen, die vielleicht aus allen bestehenden noch ursprünglichen Nationen in ferner Zukunft ganze neue Menschenformen und damit ganz neue historische Probleme, nach der Ansicht Mancher schaffen werden. So viel ist aber historisch gewiß, daß die Entnationalisirung und die Abschwächung der Nationaleigenthümlichkeit immer so lange eine Zeit der Kraftlosigkeit ist, bis sich aus den Menge-Nationalitäten eine neue kräftige Nationalität herangebildet hat. Eine Zeit solchen Unglücks war die Zeit des alexandrinischen Hellenismus, eine Zeit solchen Unglückes brach über Griechenland und Vorderasien wieder ein, als die mongolischen Türken die Nationen durch einander warfen und auch im Abendlande konnte sich das neurömische Reich auf Grundlage seines generalisirenden Feudalwesens nur über entnationalisirte Völker erstrecken.

Kräftige Nationen, wie die der Britten, Skandinavier, Polen, Russen waren nie Momente des feudalen Kaiserreiches, Franzosen und Italiäner entzogen sich der Macht desselben in eben dem Maße als sie sich nationell kräftigten und jemehr im eigentlichen Kaiserreiche die slawischen und germanischen Nationen zum Selbstgefühl gelangten: destomehr sank die Macht des Kaisers zur Schattengewalt (1804—1806). Das Entstehen von einzelnen Monarchien im Abendlande auf nationaler Grundlage beim Verfall des Feudalwesens begrüßt daher die Kulturgeschichte zugleich als dem Keim beginnender

Freihei der Nationen, trotz der oft noch despotischen Schale der Regierungsform. Der gefährdeten Nationalität wegen opponirten daher auch germanische und slawische Nationen gegen die Einführung des antinationalen römischen und kanonischen Rechtes und strebten nach Beibehaltung ihrer nationalen Rechtsgewohnheiten und richterlichen Sprache so lange, bis ihnen dann auch die neuere Zeit darin Gerechtigkeit werden ließ und die Rechtswissenschaft zugleich zur Nationalwissenschaft umwandelte.

Das Ankämpfen gegen die mittelalterlichen Staatsformen zeiget endlich auch die Geschichte des socialen Lebens. Es ist der Drang nach individueller Selbstbefreiung der Menschennatur so innerlich und nothwendig, daß bei mächtigen und drückenden äußern Formen er sich wenigstens in der Gestalt geheimer Gesellschaften, geheimer Verschwörungen, geheimer Bündnisse u. dgl. zeigt. Die Geschichte solcher Bündnisse zieht sich seit den Zeiten des Mittelalters bis in die Gegenwart. So waren z. B. die Fehmgerichte oder die westfälischen Gerichte die heimlichen Fortsetzungen der von Karl d. G. angeordneten, später aber aufgehobenen Freigerichte. Sie suchten die alte nationale Gerichtsbarkeit gegen das Vordringen des römischen, kanonischen und des Faustrechtes zu erhalten. Sie richteten meist nach dem Sachsenspiegel, den Weisthümern. Je mehr sich die nationale Staatsrechtspflege hob, desto mehr verschwand das heimliche Fehmgericht. — Die Gesellschaft des Chr. Rosenkreuz und Andrää (1654), war gegen die Kirchenscholastik und für eine dauernde Reform im politischen und socialen Leben, artete aber in Mysticismus aus. — Die Freimaurer-Verbindungen sollen aus den mittelalterlichen Bauhütten, sich dadurch regenerirt haben, daß sie — fern von allen Baukorporationen — kosmopolitische Zwecke anstrebten. Sie hatten ein nur allgemein gehaltenes Glaubensbekenntniß und strebten Ausgleichung aller Stände und gegenseitige Hilfeleistung an. — Der hellenisirende Orden der Illuminaten oder die bairische Gesellschaft der Perfektibilität

(1776) wollte die Vervollkommnung der Menschheit, Verbesserung des politischen Lebens herbeiführen, um eine erleuchtete Freiheit zu schaffen. — Direkt politisch waren die Verbindungen der Carbonari in Italien, die unter dem Spruche: Rache des durch den Wolf erdrückten Lammes gegen die äußern Feinde der italiänischen Nation zu sein vorgaben. Die Partei der europäischen Patrioten, der Decisi u. A. scheinen nur Zweige der Carbonaria zu sein. — Der Bund der Hetäria bei den Griechen zur Befreiung vom türkischen Joche (1814). Die Propaganda der Liberalen in Frankreich gegen die Bourbonen z. B. die Gesellschaft: Aide-toi. — Die Communeros in Spanien, eine Art Freimaurer. — Der deutsche Jugendbund nach den Karlsbader Beschlüssen. — Der Patriotenverein der Polen, der Bund der Sensenträger, der Volhynische Templer-Verein, die polnische Verschwörung im Jahr 1828 und 1846. — Der französische Clubb der Volksfreunde (1830), die Gesellschaft der Menschenrechte mit der Abtheilung der allzeit Schlagfertigen (section d'action) (1834), die Arbeiter-Vereine zu Lyon, die Carbonarie democratique die Egalitaires (1839), die reformirte Carbonarie (1841), und v. a. Gesellschaften in Frankreich. — Das junge Italien (giovine Italia), junge Polen, neue Deutschland, junge Schweiz, junge Frankreich, jeune Belgique, Espanna joven u. s. w. u. s. w.

Alle solche geheimen Gesellschaften sind schon mehr als Revolutionen der Geister, des Innern, der Intelligenz, sie sind Revolutionen der Gesinnung, die zur That strebt und auch zur That sich umgestaltet, wann sie nur die äußeren Schranken brechen kann. Daher geht die Geschichte der geheimen Bündnisse Hand in Hand mit der Geschichte der politischen Revolutionen. Die hauptsächlichsten solcher gewaltsamen Erhebungen sind etwa die niederländische Revolution gegen Philipp II. (1571), die englische gegen die Stuarts, die amerikanische (Franklin) gegen das englische Mutterland, die niederländischen und madyarischen Gährungen unter Josef II, die große

französische Revolution, die Züge Napoleons gegen alle europäischen Staaten, die französische Juli-Revolution gegen Charles X. die polnischen Revolutionen im J. 1830 und 1846, die Trennung des Sonderbundes von der Tagsatzung in der Schweiz im J. 1847, die italiänischen Revolutionen gegen Oesterreich, Neapel und den Papst im J. 1848 und 1849, die österreichische Revolution im J. 1848 (11. März in Prag, 13. März in Wien), die Revolution der Madyaren im J. 1848 und 1849, die republikanischen Revolutionen in Deutschland im J. 1849. Hoffen wir, daß aus diesen faktischen Kämpfen weder der mittelalterliche Absolutismus, noch die alles entnationalisirende unbedingte Herrschaft Eines Volkes und zwar welches immer siegreich hervorgehen, sondern, daß diese Kämpfe zu einer Föderation freier Völker führen werden; denn eben so wie der Absolutismus Eines die Freiheit lähmt, ebenso ist die Hegemonie Eines Volkes über Andere der Freiheit feindlich. Führen wir uns schließlich das Wort Weiller's zu Gemüthe, das er schon im J. 1799, sprach: „Freund, vernimmst du das Krachen nicht, das schon seit einigen Jahrhunderten aber jetzt immer lauter und schneller, aus ihrem morschen Dasein über die ganze Erde tönt? Vernimmst Du es? Nun so klage und zweifle nicht! Hoffe — zerstöre — und — baue! Baue vorzüglich an die Erziehung, — diese schafft Menschen. Gerade an Menschen fehlte es bisher ungemein, und gerade deswegen, weil es so sehr an Menschen fehlte, waren diejenigen Wesen so mächtig, die an sich so unmächtig sind." In der That zeigt die Sucht: Alles beim Alten erhalten oder Abgelebtes zu restauriren und die Sucht: Alles durchaus umstürzen zu wollen (— die beiden größten Feinde echter und dauernder Freiheit —) von mangelnder Bildung und Kenntniß der nothwendigen Fortentwicklung des Menschengeistes in der Geschichte.

Literatur der Kulturgeschichte und zwar:

A. im Allgemeinen.

Adelung: Versuch einer Geschichte der Kultur des menschlichen Geschlechtes. 1782. **Apelt**: Die Epochen der Geschichte der Menschheit. Jena, 1845. 2. B. (S. **Jordan's** Beurtheilung in **Wigand's Epigonen**. I. B. S. 288, Leipzig, 1846.) **Arndt**: Versuch in vergleichenden Völkergeschichten. 1843, 1844. 2. A. **Bielke**: Geschichte des menschl. Verstandes. Zelle, 1749. **Bouterweck**: Vorlesungen über die Geschichte der Menschheit. Götting. gelehrte Anz. 1792, N. 22; 1807, N. 60. **Buhle**: Ueber Ursprung und Leben des Menschengeschlechtes. Braunschw., 1821. **Carus**: Ideen zur Gesch. der Menschheit. Leipzig, 1808. **Condorcet**: Esquisse d'un tableau des progrès de l'esprit humain. Leipzig, 1797; Uibersetzt von Posselt. Tübingen, 1798. **Delisle**: Histoire nouvelle de tous les peuples du monde. Paris, 1779. Deutsch von Hißman. Münster, 1781. **Dittmar**: Die Geschichte der Welt mit Rücksicht auf die Entwickelung des Lebens in Religion und Politik, Kunst und Wissenschaft, Handel und Industrie. Heidelberg, 1846. 4 Bände. **Doly**: Menschengeschichte. Leipzig, 1819. **Dolz**: Abriß der allgem. Menschen- und Völkergeschichte. Leipzig, 1813. **Dorville**: Histoire des differens peuples du monde.

---

*) Diese Literatur ist abgedruckt aus meinem Werke: Geschichte der Filosofie von ihren Uranfängen an bis zur Schließung der Filosofenschulen durch Kaiser Justinian, einem Werke, das schon im September 1848 im Drucke beendigt, leider durch unselige Verhältnisse zwischen Verleger und Drucker bisher (Juli 1849) nicht öffentlich erschienen ist.

Paris, 1771. Uibersetzt 1773. 6 B. **Drumann:** Grundriß der Kulturgeschichte. Königsberg, 1847 (Meist Literatur). **Dunbar:** Versuch über die Geschichte der Menschheit im rohen und gesitteten Zeitalter. A. d. Englisch. Leipzig. 1781. **Eggers:** Skizze und Fragment einer Geschichte der Menschheit. Flensburg, 1786. **Eichhorn:** Allgem. Geschichte der Kultur und Literatur. Göttingen, 1796. **Ekhardt:** Versuch aus der Kulturgeschichte. Koppenhagen, 1813. 4 B. **Gagern:** Resultaten der Sittengeschichte. 1808 — 1822 6 B.; 1835 — 1837. 4B. 2 A. **Gotsch:** Gesch. der Kultur des Menschengeschlechtes. Wien, 1796. Leipzig, 1803. 3 B. **Gruber:** Gesch. der menschlichen Gesellschaft aus dem Gesichtspunkte der Humanität. Leipzig, 1806. **Henne:** Allgemeine Geschichte d. Urzeit. Schafhausen, 1845. **Iselin:** Uiber die Gesch. der Menschheit. Basel, 1777, 1786. 5. A. **Kant:** Idee zu einer allgem. Gesch. 1784. **Klemm:** Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit. Leipzig, 1843 — 1848. 6 Bände, wird fortgesetzt. **Kolb:** Geschichte der Menschheit und Kultur. Pforzheim, 1843. **Krause:** Urbild der Menschheit. 1811. **Leo:** Lehrbuch der Universalgeschichte. Halle 1835 —44 6. B. 1845. 2. Auflage. **Lessing:** Die Erziehung des Menschengeschlechtes, Berlin, 1780, 1839. **Lorentz:** Handbuch der allgemeinen Geschichte der Völker und ihrer Kultur. Eberfeld, 1839. **Lüder:** Entwicklungen der Veränderungen des menschlichen Geschlechtes aus den Ursachen derselben. Braunschw., 1810. **Maier:** Histor. Untersuchungen zur Kulturgeschichte der Völker. Leipzig, 1798. **Meiners:** Grundriß der Geschichte der Menschheit. Lemgo, 1785, 1793. 2. A. **Michelet:** Introduction à l'histoire universelle. Paris, 1831. Deutsch von Gehring. Stuttgart, 1834. **Pölitz:** Grundlinien zur pragmat. Weltgeschichte, als Versuch sie auf ein Princip zurückzuführen. 1794. (Vgl. götting. Anz. 1795 N. 22). — Ueber den Zusammenhang der Filosofie mit der Geschichte der Menschheit. Leipzig, 1795. **Pulte:** Organon der Weltgeschichte. Cincinnati. 1846. **Ricklefs**

Darstellung der Menschengeschichte. Oldenburg, 1806. Erläuterungen dazu. 1807. **Röth**: Geschichte der abendländischen Kultur. 1846, Mannheim. **Russegger**: Reisen in Europa, Asien, Afrika. Stuttg. 1841. **Schlosser**: Universalhistorische Uibersicht der Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur. Frankfurt, 1834. 10 B. — Geschichte des 18 und 19. Jahrhunderts mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. Frankf. 1836. — Weltgeschichte für das deutsche Volk, bearbeitet von **Kriegh**. f. 1846. **Stark**: Universalhistorische Uiberblicke über das Leben und die Entwickelung der Völker. Jena, 1817. **Tomiček**: Obrazy swěta. — Prag 1847. **Vehse**: Die Weltgesch. aus dem Standpunkte der Kultur Dresden, 1842. 2 B. **Weber**: Lehrbuch der Weltgeschichte mit Rücksicht auf Kultur, Literatur und Religionswesen. Leipzig, 1846. 3. Aufl. 1847. **Weishaupt**: Gesch. der Vervollkommnung des Menschengeschlechtes. Nürnberg, 1788. **Wessenberg**: Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange der Menschheit. Aarau, 1835 **Zambaldi**: Natürliche und sittliche Geschichte des Menschen. A. d. Italien. Leipzig, 1784. **Zimmer**: Idee zur Geschichte der Menschheit (in **Bülau's** neuen J. B. 1845. 11. Heft).

B. Literatur der Culturgeschichte im Besondern und zwar:

a) Nach Momenten des Kulturinhaltes.

Adelung: Geschichte der menschlichen Narrheit. Leipzig. 1785 — 1798. **Anhalt**: Darstellung des Erziehungswesens im Zusammenhange mit der allgemeinen Kulturgeschichte, Jena 1845 **Arnoldi**: Historia theologiae mysticae. Frankfurt. 1702. **Bacon**: Uiber die Weisheit der Alten. 1. A. London, 1610. Köln, 1840. **Bastholm**: Nachrichten z. Kenntniß des Menschen in seinem wilden und rohen Zustande. Deutsch von Wolf. Altona, 1818. **Bensen**: Die Proletarier. Eine historische Denkschrift, Stuttgart. 1847.

Biedermann: Acta scholastica. Leipzig, 1741 — 1745, 4 B. **Biedermann**: Vorlesungen über Socialismus. 1847: **Le Brun**: Histoire—critique de pratiques superstitieuses. Paris, 1732. **Carriere**: Die filosofische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart. Stuttgart, 1847. **Castilhon**: Betrachtungen über die fysischen und moralischen Ursachen der Verschiedenheit des Genies, der Sitten und Regierungsformen der Nationen. Aus dem Französischen, Leipzig 1770. **Charma**: Leçons de filosofie sociale (Blätter für Literar. Unterhaltung. 1840. N. 195). **Cramer**: Geschichte der Erziehung und des Unterrichtes in welthistorischer Entwickelung. 2 Bde. 1832 — 1839. Eberfeld. **Desborough**: Gesch. der Reisen und Entdeckungen. Aus d. Engl. von Elsner. Stuttgart, 1841. **Dingelstedt** und **Beurmann**: Beiträge zur Geschichte der periodischen Presse. 1838. **Droysen**: Vorlesungen über die Freiheitskriege. Kiel, 1846. 2 Bde. **Ehrenfeuchter**: Entwickelungsgeschichte der Menschheit, besonders in ethischer Hinsicht. Heidelb. 1845. **Falkenstein**: Geschichte der Buchdruckerkunst. Leipzig, 1840. **Ferguson**: Versuch über die Geschichte der bürgerl. Gesellschaft. Leipzig, 1768. **Fetis** und **Staffort**: Geschichte der Musik aller Nationen. Weimar, 1835. **Feuchtersleben**: Beiträge z. Literatur, Kunst und Lebenstheorie. 1837. 2 B. 1841. 1 B. **Feuerbach**: Uiber Filosofie und Christenthum. 1842. — Grundsätze der Filosofie der Zukunft. Zürich 1843. **Fourier**: Oeuvres completes. Paris, 1841. 2. A. 6 Bde. **Gans**: Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung. Berlin, 1824. 5 B. **Gatti**: Fourier et son système. Paris 1838. 5. Aufl. **Gaume**: Gesch. der häuslichen Gesellschaft bei allen Völkern. Aus dem Franz. Regensburg, 1845. **Goguet**: De l'origine des lois, des arts et des sciences. Paris, 1758. 2. A. 1820. Deutsch in Lemgo. 1760. **Goluchowski**: Die Filosofie in ihrem Verhältnisse zum Leben ganzer Völker und einzelner Menschen. Erlangen, 1822. **Hagen**: Fragen der Zeit. Stuttgart, 1843 — 1842. 2. L.

Haymann: Geschichte der vornehmsten Gesellschaften der Gelehrten. Leipzig, 1743. Nur 1 B. **Heeren**: Geschichte des Studiums der klassischen Literatur. Göttingen, 1797. — Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt. Göttingen, 1812 — 1815. 3 Bde. 4. A. 1824 — 1826. **Helfrich**: Die christliche Mystik in ihrer Entwickelung und in ihren Denkmalen. Hamburg, 1842. 2 B. **Herbart**: Uiber Fichte's Ansicht der Weltgeschichte. 1814. Kleine Schriften. 1842. 2 Bde. Leipzig. **Herder**: Versuch einer Geschichte der Dichtkunst. In Herders Lebensbild von s. Sohne. Erlangen, 1848. 1. Bd. 3. Ab. **Herwegh**: Ein und zwanzig Bogen aus der Schweiz. Zürich, 1843 **Hilgard**: Uiber die Mittel gegen den Pauperismus. 1847. **Hoffmann**: Geschichte des Handels der Erdkunde und Schiffahrt aller Völker. Leipzig, 1844. 2. Aufl. 1847. **Hotho**: Gesch. der deutschen und niederländischen Malerei. Berlin, 1843. **W. Humbodt**: Uiber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechtes. Berlin, 1836. **Hüllmann**: Urgeschichte des Staates. Königsberg, 1817. **Kämtz**: Die ältesten Weltansichten. 1842. in Ersch u. Gruber's Encykl. 36 Th. **Kiesewetter**: Geschichte der europäisch. Musik vom ersten Jahrhundert des Christenthums. Leipzig, 1834. **Kinkel**: Gesch. d. bild. Künste b. d. christl. V. Bonn, 1845. **Klinger**: Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Welt und Literatur. 1803. **Kreuzhage**: Mittheilung über den Einfluß der Filosofie auf die Entwickelung des innern Lebens. Münster 1831. **Kugler**: Geschichte der Malerei von Konstantin an. Berlin, 1837. Kunstgeschichte. Stuttgart, 1842. 2. Auflage 1847. **Lechevalier**: Etudes sur la science sociale. Paris, 1832 — 1834. 2 Bde. **Letronnes**: Histoire de la cosmografie et de la geografie generale. 1831 im Journal de Savans und im Pytheas von Hoffmann. **Mathias**: Die Idee der Freiheit im Individuum, im Staate und in der Kirche. (Mit historischen Belegen.) Marburg, 1834.

Menken: De charlataneria eruditorum declamationes duo. Leipzig 1713 und in unzähligen andern Auflagen und Uibersetzungen. **Metz**: Geschichte des Buchhandels. Darmstadt, 1834. **Mundt**: Die Geschichte der Gesellschaft in ihren neuen Entwickelungen und Problemen. 1844. **Mylius**: Der Handel in seinem Einfluße auf die Entwickelung der bürgerlichen, geistigen und sittlichen Kultur. Köln, 1829. **Nebesky**: Několik slow o filosofii. Prag, 1846. im Č. č M. II. **Noak**: Mythologie und Offenbarung in ihrem Wesen, ihrer geschichtlichen Entwickelung und in ihrer absoluten Vollendung dargestellt. Darmstadt, 1845. **Oelkers**: Die Bewegung des Socialismus und Kommunismus. 1844. **Ofiander**: Der Handelsverkehr der Völker. 1840. Stuttgart 1842. 2. A. 2 B. **Pabst**: Der Mensch und seine Geschichte. Wien. 2. Aufl. 1847. **Pölitz**: Sind wir berechtiget, eine größere künftige Aufklärung und Reife unseres Geschlechtes zu erwarten. 1795. Göttingen. **Prudhon**: Filos. der Staatsökon. Darmst. 1847. v. Grün. 2 B. **Prutz**: Kleine Schriften z. Politik u. Literatur. Merseburg, 1847. 2 B. **Raumer**: Die geschichliche Entwickelung der Begriffe von Recht, Staat und Politik. Leipzig 1826. 2. A. 1832. — Geschichte der Pädagogik vom Wideraufblühen klassischer Studien bis auf unsere Zeit. Stuttgart. Seit 1843. **Ritter**: Die Erdkunde im Verhältnisse zur Natur und zur Geschichte der Menschheit. Berlin, 1817, 1818. 2 Bde. 2. Aufl. 1832—1847. 12 Bde. **Rosko**: Ueber den Ursprung und die Schicksale der Gelehrsamkeit und Kunst. A, d. Englischen. Leipzig, 1819. **Rosenkranz**: Studien, Reden und Abhandlungen zur Filosofie und Literatur. Leipzig 1839,— 1844,— 1846, die 3 ersten Theile, ohne den 4. — Handbuch einer allgemeinen Geschichte der Poesie. Halle, 1831. 3 B. **Ruge** und **Echlermeyer**: Der Protestantismus und die Romantik, u. V. A. m. Hallische J. B. 1839. N. 245, u. folg. Vgl. s. W. 1847. 3. B. **St. Simon**: Oeuvre par Rodriques. Paris, 1832. — Reorganisation de la sociètè europèene. Paris, 1814. **Scheer**: Gemeinfaßliche Geschichte

der religiösen und filosofischen Ideen. Schafhausen, 1842. **Schewirew**: Theorie der Poesie in histor. Entwickelung bei alten und neuen Völkern. In russischer Sprache. Moskau, 1836. **Schulz**: Taschenbuch für die Geschichte des Zeitgeistes. 1830. **W. Schlegel**: Vorlesungen über dramat. Kunst und Litteratur. 1809. 2. Aufl. 1817. **Schnaase**: Geschichte der bildenden Künste. Düsseldorf, 1834. **Schneller**: Ansichten von Filosofie und Geschichte, Politik und Weltlauf, Glauben und Kirchthum. Leipzig, 1843. **Soldan**: Gesch. der Hexenprocesse. Stuttgart, 1843. **Sprengel**: Gesch. der wichtigsten geografischen Entdeckungen. Halle, 1792. **Stein**: Der Socialismus und Kommunismus des heutigen Frankreich. Leipzig, 1842. 2. A. 1847. **Stellini**: De ortu et progressu morum atque opinionum ad mores pertinentium. Padua, 1764. **Strauß**: Charakteristiken und Kritiken. Leipzig, 1839. **Stuhr**: Uiber den Untergang der Naturstaaten. Berlin, 1812. Pseudonym: Feodor **Eggo**. — Allgemeine Geschichte der Religionsformen der heidnischen Völker. Berlin, 1836. 2 Bände. **Szeliga**: Die Organisation der Arbeit der Menschheit und die Kunst der Geschichtsschreibung Schlossers, Gervinus, Dahlmanns und Bruno Bauer's. Charlottenburg, 1846. — Die Universalreform und der Egoismus. Eine Uibersicht über den Gang der Entwickelung der neuesten Filosofie. Charlottenburg, 1846. **Talvj**: Historica view of the slavic languages. 1834. Deutsch in Berlin 1837. — Untersuchungen über die Authenticität des Ossian. Leipzig, 1840. — Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nation mit einer Uibersicht der Lieder außereuropäischer Völkerschaften. Leipzig, 1840. (Pseudonym statt **Theresia Adolfine Louise Von Jakob**). **Tholuck**: Uiber das Wesen und den sittlichen Einfluß des Heidenthums. 1823. In **Neander's** Denkwürdigkeiten. **Uckert**: Die Civilisirung des Menschengeschlechtes im Oriente. Berlin, 1808. **Ullmann**: Der Kultus des Genius. 1840. **Venedey**: Römerthum, Christenthum und Germanenthum. Frankfurt, 1840. (Vgl. der Recens. in

den Blätt. f lit. U. 1840. N. 135. Das Verstandesthum und Individuum. Leipzig, 1846. **Villegardelle:** Histoire des idèes sociales. Paris, 1837. Deutsch von Köppen. Berlin, 1847. **Volney:** Ruines. Paris, 1791, und in Oeuvres complètes. Paris, 1836. 8 B. **Wallon:** Histoire de l'esclavage dans l'antiquité. Paris, 1847. Zeitungswesen, mit vergleichenden Blicken ins Alterthum und dessen Institutionen. Deutsche Vierteljahrschrift. 1840. 1. Heft. — und in **Pierer's** Lexicon. 2. Aufl. Letzter Band.

---

b) Literatur der Kulturgeschichte nach einzelnen Kulturpersönlichkeiten und Orten.

Aimé Martin.: Die Civilisation des Menschengeschlechtes durch die Frauen. 2. Auflage. Breslau, 1847. **Arndt:** Gesch. d. Entwickelung des franz. Volkes. Leipzig, 1844 — 1846. **Abel:** Gemälde der Lage des weiblichen Geschlechtes unter allen Völkern der Erde. Leipzig, 1803. **Androssow:** Geschichte der Civilisation in Rußland. **Ballu:** Histoire de l'eloquence chez les Grecs, &c. Paris, 1813. **Brandenstein:** Mouvement politique, religieux, literaire, industriel et social d'Allemagne. Paris, 1846. **Bybilakis:** Neugriech. Leben verglichen mit dem altgriechischen zur Erläuterung beider. Berlin, 1840 gegen Fallmereyer ebenso wie: Die Abstammung d. Griechen. München, 1847. **Cassagnac:** Gesch. der arbeitenden und der bürgerlichen Klassen, übersetzt von Braunschweig. 1839. **Chlebus:** Juden und Heiden im Verhältniß zu einander. Berlin, 1846. **Chojecki,** Czechia i Czechowie. Berlin, 1847. **Churoa:** Kritische Darstellung der Socialtheorie Fourier's. 1840. **Duden:** Europa und Deutschland von Nordamerika aus betrachtet. 1833. **Duhamel:** Histoire de l'academie des Sciences. Paris. **Eichhorn:** Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Göttingen, 1808. 5. A. 1845. 4 Thle. **Engels:** Die Lage der arbeitenden Klasse in England. 1845. **Erhard:** Geschichte des

Wiederaufblühens der wissenschaftlichen Bildung vornehmlich in Deutschland. 1827 — 1832. Magdeburg. 3 B. **Falk**: Göthescher Platonismus. Auserlesene Werke. 2 Th. **Fallmereyer**: Gesch. der Insel Morea. — Fragmente aus dem Oriente. Stuttgart, 1845. **Feuerbach**: **P. Bayle** nach seinen für die Geschichte der Filosofie und Menschheit interessantesten Momenten. Ansbach. 1839. 2. Ausgabe. Leipzig, 1844. u. A. m. Verdienste der Frauen um die Naturwissenschaften, Heilkunde u. s. w. Göttingen, 1830. Zustände slawischer Frauen. Prag, 1839, in **Kwěty**. **Funke**: Der fortdauernde Kampf der alten und neuen Welt, der romanischen und german. Bildungselemente und deren Versöhnung durch Kunst und Wissenschaft. **Gans**: Rückblicke auf Personen und Zustände. 1836. Berlin. **Geismar**: Bibliothek der deutschen Aufklärer. Leipzig, 1846. Gallerie historique des illustres Germains. Frankf., 1839. **Ghillany**: Das Judenthum und die Kritik. Nürnberg, 1844. **Gregor** des Dreimal-Großen (1340 — 1410): Uiber die Irrthümer der Juden, Manichäer, Mohamedaner. In armenischer Sprache zu Konstantinopel 1729. **Grün**: Die sociale Bewegung in Frankreich und Belgien, 1845. **Guizot**: Histoire de la civilisation en Europe. Paris, 1828. 6. A. 1846. Ins Deutsche übersetzt von Sachs. Stuttgart, 1844. Ins Polnische in Warschau, 1844. 2 B. **Gutzkow**: Göthe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte. 1836. **Heinig**: Abriß einer Geschichte der Sklaven. Weißenfels, 1806. **Henry**: History of Great-Britain. **Hoffmann**: Die Erziehung des weiblichen Geschlechtes in Indien. Stuttgart 1841. **Holdheim**: Die religiöse Stellung des weiblichen Geschlechtes im talmudischen Judenthume. Schwerin, 1846. **Julius**: Nordamerika's sittliche Zustände. 1838. **Jung**: Frauen und Männer oder über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft beider Geschlechter. Königsberg, 1847. **Jungmann**: Hist. lit. české. 2. A. Prag 1849. **Kogalnitchen**: Skizze e. Gesch. d. Zigeuner, ihrer Sitten u. Sprache. Aus dem Französ. von **Caska**. Stuttgart, 1840. **Kollár**: Cestopis do horní

Italie—se zlaštnim ohledem na slawianské žiwly, a se slownikem slawianskych umělcůw wšech kmenůw. Pesth, 1843. **Köppen:** Materialí dlja istor. proswnščenia w Rossii. Petersburg, 1819 **Lane:** Modern Egyptians. London, 1842 3 B. **Lasaulx:** Uiber den Entwicklungsgang des griech. und röm. und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Lebens. München, 1847. **Laube:** Das junge Europa. 1833 — 1837. 5 Bände. **Lelewel:** Betrachtungen über den politischen Zustand des ehemaligen Polens und über die Geschichte seines Volkes. Brüssel, 1845. **Mackinnon:** Histoire de la civilisation en France, en Angleterre. Paris, 1848. **Marx:** Misère de la filosofie. 1847. Brüssel. **Menzel:** Die deutsche Literatur. Stuttgart, 1828. 2 B. — 1836. 4 Bände. **Nebeský:** Literatura lidu. Prag, 1847. Č. č. M. IV. **H. Niebuhr.** Römische Geschichte. 1811. 2 B. 1827. 3 B. 1844. 4. 5. B. von Schmitz. **Niemeier:** Originelle Stellen der griech. und römisch. Klassiker. Halle, 1813. **Nyerup:** Kulturgesch. Dänemarks und Norwegens. Altona, 1804. **Pelison:** Histoire de l'Academie francaise. Fortgesetzt von d'Olivet und d'Alembert. **Pflanz:** Ueber das religiöse und kirchliche Leben in Frankreich. Stuttgart, 1840. **Phul:** Andeutungen über die Fortschritte des deutschen Staats-, Kriegs- und Hauswesens, Glaubens-, Wissens- und Kunstschaffens. Mannheim, 1846. 4. A. **Rehfues:** Göthe und sein Jahrhundert. 1835 (in der Minerva). **Reiger:** De vi foeminarum in res politicas. Gröningen, 1829. Römische Briefe von einem Florentiner (1837,—1838). Leipzig, 1840. **Röth:** Geschichte der ägyptischen und zoroastrischen Religionslehre. Mannheim, 1846. **Sachse:** Verzeichniß von Bildnissen von Aerzten und Naturforschern s. ältst. Ztn. Schwerin. seit, 1848. **Schinas:** Geschichte der alten Völker. In neugriechischer Sprache in Athen, 1846. **Schlosser:** Die Geschichte der alten Welt und ihrer Kultur. Frankfurt, 1826—1834. 9 Abtheilungen. — Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. Heidelberg, 1843. — 1848. 7 Bde. **Schön:** Allgemeine Statistik und Geschichte

der europäischen Civilisation. Leipzig, 1833 **Schmidt**: Die Zukunft der arbeitenden Klassen. 1845. **Schulz**: Die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts. Berlin, 1824. **Sendtner**: Göthe, seine Zeit und die uns'rige. München, 1832. Zur Geschichte der geistigen Entwickelung in Spanien. A. A. Z. 1841. N. 103. **Tastu**: Histoire de quarante fauteuils de l'Academie française. Paris, 1842. **Theremin**: Demosthenes und Massilon. Beiträge zur Geschichte der Beredsamkeit. 1845. **Thiersch**: Uiber die Epochen der bildenden Kunst bei den Griechen. 1829. **Vasari**: Leben der ausgezeichnetsten Maler, Bildhauer und Baumeister von **Cimabue** bis 1567. Aus d. Italienischen von Schorn und Förster. Stuttgart, 1832—1845. **Viardot**: Studien zur Geschichte der Staatseinrichtungen, der Literatur, des Theaters und der bildenden Künste in Spanien. Aus dem Französischen von Hell. Leipzig, 1847. 2. Auflage. **Wachsmuth**: Europäische Sittengeschichte vom Ursprunge volksthümlicher Gestaltungen an. Leipzig, 1836—1839. 6 B. **Wocel**: Literní zpráwy a rozmanitosti. Prag, 1847. Č. č. M. IV. V. H. und an vielen andern Orten dieser Zeitschrift.

---

c) Literatur der Kulturgeschichte nach einzelnen Kulturepochen.

Amerling: Zpràwy o duchowním žiwotě nynějsich času. Prag, 1837. Č. č. M. I. II. H. **Arndt**: Geist der Zeit. Altona, 1807—1818. 4 Bde. **Ast**: Uiber den Geist des Alterthums und dessen Bedeutung für unser Zeitalter. Landshut, 1805. **Bacherer**: Salon deutscher Zeitgenossen. Frankfurt, 1838. **Br. Bauer**: Geschichte der Politik, Kultur und Aufklärung des 18. Jahrhunderts. Charlottenburg, 1843. **Br. und Edgar Bauer**: Denkwürdigkeiten zur Geschichte der neuern Zeit. Charlottenburg, 1844. **Biedermann**: Unsere Gegenwart und Zukunft. Leipzig seit 1846. **Binder**: Gesch. des filosofischen und revolutionären Jahrhunderts. Schafhaus. 1844. **Boost**: Die neueste Geschichte der Menschheit. Regensburg. 1836. **Böttiger**: Literarische Zustände und Zeitgenossen 1838. **Bulgarow**: Obrazowaně drewnich narodow.

Petersburg, 1795. 4 B. **Dahlmann**: Geschichte der englischen Revolution. Leipzig, 1844. 2. A. — Geschichte der französischen Revolution. 1845. **Droysen**: Geschichte der Befreiungskriege. Stuttgart, 1846. 2 B. **Fichte**: Vorlesungen über die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters. Berlin, 1806. Die freie Wissenschaft und ihre neuesten Ankläger. Tübingen, 1845. J. B. v. G. II. Gegenwart und Zukunft oder Deutschlands Reorganisation Schaffhausen, 1843. **Gelzer**: Die ethische Bedeutung der Geschichte für die Gegenwart. Berlin, 1844. **Gentz**: Fragmente aus der neuesten Geschichte des politischen Gleichgewichtes in Europa. 1806. **Gries**: Abbruch und Neubau, Jetztzeit und Zukunft. 1845. **Güllich**: Darstellung des Handels, der Gewerbe 2c. unserer Zeit. Jena, 1830 und 1842—1845. 9 Bde. **Hagen**: Deutschlands literar. und religiöse Verhältnisse im Reformat. Zeitalter. — Fragen der Zeit vom historischen Standpunkte betrachtet. Stuttgart, 1846. 2 Theile. **Herder**: Uiber die religiösen und socialen Fragen der Gegenwart. A. s. nachgelassenen Papieren. 1846. **Heß**: Die gesellschaftlichen Zustände der civilisirten Welt. 1846. **Hinrichs**: Die Fragen der Gegenwart und **Michelet's** Geschichte der letzten Systeme. 1839. Hallische Jahrbücher Nro. 58—61. **Hofmeister**: Beiträge zur Kenntniß des Geistes der Alten. Essen, 1831. **Kollontaj**: Rozbior krytyczny zasad historyi o poczatkach rodu ludzkiego. Krakau, 1842. **Konrad**: Uiber die Urgeschichte der Welt und der Menschen. Prag, 1818. **Lasaulx**: Uiber den Entwickelungsgang des griechischen und römischen und den gegenwärtigen Zustand des deutschen Volkes. München, 1847. **Link**: Die Urwelt und das Alterthum erläutert durch die Naturkunde. Berlin, 1829. Literärische Gesellschaften im 18. Jahrh. 1840. Bl. f. lit. Unt. N. 143. **Loebell**: Greger von **Tours** und seine Zeit. Leipzig, 1839. **Meiners**: Historische Vergleichung der Sitten des Mittelalters mit denen unseres Jahrh. Hannover, 1793. **Menzel**: Europa im Jahre 1840. Stuttg. 1841. **Müller**: Uiber den Organismus und den Entwicke-

BIBLIOTHEK MÜNCHEN

lungsgang der politischen Ideen im Alterthume oder die alte Geschichte vom Standpunkte der Filosofie. Lüderitz, 1839. **K. O. Müller**: Kleine deutsche Schriften über Religion, Kunst, und Literatur-Leben und Geschichte des Alterthums. Breslau, 1847. **Noak**: Ein Wort über die Filosofie der Gegenwart. Tübingen, 1845. J. B. d. G. VII. **Oppermann**: Die Göttinger gelehrten Anzeigen während einer hundertjährigen Wirksamkeit für Filosofie, schöne Literatur, Politik und Gesch. Göttingen, 1844. **Panofka**: Bilder antiquen Lebens. Berlin, 1843. **Raumer**: Geschichte der Pädagogik vom Wiederaufblühen klass. Studien bis auf unsere Zeit. Stuttgart, 1846. 2. A. **Reiff**: Eine Entdeckung d. A. Z. über die Filosofie der Gegenwart. Tübingen, 1845. J. B. d. G. VII. **Ritter**: Vorhalle europäischer Völkergeschichten vor Herodot. Berlin, 1820. **Roux-Ferrand**: Histoire des progres de la civilisation en Europe depuis l'ére chret. Paris, 1833. **Ruge**: Zwei Jahre in Paris. Zürich, 1846. 2 B. **Sallet**: Die Atheisten und Gottlosen unserer Zeit. Leipzig, 1844. **Scheibel**: Zur Kenntniß der alten Welt. Breslau, 1806. **Schmid**: Geschichte der Mystik im Mittelalter. Jena, 1824. **Schmidt-Phiseldeck**: Das Menschengeschlecht auf seinem gegenwärtigen Standpunkte. Kopenhagen, 1827. **Schneider**: Das Problem der Zeit und dessen Lösung durch die Association. 1844. **Schütz**: Göthes Filosofie. Anthologie aus seinen Werken. 1825—1826. 7. B. **Steffens**: Was ich erlebte. Breslau, 1844. 10 B. Die gegenwärtige Zeit. Berlin, 1817. **Tomiček**: Doba prwního člowěčenstwa. Prag, 1846. **Weiller**: Uiber die gegenwärtige und künftige Menschheit. München, 1799. **Woltmann**: Grundriß der ältern Menschengeschichte. Jena, 1796. **Wolf**: Alterthumswissenschaft. Leipzig, 1835, 1839. **Zinserling**: Charakteristik des Alterthums. Göttingen, 1806.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Druckfehler.

Seite	7,	11,	Zeile	v. O.	statt	französische	lies	deutsch fr.
„	21,	6,	„	v. U.	„	einer	„	innerer.
„	46,	16,	„	v. O.	„	der	„	einiger.
„	57,	4,	„	v. O.	„	Furcht	„	Frucht.
„	80,	12,	„	v. U.	„	Guen	„	Guru.
„	81,	7,	„	O.	„	Beschämung	„	Beschauung.
„	82,	10,	„	v. O.	„	Acra	„	Aera.
„	83,	1,	„	v. O.	„	in	„	ihn.
„	84,	14,	„	v. U.	„	dieß	„	daß.
„	92,	3,	„	v. O.	„	Gate	„	Tate.
„	96,	6,	„	v. O.	„	Hemaes	„	Hermes.
„	97,	lies überall statt griechisch, macedo-griechisch.						
„	97,	5,		v, U,	lies	der nachfolgenden, spätern.		
„	98,	8,		v, O,	„	Nomadenleben.		
„	98,	12, 13,		v, O,	lies:	der die Zeiten der Unterwürfigkeit unter den Hyksos ideal auffaßte.		
„	103,	5,		v. U.	statt	gänzlich,	lies	meistens.
„	105,	8,		v. O.	„	Celten	„	Galatä.
„	115,	13,		v. O.	„	tamen	„	kamen.
„	119,	12,		v. U.	„	Urotat	„	Urotal.
„	134,	8,		v. O.	„	Morgen	„	Norden.
„	150,	8,		v. U.	„	bei	„	fast bei.
„	160,	10,		v. U.	„	kamen	„	kommen.
„	176,	15,		v. O.	„	er	„	es.

Fuch

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hanuš, Ignác Jan,

Vorlesungen über die allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit gehalten an der Universität zu Olmütz im Jahre 1849

Brünn 1849

H.g.hum. 103 pf
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435174-1